

**„Herrschaft und Sexualität in Franz Kafkas Romanen  
‚Der Proceß‘ und ‚Das Schloß‘“**

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung des akademischen Grades  
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

dem

Fachbereich Germanistik und Kunstwissenschaften  
der Philipps-Universität Marburg

vorgelegt von

Karin Leich  
aus Kirchhain

Marburg 2003

Vom Fachbereich Neuere deutsche Literatur und Kunstwissenschaften der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen am

16.07.2003

Tag der Disputation: 09.09.2003

Erstgutachter: Prof. Dr. Alfons Glück

Zweitgutachter: Prof. Dr. Thomas Anz

# Inhaltsverzeichnis

<b>I.</b>	<b>Einleitung</b> .....	1
1.	Forschungsdiskussion .....	1
2.	Politisches Denken.....	12
<b>II.</b>	<b>Der Proceß</b> .....	25
1.	Die Frauen.....	25
1.1.	Einführung .....	25
1.2.	Fräulein Bürstner und Josef K. ....	31
1.3.	Leni .....	45
1.3.1.	Leni und Josef K. ....	50
1.4.	Sexualität .....	54
2.	Herrschaft.....	59
2.1.	Der Einbruch des Gerichts .....	59
2.2.	Auflehnung und Faszination .....	67
2.3.	Die Beziehung Josef K. / Dr. Huld .....	93
2.4.	Die Beziehung Josef K. / Titorelli .....	99
2.4.1.	Josef K.s Situation vor dem Besuch bei Titorelli .....	99
2.4.2.	Das Gericht und die Kunst.....	102
2.4.3.	Die Schuldproblematik .....	107
2.4.4.	Methoden der Prozeßführung.....	110
2.4.5.	Erlösung .....	111
2.5.	Die Beziehung Josef K. / Gefängniskaplan .....	116
2.5.1.	Einführung .....	116
2.5.2.	Das Verhältnis zwischen Josef K. und dem Gefängniskaplan.....	121
2.5.3.	Inhaltsangabe der Parabel .....	125
2.5.4.	Parabeldeutung auf der Ebene des Textes.....	126
2.5.5.	Gesellschaftliche Bezüge .....	128
2.5.6.	Erinnern und Vergessen .....	131
2.6.	Josef K.s Tod .....	147
<b>III.</b>	<b>Das Schloß</b> .....	157
1.	Das Streben ins Schloß .....	157
1.1.	Integration und Machtstreben .....	157
1.2.	Wahrnehmung.....	172
1.2.1.	Wahrnehmung des Schlosses und Kindheitserinnerung .....	180
2.	Die Frauen.....	191
2.1.	Einführung .....	191
2.2.	Die Brückenhofwirtin Gardena .....	193
2.3.	Frieda .....	203
2.3.1.	Beziehungsvoraussetzungen .....	203
2.3.2.	Sexualität .....	207
2.3.3.	Beziehungsverlauf.....	218

2.4.	Olga und Amalia .....	223
2.4.1.	Olga und K. ....	223
2.4.2.	Verelendung .....	226
2.4.3.	Sexualität .....	230
3.	Gesellschaftliche Bezüge .....	240
3.1.	Schuld .....	240
3.2.	Die Darstellung der Bürokratie im „Schloß“ .....	246
3.2.1.	Bürgerl.....	257
4.	Abbruch.....	271
<b>IV.</b>	<b>Zusammenfassung und Ausblick.....</b>	<b>275</b>
	<b>Literaturverzeichnis.....</b>	<b>288</b>

Die Abkürzungen stehen für die im Text zitierten und angeführten Ausgaben der Werke Kafkas. Die im Text jeder Abkürzung folgende Zahl bezieht sich auf die Seite des Werkes, dem Zitat oder Hinweis entnommen wurden.

- Br** Franz Kafka: BRIEFE 1902 – 1924. Herausgegeben von Max Brod. 4. Auflage. Frankfurt a. M. 1975.
- DzL** Franz Kafka: DRUCKE ZU LEBZEITEN. Herausgegeben von Hans-Gerd Koch, Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Frankfurt a. M. 1994.
- F** Franz Kafka: BRIEFE AN FELICE und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit. Herausgegeben von Erich Heller und Jürgen Born. Frankfurt a. M. 1976.
- P** Franz Kafka: DER PROCESS. Roman in der Fassung der Handschrift. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Frankfurt a. M. 1990.
- S** Franz Kafka: DAS SCHLOSS. Roman in der Fassung der Handschrift. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Frankfurt a. M. 1982.
- T** Franz Kafka: TAGEBÜCHER. In der Fassung der Handschrift. Herausgegeben von Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley. Frankfurt a. M. 1990.
- NSuF II** Franz Kafka: NACHGELASSENE SCHRIFTEN UND FRAGMENTE II. In der Fassung der Handschrift. Herausgegeben von Jost Schillemeit. Frankfurt a. M. 1992.



# **I. Einleitung**

## **1. Forschungsdiskussion**

Franz Kafka begann den „Proceß“ 1914 mit Beginn des 1. Weltkrieges und das „Schloß“ 1922, vier Jahre nach Kriegsende. Der Kriegausbruch zeigte, daß die Ideen und Träume von Freiheit und Selbstbestimmung in der Zeit der Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts nicht Wirklichkeit geworden waren.

In beide Romane fließen sowohl die Erfahrungen der gesellschaftlichen Zerfallsprozesse, die zum 1. Weltkrieg führten, als auch die Kriegs- und Restautionserfahrung nach dem Krieg mit ein. Im „Proceß“ wird der Bankprokurist Josef K. von einer Kommission verhaftet, ohne ein Verbrechen im bürgerlich-rechtlichen Sinn begangen zu haben. Der ein Jahr währende Prozeß endet mit der Exekution Josef K.s. Im „Proceß“ liegt der Hauptakzent der Darstellung auf dem sich entwickelnden Schuldempfinden. K. dagegen, die Hauptfigur im „Schloß“, kommt in eine geschlossene Gesellschaft, aber gerade in ihr möchte er eine neue Heimat finden, ohne seine Identität aufzugeben. K. gelingt es nicht, sich unter diesem Konformitätsdruck in die Dorf-Schloß-Gesellschaft zu integrieren. Beide Romane zeigen die Auseinandersetzung des einzelnen mit gesellschaftlicher Macht und mit sich selbst.

Die vorliegende Arbeit behandelt die Darstellung der Frauen und die Darstellung von Herrschaft im „Proceß“ und im „Schloß“. Sexualität und Herrschaft sollen aufeinander bezogen werden. Meine These ist, daß Kafka Herrschaft als äußere Unterdrückung durch die bürokratischen Apparate und als innere Bewußtseinsdeformation seiner Figuren zeigt. Die Darstellung des falschen Bewußtseins geht in Kafkas Darstellung weit über die in der Literatur der Moderne bekannten Formen hinaus. Das Problematische für eine Interpretation der Texte Kafkas ist die dialektische Spannung zwischen äußerer und verinnerlichter Herrschaft. In den Romanen wechselt die Perspektive zwischen Innen und Außen. Die Psyche der Figuren reagiert auf äußere Autorität, aber ebenso reagiert die äußere Autorität auf die verinnerlichten Autoritätsstrukturen der Figuren. Zudem erscheint das dargestellte Ich in sich selbst widersprüchlich. Empfindungen und Gefühle werden verdrängt und treten verstellt ins Bewußtsein.

Die Darstellung von Herrschaft wird in der Arbeit, abgesehen von Passagen, die die Arbeitsweise der bürokratischen Apparate zum Inhalt haben, vom Ich der Figuren aus gesehen und untersucht. Das Ich ist ein Abbild des Außen. Aber zugleich strebt das Ich Unabhängigkeit von den inneren und äußeren Autoritäten und Glücks- und Befriedigungsmöglichkeiten an. Die personale Erzählperspektive Kafkas eröffnet nur den Bewußtseinsraum der Figuren. Keine übergeordnete Perspektive im Sinn des

auktorialen Erzählers vermittelt das Geschehen. Doch es existieren Passagen in neutraler und distanzierender Erzählperspektive.

Die Forschungsliteratur zu Kafkas Werk, mit der sich meine Dissertation vornehmlich auseinandersetzt, widmet sich gesellschaftskritischen Untersuchungen. Mich interessiert besonders die Forschungsliteratur über die Bewußtseinsdarstellung bei Kafka und die sozialhistorischen Analysen zu Zeit und Werk. Diese zeigen im Werk Kafkas die Entfremdung des Menschen von sich und der Welt. Im folgenden möchte ich einige der Arbeiten kurz darstellen.

Klaus-Peter Philippi<sup>1</sup> stellt das Bewußtsein der Figuren philosophischen Erkenntnissystemen gegenüber. So öffnet sich in der Gegenüberstellung zu Jean-Paul Sartre und zu Johann Wolfgang von Goethes „Faust“ ein Bezugsraum zur Moderne, der Phänomene wie Isolation, Einsamkeit, Beziehung und Erinnerung in einem weiteren Rahmen transparent macht, ohne daß Kafkas Werk im besonderen mit einem philosophischen Gedankengebäude verbunden wird. Philippi beleuchtet besonders das Streben K.s ins Schloß, dem alles andere, Überleben, Integration und K.s Beziehungen zu anderen Menschen untergeordnet ist.

Jörgen Kobs<sup>2</sup> untersucht die Bewußtseinsdarstellung der Figuren insbesondere im „Verschollenen“. Anhand von sprachlichen und textkritischen Analysen zeigt er die dichterische Arbeitsweise Kafkas. Der allgemein gerühmte sachliche, nüchterne Ton der Werke steht inhaltlich mit den Versuchen der Figuren in Verbindung, sich Einsicht und Überblick über die Lebensverhältnisse und die Beziehungen zu anderen zu verschaffen. Diese Verschränkung von Form und Inhalt läßt Rückschlüsse auf die dichterische Wirkungsabsicht zu. Entgegen ihrem subjektiven Ziel Welterkenntnis zu erlangen, sind die Figuren in ihrer eigenen Wahrnehmung gefangen. Gerade das um Objektivität bemühte Erkennen der Einzelercheinungen bedinge das Scheitern an einer Zusammenführung der einzelnen Wahrnehmungsbilder zu einem sinnvollen Ganzen. In dieser paradoxen Darstellung liege die ästhetische Wirkung der Dichtung Kafkas. Im eigenen Denken verhaftet, ergeben sich keine Kriterien der Welterkenntnis und der Erkenntnis der anderen Figuren, die ebenso in ihre je eigene Wahrnehmung verstrickt sind. Wahrheit und Sinnzusammenhang seien im System der einander gegenüberstehenden Selbstbehauptungsversuche nicht zu erreichen. Kobs zeigt, daß die

---

<sup>1</sup> Klaus-Peter Philippi: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman „Das Schloß“. Tübingen, 1966.

<sup>2</sup> Jörgen Kobs: Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v. d. H., 1970.



dichterische Absicht in einer Bloßlegung der Gefangenschaft in materiellen Beziehungen liegt.

Ödipaler Konflikt und Ichlosigkeit, Aggressionshemmung und Ambivalenz sind Topoi der Kafka-Forschung. Verdrängung, Schuldgefühl und Scham der Hauptfiguren sind die inneren auslösenden Momente für den explosiven Konflikt von Innen und Außen. Walter H. Sokel<sup>3</sup> entwickelt in seiner großen psychoanalytisch orientierten Arbeit den Begriff der Spaltung als grundlegende Darstellungsfigur Kafkas. Diese bestehe in der Diskrepanz zwischen bewußtem Denken und Wollen der Figuren einerseits und unbewußten Tendenzen andererseits, die dem bewußten Planen entgegenstehen. So kämpft das in sich gespaltene Ich sowohl mit sich selbst darum, welcher der Anteile sich durchsetzt, als auch mit der Außenwelt, die das Ich in die Kampfsituation hineinführt, indem Elemente der Außenwelt an die unbewußten verdrängten Tendenzen anknüpfen und sich gegen das Ich verbünden. Sokel zeigt, daß dieser Konflikt von Kafka sowohl tragisch als auch ironisch dargestellt wird. Dies sei abhängig von der Erzählstruktur: Tragisch sei sie dann, wenn der Fall der Hauptfigur aus der scheinbaren Sicherheit dargestellt werde, z. B. im „Urteil“, ironisch dann, wenn die Erzählhaltung reflektierende und distanzierende Elemente enthalte. Dies ist in den Werken mit parabolischer Form der Fall, z. B. in „Vor dem Gesetz“, worin, wie Sokel zeigt, auch die Sicht des Türhüters erscheint.

Den Zusammenhang von innerer und äußerer Autorität und Abhängigkeit hat Hans Helmut Hiebel<sup>4</sup> als grundlegend für Kafkas Darstellung angesehen. Seine psychoanalytisch orientierte Deutung nimmt neben der klassischen psychoanalytischen Theorie die dem französischen Strukturalismus verbundene Psychoanalyse (Jacques Lacan) auf. Der Wechsel von Innen und Außen in der Ich- und Gesellschaftsdarstellung Kafkas führe zu einem Zirkel: Bürokratie und die unbewußten Tendenzen des Ich korrespondieren miteinander. Recht werde zu Macht und verliere so seine moralische Gültigkeit, daher erscheinen diese im Werk als ununterscheidbar miteinander verwoben. Äußerer sozialer Druck spiegelt sich in den Innenwelten der Figuren wider. Nach Hiebel gibt es keinen Beurteilungsstandort außerhalb des Zirkels von Innen und Außen. Diese formale Gestaltung erzeuge die Paradoxie des Werkes, die dennoch nach Deutung verlange.

---

<sup>3</sup> Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976.

<sup>4</sup> Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983.

Ulf Abraham<sup>5</sup> untersucht den Zusammenhang von Sprache und Macht. Die Oberhoheit über die Rede und die Auslegung des Gesagten bestimmen Macht und Ohnmacht der Figuren. Erst durch Sprache konstituieren sich die sozialen Hierarchien und die persönlichen Abhängigkeiten. Die Hauptfiguren wehren sich gegen das Monopol der Rede der übergeordneten Mächte. Sie sollen zu Außenseitern und Schuldigen gemacht werden. Doch die Hauptfiguren scheitern am Konsens der ihnen übergeordneten Macht. Nicht Schuld wird thematisiert, sondern das Schuldgefühl, das in ihnen durch die Machthabenden erweckt wird. Abraham zeigt, daß archaische, oftmals theokratische, und moderne, auf Gesetzgebung beruhende Rechtsvorstellungen, einander in ihrer unterdrückenden Wirkung ergänzen. Diese bedingt die Angst und Selbstaufgabe der Figuren. Die Rede der Mächtigen habe die Funktion, die bestehende soziale Ordnung in ihrem Sinn fortzusetzen und festzuschreiben. Das Innere der Herrschaft werde von Kafka nicht gezeigt. Kafka erreiche trotz der inhaltlich niederdrückenden Darstellung dennoch eine befreiende Wirkung. Abraham wendet sich aufgrund der Uneinsehbarkeit der inneren Machtstrukturen gegen eine Deutung, die oft die Leere und das Schweigen des Inneren des Gesetzes zu Recht und Wahrheit verklärt habe. Kafka befrage oder zerstöre vielmehr durch die Darstellung der Leere im Inneren der Macht den Glauben an eine angeblich höchste Instanz, von der die niederen Instanzen ihre Berechtigung, Macht auszuüben, ableiten wollen.

Reiner Stach<sup>6</sup> zeigt den ästhetischen Funktionszusammenhang der Frauenfiguren Kafkas. Dabei geht er von den um die vorletzte Jahrhundertwende klischeehaft herrschenden Frauenbildern aus. Den frauenfeindlichen Kanon der männlichen Vorstellungswelt stellt er anhand des Werkes „Geschlecht und Charakter“ von Otto Weininger vor. Kafka stelle aber dieses negative Frauenbild in einen neuen ästhetischen Kontext. Dadurch erreicht Kafkas Werk nicht eine oberflächliche, nämlich äußerlich bleibende moralische oder intellektuelle Rehabilitierung der Frau, sondern zeige die Frau als das „Andere“. Die Frau stehe dem männlichen Denken und männlicher Weltsicht und -wahrnehmung autonom gegenüber. Stach zeigt, daß die Dorfgesellschaft im „Schloß“ matriarchalische Strukturen aufweist und so eine Form der Gegenwelt zur äußerlich patriarchalischen Schloßwelt besitzt. Aufgrund der Materialfülle kann Stach nur skizzenhaft ausführen, daß auch der bürokratische Apparat Kafkas ein nach weiblichen, alogischen Denkformen strukturierter Organismus ist. Ausgehend von den Frauenbildern gibt Stach eine innovative Deutung der Frauenfiguren einerseits und der weiblichen Funktionszusammenhängen angeglichenen bürokratischen Organisationsform andererseits.

---

<sup>5</sup> Ulf Abraham: Der verhörte Held. Verhöre, Urteile und die Rede von Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas. München, 1985.

<sup>6</sup> Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen. Frankfurt am Main, 1987.

Gerhard Neumann<sup>7</sup> zeigt in seinen strukturalistisch orientierten Arbeiten zu Kafka neue formale und inhaltliche Beziehungen auf. Er beleuchtet anhand von psychoanalytischen und sozialen Kategorien die Darstellung des Körpers und der Kunst im Werk. In Kafkas Kritik an der familialen Struktur und an der patriarchalisch orientierten Gesellschaft erscheinen Form- und Sinngehalte, die Kafkas Distanz zur abendländischen Tradition belegen würden und die nicht an dem eurozentristischen Menschen- und Weltbild orientiert seien.

Die materialistischen und sozialhistorischen Studien zu Kafka und seinem Werk beleuchten Aspekte der politischen und sozialen Wirklichkeit Kafkas und seiner dichterischen Darstellung im Werk. Karin Keller<sup>8</sup> zeigt im Werk den Aspekt der unhinterfragbaren Tradierung von Macht und die Unterwerfung der Beherrschten, ohne daß diese gesellschaftliche Macht als veränderbare wahrnehmen. Die fortschreitende Bürokratisierung der Gesellschaft fördere die Mythisierung der Macht und schreibe die Ohnmacht der Beherrschten fest. Uwe Jahnke<sup>9</sup> zeigt in seiner sehr materialreichen sozialgeschichtlichen Arbeit in einem Teil Kafkas Arbeitsleben als Jurist der AUVA und wendet in einem zweiten Teil Kategorien der materialistischen Gesellschaftstheorie auf das Werk an. Hier erscheine Kafkas Kritik an Ausbeutung und Unterdrückung der kapitalistischen Produktionsweise. Verdinglichung und Entfremdung bestimmen die Darstellung, daher könne Kafka Menschen und Tiere und auch Menschen und Dinge miteinander vertauschen oder miteinander gleichsetzen, denn der Mensch sei durch die kapitalistische Produktionsweise zu einem Ding herabgewürdigt. Kafkas Darstellung ermögliche ein Erkennen des Warencharakters der menschlichen Beziehungen.

Kafkas Werk entfaltet meiner Meinung nach einen emanzipatorischen Gestus, denn der Leser ist zur Überprüfung der eigenen Abhängigkeitsstrukturen und einer Revision seiner verinnerlichten scheinbar fraglos gültigen Gesetze und Maßstäbe aufgefordert. Kafkas Werk enthält sich jeder autoritären Geste. Formale und inhaltliche Enthaltensamkeit gegenüber einer Darstellung des Inneren der Autorität kann eine ästhetische und geistige Auseinandersetzung bewirken, die zu einer Neuorientierung

---

<sup>7</sup> Gerhard Neumann: „Nachrichten vom ‚Pontus‘“. Das Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka Symposium. Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Herausgegeben von Wilhelm Emrich und Bernd Goldmann. Mainz, 1985. S. 101-157.

Gerhard Neumann: Franz Kafkas Schloß-Roman. Das parasitäre Spiel der Zeichen. In: Franz Kafka Schriftverkehr. Herausgegeben von Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau, 1990. S. 199-221.

Gerhard Neumann: Der Zauber des Anfangs und das „Zögern vor der Geburt“. – Kafkas Poetologie des „riskantesten Augenblicks“. In: Hans-Dieter Zimmermann (Hrsg.): Nach erneuter Lektüre: Franz Kafkas Der Prozess. Würzburg, 1992. S. 121-142.

<sup>8</sup> Karin Keller: Gesellschaft in mythischem Bann. Studien zum Roman ‚Das Schloß‘ und anderen Werken Franz Kafkas. Wiesbaden, 1977.

<sup>9</sup> Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988.

führt. Die zwischen Ich und Gesellschaft changierende Perspektive bewirkt einerseits die Beunruhigung und innere Beteiligung des Lesers, andererseits fordert sie gerade aufgrund ihrer Offenheit zur Beurteilung dessen auf, woran seine Figuren scheitern. Meine Arbeit will jene Gründe beleuchten, die Josef K.s Tod und den Untergang K.s herbeiführen.

Die vorliegende Dissertation bezieht sich in den Teilen, die Herrschaft behandeln, besonders auf die Untersuchungen von Hannah Arendt über totalitäre Herrschaft und auf die Theorien der Zerstörung von Vernunft und Sinnlichkeit der „Frankfurter Schule“. Für die Darstellung der Sexualität und für die Deutung der Beziehungen der Figuren wird die Psychoanalyse Sigmund Freuds zugrunde gelegt.

Meine These ist, daß in den Arbeits- und Funktionsweisen der Bürokratie, wie Kafka sie zeigt, Formen totalitärer Erfassung des Individuums erscheinen. In der Darstellung des Bewußtseins erscheinen Formen der Einsamkeit und Sprachlosigkeit, wie sie die Kritische Theorie in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft erkannt hat.

Der Begriff des Parias im Gegensatz zu dem des Parvenues wird für Hannah Arendt<sup>10</sup> zum Symbolbegriff für jene jüdischen unkorumpierbaren Denker und Künstler, die niemals dem mainstream gehorchten. Sie standen sowohl der Assimilation als auch jeglichem Nationalismus kritisch gegenüber. Heinrich Heine, Charlie Chaplin und Franz Kafka<sup>11</sup> gehören zu ihnen. Hellsichtigkeit und Stolz bestimmen ihre Werke und ihr Handeln. Ausgehend von den gesellschaftlich bestimmten Begriffen „Parvenue“ und „Paria“, die die Nähe oder die Ferne zum Establishment ausdrücken, soll die Arbeit Kafkas Darstellung des Niedergangs der bürgerlichen Gesellschaft nachvollziehen. Meine These ist, daß Kafka in den Bürokratien die Entmündigung des einzelnen und seine Herabwürdigung zu einer Sache darstellt. Detailliert legt das Werk die bürokratischen Methoden der Verwaltung und der Beherrschung offen. Die Autonomie des einzelnen wird beschnitten und zerstört.

---

<sup>10</sup> Hannah Arendt: Die verborgene Tradition. In: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt am Main, 1976. S. 46-73.

<sup>11</sup> In einer Arbeit über Hermann Broch bestimmt Hannah Arendt Kafka im Vergleich zu Marcel Proust und Hermann Broch. Sie führt die Dimension des zeitlich und gesellschaftlich schon Bekannten und Erkannten an, um den Gehalt der Werke zu erfassen: „Proust ist der letzte und schönste Abschied von der Welt des neunzehnten Jahrhunderts, und wir kehren immer wieder zu seinem Werk, das in der Tonart des ‚Nicht mehr‘ geschrieben ist, zurück, wenn uns die Stimmung des Abschiednehmens und der Trauer überwältigt. Kafka dagegen ist nur in begrenztem Umfang unser Zeitgenosse. Es ist, als schriebe er bereits vom Standpunkt einer entfernten Zukunft aus, als hätte er nur in einer Welt zu Hause sein können, die ‚noch nicht‘ ist. ... Brochs Werk ... ist etwas wie das fehlende Bindeglied zwischen Proust und Kafka geworden, zwischen einer Vergangenheit, die wir unwiederbringlich verloren haben, und einer Zukunft, die wir noch nicht ergreifen können.“ (Hannah Arendt: No Longer and Not Yet. Nation, 14. September 1946, S. 300. In: Elisabeth Young-Bruehl: Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit. Frankfurt am Main, 1991. S. 277.)

In der Darstellung der Beschränkung des handelnden Ich durch die bürokratischen Apparate erscheint die Zerstörung der Freiheit in ihrem individuellen und in ihrem öffentlich-politischen Sinn. Hannah Arendt<sup>12</sup> untersucht diejenigen Faktoren im 19. Jahrhundert, die zu den totalitären Herrschaftsformen des 20. Jahrhunderts führten. Der deutsche Faschismus und der Stalinismus herrschen mittels Ideologie und Terror. Die totalitären Regime unterscheiden sich von Diktaturen und anderen tyrannischen Herrschaftsformen zum einen durch die permanente Indoktrinierung der Bevölkerung und zum anderen im System der Konzentrations- und Vernichtungslager und der dauernden Abschaffung der bürgerlichen Rechte.

Der Kapitalüberschuß, der in Europa nicht mehr profitabel angelegt werden konnte, war der Anlaß für den Expansionsdrang des Kapitals in andere Kontinente. Antisemitismus, Rassismus und Imperialismus zeigt Arendt als die entscheidenden ideologischen und ökonomischen Entwicklungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, die einerseits die schon instabile politische Autorität der Nationalstaaten untergruben und andererseits Probleme schufen, die nach gesellschaftlichen Lösungen jenseits der politischen Sphäre suchen ließen. Für die Zerstörung des seit der Aufklärung bestehenden Gedankens der Einheit und Gleichheit des Menschengeschlechts sorgten die Erfahrungen des Imperialismus in Asien und besonders in Afrika. Die außereuropäischen imperialistischen Eroberungserfahrungen Westeuropas fanden ihren Niederschlag in den Staatengebilden Mitteleuropas in Form der Panbewegungen. In den Nationalstaaten Westeuropas und in den Staatengebilden Ost- und Mitteleuropas herrschte eine explosive Mischung aus ökonomischer Unsicherheit und ideologischer Verblendung.

Die politische Willenlosigkeit der bürgerlichen Schichten, die zentralistische Bürokratie der Doppelmonarchie, der Antisemitismus jeder parteilichen Gruppierung, die Unterdrückung der Minderheiten, das Ausspielen der Minderheiten gegeneinander – Deutsche gegen Tschechen, Tschechen gegen Slowaken, Slowaken gegen Ungarn – hat Kafka gesehen und erlebt. Entscheidende Elemente dieser Konstellationen erscheinen in poetischer Form in den Romanen: in der Ohnmacht des einzelnen den Behörden gegenüber, in dem intellektuellen und psychischen Verhaftet-Sein Josef K.s in materiellen Denkweisen, die ihm das Prozeßgeschehen verschleiern und in der Vernichtung der Freiheit des einzelnen. Zwischen den Figuren herrschen Kälte und Fremdheit, die die von Hannah Arendt gezeigten gesellschaftlichen Phänomene lebendig werden lassen. Kafkas Bürokrationen zeigen ein unfäßliches Zerstörungspotential. Bürokratie, dies eine der Hauptaussagen Hannah Arendts, herrsche mittels Verordnungen und Anordnungen, die sich den jeweiligen

---

<sup>12</sup> Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958.

ökonomischen und sozialen Erfordernissen der herrschenden oder zur Herrschaft strebenden Gruppierungen anpassen. Damit wird bürokratische Herrschaft zu einem von keiner beständigen legislativen Ordnung und Gesetzgebung kontrollierbaren Machtapparat. Kafka zeigt im „Proceß“ und im „Schloß“ besonders diesen Aspekt der Unangreifbarkeit und Undurchschaubarkeit bürokratischer Macht, die zu ihrem Erhalt keiner Rechtfertigung und Legitimierung bedarf.

Arendts Analyse jener Ereignisse, die zum Aufstieg des Nationalsozialismus führten, beinhaltet Kritik am deutschen Bürgertum. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 strebte die bürgerliche Klasse nicht mehr von sich aus zur politischen Führung eines noch zu bildenden Nationalstaats. Erst durch die äußere Einigung bedingt (Bismarck), nahm sie an der politischen Führung teil. Die Bourgeoisie führte wirtschaftliche Kategorien und Bewegungsformen in die politische Sphäre ein; Expansion, Konkurrenz, Leistungswillen, überhaupt das Recht des Stärkeren wurden in der Politik zu bestimmenden Größen.

Hannah Arendt spricht vom Imperialismus als einer zweiten Akkumulation des Kapitals. Sie kritisiert an Karl Marx, daß er den Staat so gesehen habe, wie ihn die Bourgeoisie selbst wahrnahm, nämlich als Garanten ihrer ökonomischen Aktionen und als Bewahrer und Sicherer des Eigentums. Dabei unterhöhlte die bürgerliche Klasse nach Arendt den Nationalstaat, der wenigstens politisch den Anspruch erhob, alle Klassen zu vertreten. Es scheint, als hätten die lange politische Abstinenz, das Verharren in wirtschaftlichen Zusammenhängen und die Finanz- und Börsenskandale der Gründerzeit zusammen mit den imperialistischen Abenteuern in Afrika die seit der Aufklärung bestehenden bürgerlichen Ideale gänzlich zerstört. Nach dem 1. Weltkrieg, als Deutschland eine Reintegration in die europäische Staatengemeinschaft dringend benötigte, verhinderte die Bourgeoisie durch die Verbindung dessen, was Arendt die Allianz von Kapital und Mob nennt, eine grundlegende politische Neuorientierung. Der Mob setzt sich aus den Angehörigen aller Klassen zusammen, die aus Klassen-, Arbeits- und anderen Bindungsformen herausgefallen sind. Gerade dies macht sie empfänglich für rassistische Ideologien. Die Arbeiterbewegung als einzig freiheitliche Bewegung war zu einer Kursänderung aus verschiedenen Gründen nicht mehr in der Lage, durch die Abhängigkeit von Sowjetrußland, durch die Bürokratisierung und Entmündigung durch eigene Funktionäre und durch ihr Verharren in nationalstaatlichen Kategorien. Die bürgerliche Klasse glaubte, sich Hitlers Expansionsgelüste zur Eroberung neuer Märkte zunutze machen zu können. Dabei wurde übersehen, daß Hitler ganz andere Ziele als ökonomische verfolgen könnte.

Sigmund Freuds Triebtheorie und Elemente der späten Kultur- und Ichtheorie verwende ich für die Interpretation der Figuren und ihrer Konflikte mit sich selbst und mit der Außenwelt. Dabei geht es weder um die Konzeption der Individualneurosen noch um

eine Diskussion der Libido- und Todestrieb-Theorien Freuds. Gesellschaft formt die Konstitution des einzelnen. Die Triebe suchen Wege, in der Anpassung an die herrschenden Formen zur Befriedigung zu gelangen. Jede Kultur schränkt Sexualität und Aggression ein, um das Überleben der Gemeinschaft zu sichern. In der Dialektik von Befriedigung und Triebverzicht vollzieht sich das menschliche Leben. Die Ersetzung des kindlichen Lustprinzips durch das Realitätsprinzip ist jene Anpassungsleistung, die das Fortbestehen der Gesellschaft und auch das des einzelnen sichert. Das Überleben der einzelnen ist trotz großer Bedürfnisseinschränkung und Versagung möglich. Dabei gibt es nach Freud ein Maß an Triebversagung, das nicht überschritten werden kann, ohne daß eine gesamte Gesellschaft und ihre Mitglieder neurotisch und krank werden. Freud setzt in seiner theoretischen und praktischen Arbeit bei dem beschädigten und unglücklichen Individuum an. Dieses soll Entfaltungsmöglichkeiten und neue Handlungskompetenz gewinnen. Die neurotische Erkrankung erscheint im Licht der Psychoanalyse als eine negative individuelle Kompromißbildung zwischen dem primären Glücksstreben des Ich und den Ansprüchen der Außenwelt. Der Heilungsprozeß vollzieht sich durch die Bewußtarmachung von Triebwünschen und durch die Entlastung und Entschuldung des Ich gegenüber dem Über-Ich.

Die Begriffe Schuld und Schuldgefühl sind gleichermaßen für Freuds wie für Kafkas Werk bestimmend. Durch sie werden philosophische, theologische und anthropologische komplexe Theorien diskutiert und verbildlicht. Im „Proceß“ geht Josef K. an seinem unbewußten Schuldgefühl zugrunde, dessen Auslöser das Gericht ist. Innen- und Außenwelt gehen eine Allianz gegen das Ich ein, das sich der Anklagen nicht wirklich und nicht dauerhaft erwehren kann. Das Gericht erscheint in einer Doppelfunktion, zum einen als äußere Instanz, zum anderen als mit Josef K.s Bewußtsein und Unbewußtem korrespondierende Innenwelt. Im „Schloß“ ist die Gesellschaft erstarrt, keine Bewegungen außer dem Steigen und Fallen in imaginären Hierarchien bestimmen das Leben der Dorfbewohner. Schuld erscheint hier nur im Kontext der gesellschaftlichen Bestimmtheit durch das Schloß.

Meine These ist, daß Kafka in der erzählerischen Reduktion auf das suchende und sich irrende Ich und damit durch die Abstinenz gegenüber jeder autoritären, scheinbar aufklärerischen Geste, die Tradition der Aufklärung bewahrt.

Der Zirkel von Innen und Außen (Hans Helmut Hiebel) in der Darstellung Kafkas läßt eine Verbindung von gesellschaftskritischen und psychoanalytischen Kategorien bei der Interpretation wichtig erscheinen. Die Kritische Theorie verbindet Gesellschaftskritik und Psychoanalyse. Die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse aller Menschen ist nach der Analyse der materialistischen Gesellschaftskritik seit langem möglich, doch die Entfaltung der Produktivkräfte hat nicht zur Befriedigung der elementaren Bedürfnisse

aller Menschen geführt. In der westlichen Welt trägt der einzelne durch sein bloßes Dasein zur Verewigung der ungerechten Zustände bei. Schuldgefühle und Scham einerseits, Ohnmacht und Wut andererseits sind zu bestimmenden Gefühlen, seien sie bewußt oder unbewußt, geworden. Empfindungen des Ausgeliefertseins und der Demütigung lassen sich nicht mehr gesellschaftlich kompensieren oder integrieren. Doch können die Impulse zur Veränderung nur aus jedem einzelnen selbst kommen. Im Zusammenspiel der Kräfte von Ich, Über-Ich und Es stellt die Kritische Theorie eine fortschreitende Abnahme der Entfaltungsmöglichkeiten des Ich fest. Wie Freud erklärt die Kritische Theorie die prekäre Lage des Ich durch die Zerriebenheit zwischen Außen und Innen. Die Kritische Theorie zeigt, bestimmt durch die Erfahrung des Faschismus, die zunehmende Zerstörung des Ich durch die Normierung der Arbeitswelt und die Industrialisierung der Freizeit. War der Rückzug ins Private, Nicht-Uniformierte auch weitgehend eine schöne Illusion des bürgerlichen Individuums, so existierte dieser doch virtuell.

Die Autonomie des einzelnen erscheint durch die Internationalisierung des Kapitals noch weiter beschnitten und reglementiert als zu Freuds und Kafkas Zeiten. Der Konkurrenz- und Existenzkampf vollzieht sich öffentlich und privat. Das bürgerliche Individuum zu Zeiten Kafkas konnte noch sich selbst als Beherrscher des eigenen Lebens wännen. Heute hingegen erscheint der Zugriff auf Geschmack, Denken und Lebensweise normierter denn je. In der Kunst, in der Religion, in den außerparlamentarischen Freiheitsbewegungen weltweit sind Elemente enthalten, die die Wünsche des Individuums nach Freiheit und Lust bestätigen und keinen Leistungsbeweis von ihm fordern. In diesen Elementen findet die Kritische Theorie Refugien, die nicht von Hierarchien und Konkurrenz bestimmt sind. Der Sinn von Schönheit und der Sinn des Lebens liegen in sich selbst.

Die Kritische Theorie zeigt Vermittlungs- und Denkwege zwischen materialistischer Gesellschaftskritik und Psychoanalyse. Die vorliegende Arbeit widmet sich Kafkas Darstellung des hilflosen und vereinzelter Ich. Weder inhaltlich noch formal zeigt Kafka einen Standpunkt, der die Verwirrung und das Scheitern erklärt. Alle Stimmen der Texte relativieren einander in ihrer jeweiligen Position und ergänzen einander als Sichtweise opponierender Kräfte. Dem Scheitern und dem Untergang der Figuren kann kein übergeordneter Sinn abgewonnen werden. These ist, daß in dieser vollkommen durchgebildeten Negation des Bestehenden ästhetisch die Bewahrung des Ich erscheint.

Die Arbeit geht der Frage nach, wo die Figuren Befriedigung und Glück suchen und welche Konflikte dabei in ihnen selbst und mit der Außenwelt entstehen. Kafka zeigt Bewußtsein und Außenwelt in einem dialektischen Verhältnis: Dies drückt sich aus in der Schuld und Selbstablehnung Josef K.s im Zusammenspiel mit der ihn anklagenden Behörde im „Proceß“ und in der verzweifelter Suche K.s nach Identität und



Selbstbewahrung im Verhältnis zur Schloßbürokratie im „Schloß“. Die anderen Figuren erscheinen – insofern als sie nicht zur herrschenden Clique gehören – gegenüber den Hauptfiguren als noch Davongekommene. Josef K. und K. befinden sich in einem Ausnahmezustand, der zur Regel werden kann.

In der Sexualität erscheint die Spaltung des Ich in ersehnte Bedürfnisbefriedigung und in der Angst davor. Analysiert werden die Frauenfiguren und die Beziehungen, die die Hauptfiguren zu ihnen eingehen, um in diesem Beziehungsgeflecht auch die Fragilität und Beschädigung des Ich in Kafkas Darstellung herauszuarbeiten. In der sexuellen Begegnung treffen gesellschaftliche Zurichtung und eigene Bedürfnisse aufeinander. In der Sexualität erreicht die Bewußtseinsdarstellung ihre Tiefe und gleichzeitig ihre irritierendste Brüchigkeit. Die Arbeit untersucht nicht die pathologischen Formen der Figuren, sondern entwickelt eine Darstellung der Möglichkeiten des Ich, seine Triebbedürfnisse in repressiver Umgebung auszudrücken und auszuleben.

Kafkas bürokratische Apparate im „Proceß“ und im „Schloß“ zeigen die Tendenz, die Gesellschaft zu unterminieren und völlig zu beherrschen, ohne manifeste Unterdrückung auszuüben. Innere und äußere Gefangenschaft bestimmen die Figuren Kafkas. In diesem Feld erscheinen die Verhaltensweisen seiner Figuren, die von devoter Schmeichelei bis zu versuchtem Widerstand reichen. Wirklicher Widerstand ist nicht zu finden. Die Arbeit versucht nachzuvollziehen, warum Kafka die Widerstandsmöglichkeit, und sei sie auch nur als innere Abkehr von der äußeren Macht erkennbar, als so geringfügig darstellte.

Hierin erscheint für mich der Wirklichkeits- und Wahrheitsgehalt des Werkes. Kafkas verwaltete Welt zeigt die Gefahren der Uniformierung und Gleichschaltung bürokratischer Herrschaft für den einzelnen und für eine humane Gesellschaft. Gerade die Undurchschaubarkeit der Verordnungen in bürokratischen Systemen bedingt die Ohnmacht der einzelnen. Josef K. kann die Schuld, die ihm von außen angetragen wird, nicht abtun, K. kann sich des Sogcharakters von Abhängigkeit und Reflexion der Dorf-Schloß-Gesellschaft nicht entziehen. Wünsche und Ängste, die das Denken bestimmen, verhindern eine realistische Einschätzung der Lage. Kafka zeigt, daß Autoritätsgläubigkeit und hierarchisches Denken Grundkonstanten menschlicher Existenz sind. Mit dem Aufkommen der Macht der bürokratischen Apparate verselbständigt sich diese Macht gegenüber den Menschen. Ein Aspekt des Gerichtswesens im „Proceß“ ist, daß es nicht von anderen öffentlichen Institutionen kontrolliert werden kann. Im „Schloß“ ist die Behörde die einzige äußere Macht, die das öffentliche und private Leben zum völligen Erliegen gebracht hat. Die Interessen der Dorfbewohner erscheinen als egoistisch motivierte Kämpfe um Vorteile. Die materielle Entwicklung ist gering. Die Dorfbewohner sind arm, niemand von ihnen lebt im Überfluß. Dennoch zeigt Kafka keine feudale Gesellschaftsstruktur, denn die

Verkehrsformen der Dorf-Schloß-Gesellschaft beruhen auf den Leistungsprinzipien der Klassengesellschaft. Zwischen den Dorfbewohnern herrscht Konkurrenz und Mißtrauen, Unterordnung und Anpassung. Die Schloßbehörde bestimmt mit ihrem undurchschaubaren Verwaltungsapparat das Leben und Denken der Dorfbewohner. Weder Josef K. im „Proceß“ noch K. im „Schloß“ finden im Zusammensein mit anderen zu dauernden Bindungen und Freiheitsmöglichkeiten für sich selbst.

Die Arbeit geht der Frage nach, warum es für die Hauptfiguren so schwer und fast unmöglich ist, sich den Anschuldigungen von außen zu stellen (Josef K. im „Proceß“) oder eine Abkehr vom einmal intendierten Ziel zu vollziehen (K. im „Schloß“). Schuld und Schuldempfinden sowie Identität und Identitätsbildung in Auseinandersetzung mit dem Außen sind zentrale Fragestellungen der Arbeit.

Den regressiven Aspekten der Sexualität, Abhängigkeit, gegenseitige Benutzung und Treulosigkeit stehen progressive Momente entgegen. Die Figuren finden Nähe, Solidarität und Zuwendung. Diese wenigen Momente sollen dargestellt und untersucht werden. Dabei erscheint es auch wichtig zu erkennen, inwieweit Kafka emanzipatorische Momente in seiner Frauendarstellung gezeigt und verwirklicht hat. Oft haben scheinbar regressive Tendenzen auch progressive Wirkungen. Dies ist besonders bei der Figur Lenis der Fall.

Meines Erachtens sind die Frauen in der von Männern dominierten Forschung oft negativ bewertet worden. Die Arbeit versucht daher, Verhaltensweisen der Frauen in einem feministisch orientierten Kontext zu deuten. Die Frauenfiguren zeigen aufgrund ihrer Ferne zu den Machtapparaten einen über die bestehende Gesellschaftsform hinausweisenden Charakter. Sie bergen Hoffnungsmöglichkeiten, andere Lebensformen zu ergreifen.

Die Arbeit ist in zwei Teile gegliedert, die jeweils die Romane unter dem Aspekt „Frauen und Sexualität“ und unter dem Aspekt „Herrschaft“ untersuchen. Daran schließen sich Zusammenfassung und Ausblick an. Ich versuche, die Bedeutung des Werkes von Franz Kafka für die Gegenwart anzudeuten.

## **2. Politisches Denken**

Kafkas politisches Denken gründet auf persönlichen und gesellschaftlichen Erfahrungen, die bis in seine Kindheit zurückführen. In der Gestalt des Vaters, den er als ‚Tyranen‘ wahrnimmt, erlebt er eine Macht, „deren Recht auf ihrer Person, nicht auf dem Denken begründet ist“ (NSuF II 152). Schon das Kind durchschaut die Vernunftferne und die Vernunftunabhängigkeit patriarchalisch-autoritärer Macht. Daraus erfolgen Sensibilisierung gegenüber Ungerechtigkeit und Hinwendung zu den vom Vater verachteten und drangsalierten Personen, meist dessen Angestellte. Später

rufen ärmere und vom bürgerlichen Establishment verachtete Schichten und Gruppen sein Interesse und seine Sympathie hervor.

Kafka hat keine Angst vor dem gesellschaftlich Fremden, denn er ist hier frei von den Vorurteilen der bürgerlichen Schicht, deren Enge und Beschränktheit bei gleichzeitiger äußerer Gesetztheit und vermeintlicher Vornehmheit er als unsicheres Selbstgefühl durchschaut. Der Umgang mit dem eigenen Judentum in den bürgerlich-jüdischen Kreisen Prags bewegt sich zwischen Säkularisierung und marginaler Teilnahme an religiöser Tradition. Doch weisen die Angleichung und die formale Emanzipation auf Risse hin. Antisemitische Äußerungen und Kampagnen, bis hin zu schweren Ausschreitungen und Angriffen bestimmen dauernd das Leben der jüdischen Bevölkerung Prags. In diesem Widerspruch zwischen wirtschaftlichem Erfolg, Respektabilität und politischer Gleichstellung der jüdischen Mittelstandsschichten einerseits und antisemitischen Hetzereien und Ausschreitungen im alltäglichen Lebenszusammenhang andererseits bezieht Kafka eine eindeutige Position. Er übernimmt und teilt nicht die politischen und moralischen Urteile der Vätergeneration.

Die politische Krise des Liberalismus und die wirtschaftliche Unsicherheit nach 1880 führten zu wachsendem Antisemitismus und dem Aufkommen nationalistischer Parteien (Deutschnationale und Jungtschechen) in Böhmen, die auch im Parlament in Wien vertreten waren. Dem stand der Aufstieg der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Österreich-Ungarn gegenüber. Durch diese existierte ein politisches Forum, in dessen Umfeld bis zum Ende Österreich-Ungarns keine Politik mit antisemitischen Parolen geführt wurde.

1897 wurde der Antisemit Vaclav Breznovsky von den Jungtschechen zur Parlamentswahl als Kandidat aufgestellt. Dies führte zum Bruch der jüdischen, tschechisch orientierten Bevölkerung mit der jungtschechischen Partei. Angesichts der Bedrohung der sich in allen Parteien verstärkenden antisemitischen Positionierung gelingt es der jüdischen Bevölkerung in Prag und ganz Böhmen, sich auf die Unterstützung sozialdemokratischer Kandidaten zu einigen. Christoph Stölzl beurteilt diese Entscheidung so:

„Die Ausgliederung aus dem bürgerlichen Nationalismus hatte begonnen. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen für den Grad der politischen Vereinsamung – (...) –, daß eine soziologisch so eindeutig bürgerliche Mittelschicht, wie es die Juden um 1900 waren, ihre Fühler nun zu einer im Prinzip sozialrevolutionären Partei ausstreckte, weil diese als letzte österreichische Kraft uneingeschränkt sich zu den Maximen liberaler Rechtsstaatlichkeit bekannte.“<sup>13</sup>

Die Deutsch-Nationalen verursachten den Sturz der Regierung Badeni in Wien, die mit den Jungtschechen zusammen regieren wollte. Dabei kommt es in Nordböhmen zu

---

<sup>13</sup> Christoph Stölzl: Kafkas böses Böhmen. Zur Sozialgeschichte eines Prager Juden. Edition text + kritik. München, 1975. S. 61.

Ausschreitungen gegen die dortige tschechische Bevölkerung und in Prag zum antisemitischen Terror, dem sogenannten „Dezembersturm“. Stölzl merkt an, daß die sozialdemokratischen Kräfte versuchten, die Angriffe einzudämmen. Kafka war 14 Jahre alt, und er beginnt, sich ganz im Einklang mit dem Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung Prags, für den Sozialismus zu interessieren.

Im Kontext seines gesellschaftlichen Interesses stehen außerdem Besuche von anarchistischen und sozialkritischen Vortragsabenden.<sup>14</sup> Die Universitätsjahre - besonders ab 1904 - sind durch die Freundschaft zu Max Brod und dessen weitgefächertes künstlerisch-literarisches und sozialpolitisches Engagement geprägt.

Die zionistische Bewegung wird zu einer führenden Aufgabe im Leben Max Brods, hieran nimmt Kafka interessierten Anteil. Eine in Jiddisch spielende Theatergruppe aus Warschau, die zum ersten Mal 1910/11 in Prag gastiert, weckt Kafkas emotionale Hinwendung zum Judentum, denn durch sie erlebt er fraglose Verbundenheit und jüdisches Leben, das in lebendige Tradition eingebettet ist. Zu Kafkas praktischem Wirken gehören das Engagement für das jiddische Theater um seinen Freund Jizchak Löwy<sup>15</sup> und die Hilfe für jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa während des Krieges.<sup>16</sup>

In der Figur Fräulein Montags im „Proceß“ erscheint Kafkas frühe Stellungnahme gegen den Krieg. Kafka charakterisiert sie als ‚häßliche Deutsche‘ mit pedantisch-mißgünstiger Persönlichkeit. Diese groteske Überformung der Figur kann im Kontext des Kriegsbeginns als Kafkas Ablehnung des Krieges überhaupt gedeutet werden.

---

<sup>14</sup> Michal Mares erinnert sich an die Anwesenheit Kafkas in Versammlungen und Vorträgen, z. B. ging Kafka zu einer Kundgebung zum 40. Jahrestag der Pariser Kommune (siehe: Michal Mares: Kafka und die Anarchisten. In: „Als Kafka mir entgegenkam ...“ Erinnerungen an Franz Kafka. Herausgegeben von Hans-Gerd Koch. Berlin, 1995. S. 82.) – Klaus Wagenbach erwähnt die Verbindung zum „Klub mladých“, zum politischen Verein „Vilem Körber“ und weitere Kontakte Kafkas zu sozialistischen und anarchistischen Gruppen und Einzelpersonen. (Siehe: Klaus Wagenbach: Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend. 1883-1912. Berlin, 1958. S.162 ff.) – Max Brod wendet sich nicht direkt gegen die Verbindung Kafkas zu anarchistischen und sozialistischen Kreisen in Prag in Form der Teilnahme an Vorträgen und Versammlungen, aber er spielt diese herab. Er bemerkt, daß Klaus Wagenbach auf Informationen des „gutmütigen, aber zur Phantastik neigenden Michal Mares“ hereingefallen sei. (Max Brod: Der Prager Kreis. Frankfurt am Main, 1979. S. 123.)

<sup>15</sup> Kafka drückt im „Brief an den Vater“ seine Enttäuschung über dessen gehässige Urteile aus: „Ohne ihn zu kennen, verglichst Du ihn in einer schrecklichen Weise, die ich schon vergessen habe, mit Ungeziefer, und wie so oft für Leute, die mir lieb waren, hattest Du automatisch das Sprichwort von den Hunden und Flöhen bei der Hand.“ (NSuF II 154)

<sup>16</sup> „Ost- und Westjuden, ein Abend. Die Verachtung der Ostjuden für die hiesigen Juden. Die Berechtigung dieser Verachtung. Wie die Ostjuden den Grund dieser Verachtung kennen, die Westjuden aber nicht. Z. B. die grauenhafte alle Lächerlichkeit übersteigende Auffassung, mit der die Mutter ihnen beizukommen sucht. Selbst Max, das Ungenügende Schwächliche seiner Rede, Rockaufknöpfen, Rockzucknöpfen. Und hier ist doch guter und bester Wille.“ (T 730) – Der Perspektivwechsel Kafkas legt die Angst beider Gruppen voreinander bloß. Die soziale Unterlegenheit der Ostjuden erlaubt ihnen einen unbeschönigten Blick auf die Realität, der sie die Klassen- und Gesellschaftsunterschiede erkennen läßt. Sie durchschauen die westjüdischen Ressentiments ihnen gegenüber, während es der aufgeschlossenen assimilierten, reicheren west-jüdischen Bevölkerung auch aus Scham schwerfällt, sich eigene Vorurteile und Unsicherheiten einzugestehen.

Kafkas politisches und geistiges Selbstverständnis schließt eine Befürwortung des Krieges als legitimes Mittel der politischen Auseinandersetzung aus. Bemerkungen und Einschätzungen in den Tagebüchern und in seinen Briefen zeigen die Verurteilung des Krieges. Doch verglichen mit anderen Themen erscheinen die politischen Äußerungen als äußerst knappe und zudem seltene Stellungnahmen. Die berühmteste Bemerkung, in der kein Ich erscheint, lautet:

„Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. Nachmittag Schwimmschule.“  
(T 543)

Eine anfängliche Kriegsbegeisterung erfaßte 1914 weite Teile der Bevölkerung. Kafka, der aufgrund seiner Arbeit bei der AUVA unabhkömmlich ist, beobachtet die in den Krieg ziehenden Regimenter und die von ihnen Abschied nehmende Bevölkerung: auch in Prag scheinen die Konflikte zwischen Nationalitäten und Klassen aufgehoben. Kafkas Einstellung ist ablehnend<sup>17</sup>, denn er durchschaut die durch die Behörden inszenierte Verbrüderung. Doch die Massenveranstaltungen der ersten Kriegstage bergen für ihn auch Momente der Faszination.<sup>18</sup> Diese scheinen darin zu bestehen, sich einmal verantwortungslos mit anderen eins zu fühlen. Schon im ersten Balkankrieg 1912 äußerte Kafka gegenüber Felice Bauer eine politische Einschätzung, die zuerst durch ihre Konformität zu den tagespolitischen Interessen Österreich-Ungarns auffällt.<sup>19</sup> Kafka

---

<sup>17</sup> Inmitten der Einmütigkeit des Jubels von Teilen der Bevölkerung bleibt für Kafka gewiß, daß die Partikularinteressen nicht aufgehoben sind: „Patriotischer Umzug. Rede des Bürgermeisters. Dann Verschwinden, dann Hervorkommen und der deutsche Ausruf: ‚Es lebe unser geliebter Monarch, hoch.‘ Ich stehe dabei mit meinem bösen Blick. Diese Umzüge sind eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges. Ausgehend von den jüdischen Handelsleuten, die einmal deutsch, einmal tschechisch sind, es sich zwar eingestehen, niemals aber so laut herausschreien dürfen wie jetzt. Natürlich reißen sie manchen mit. Organisiert war es gut. Es soll sich jeden Abend wiederholen, morgen Sonntag zweimal.“ (T546 f.) – Kafka kritisiert hier das Verhalten eines Teiles des jüdischen Bürgertums. Der deutsche und der tschechische Antisemitismus bewirkte ein wechselhaftes Wahlverhalten des jüdischen Bürgertums. Traditionell war der jüdische Mittelstand auf Seiten der deutschen bürgerlichen Oberschicht in Prag, aber das Anwachsen eines tschechischen Nationalempfindens erforderte gegenüber den Tschechen Konzessionen. Andererseits wurde die jüdische Mittelklasse von den Deutschen und den Tschechen benutzt, um Einflußbereiche zu sichern. Das schwankende Verhalten des jüdischen Mittelstandes eignete sich wiederum als antisemitisches Argument. Auch im „Brief an den Vater“ kritisiert Kafka dessen von Emotionen und praktischen Erfordernissen bestimmtes politisches Denken (siehe NSuF II 152 und 188).

<sup>18</sup> Ernst Popper erinnert sich daran, auf einem dieser Umzüge Kafka gesehen zu haben, der sich in einem Zustand der Entrückung befunden habe: „Der Betreffende, ein hochaufgeschossener, jüngerer Mensch, der mit hageren Armen wild in der Luft herumfuchtelte, war wie in Trance.“ (Ernst Popper: Begegnung bei Kriegsausbruch. In: „Als Kafka mir entgegenkam ...“ Erinnerungen an Franz Kafka. Herausgegeben von Hans-Gerd Koch. Berlin, 1995. S. 108.). – Ernst Popper nimmt an, daß die geistige Entrücktheit Kafkas dem Phänomen der Massenveranstaltung galt – nicht dem Kriegsausbruch selbst. Am Abend hingegen ist Kafkas äußerer Eindruck verändert. Im Gespräch mit anderen Prager Intellektuellen erscheint die reale Seite des Krieges, die möglichen Folgen werden diskutiert: der Zerfall Österreich-Ungarns und eine mögliche „Balkanisierung“ Mitteleuropas.

<sup>19</sup> Der Balkanbund (Serbien, Bulgarien, Griechenland und Montenegro) kämpfte gegen die Türkei, um die in türkischem Besitz befindlichen Gebiete auf dem Balkan zurückzuerobern und aufzuteilen. Innerhalb kürzester Zeit starben auf beiden Seiten hunderttausende Soldaten und Zivilisten. Ein Eingriff Österreich-Ungarns und Rußlands in das Kriegsgeschehen stand zu befürchten. Die Interessen Österreich-Ungarns waren

bewegt sich in einem geistigen Feld, das von der Ablehnung des Krieges und der persönlichen Hoffnung auf Erhalt Österreich-Ungarns gekennzeichnet ist. Österreich-Ungarn ist einerseits von Nationalitätenkonflikten und ökonomischen Krisen seit den 1880-er Jahren geschüttelt, andererseits ist das fragile Staatesgebilde Heimstätte vieler Völker und Lebensformen. Die jüdische Minderheit Österreich-Ungarns steht dem Habsburger Kaiserhaus seit der Emanzipation loyal gegenüber. Die prinzipielle Berechtigung der Existenz der Monarchie Österreich-Ungarns stellt Kafka nicht in Frage, ohne jedoch in nationale Gestimmtheit oder gar Euphorie zu verfallen. Diese Haltung zeigt sich in seiner Distanzierung und in seiner Abscheu vor den öffentlichen Inszenierungen des Krieges und in seiner gleichzeitigen Sorge um einen Zerfall des Staatswesens und den daraus möglicherweise erwachsenden nationalistischen und separatistischen Konsequenzen für Mitteleuropa. So kennt auch Kafka den Wunsch, daß Österreich unbeschädigt aus dem Krieg hervor gehen möge. Die emotionale Unsicherheit aufgrund des Krieges offenbart sich auch, als er im November 1915 Kriegsanleihen für 2000 Kronen erwirbt.<sup>20</sup>

Es bleibt ein fast romantisch zu nennender Traum seines Erwachsenenlebens, vor allem durch die innere Ablehnung gegenüber seiner Beamtentätigkeit bedingt, nach Palästina zu gehen, um dort ein einfaches, naturverbundenes und von körperlicher Arbeit bestimmtes Leben zu führen. Diese Möglichkeit ergab sich erst durch die zionistische Bewegung. Kafka hätte sich der zionistischen oder der sozialistischen Bewegung, mit der er in seiner Jugend sympathisiert, in irgendeiner Form anschließen können. Doch diesen Schritt vollzieht er nicht. Wodurch erklärt sich Kafkas Distanz?

---

von der Eigenständigkeit des Balkanbundes tangiert. In Prag machten sich die herrschenden Nationalitätenkonflikte zwischen Tschechen und Deutschen in Form von Solidaritätsbekundungen bemerkbar, auf seiten der Tschechen für die ‚slawischen Brüdervölker‘ und auf seiten der Deutschen als Furcht vor einer russischen Intervention. Kafka befindet sich im Einklang mit den vermeintlichen Interessen Österreich-Ungarns. Reiner Stach stellt seine, wie er bemerkt, ungewöhnlich unreflektierte Gemüthaltung dar: „Schon am 27. Oktober gestand er Felice Bauer, die Meldungen über das türkische Debakel deprimierten ihn, denn: ‚es ist auch ein großer Schlag für unsere Kolonien.‘ Es befremdet beinahe, mit welcher Unbefangenheit Kafka hier die allgemeine Sprachregelung übernimmt. Denn Österreich-Ungarn besaß ja überhaupt keine Kolonien ... weshalb man mit diesem Begriff ersatzweise die 1908 annektierten und unmittelbar an Serbien grenzenden Provinzen Bosnien und Herzegowina belegte – wo sich freilich österreichische Militärs und Beamte aufführten wie Kolonisatoren.“ (Reiner Stach: Kafka. Die Jahre der Entscheidungen. Frankfurt am Main, 2002. S. 254.) – Reiner Stach führt noch ein Gespräch über den Balkankrieg mit Max Brod an, in dem Kafka sein Lebensunglück mit dem der türkischen Soldaten vergleicht. – Kafka zeigt also durchaus Momente, die sich im Gleichklang mit dem Zeitgeist befinden. Diese scheinen jedoch auch von seinen jeweiligen Kommunikationspartnern abzuhängen. Sie beleuchten mehr ein psychisches Bedürfnis, als daß sie Kafkas politisches Denken darstellen. Kafka antizipiert Meinungen und Klischees, die die anderen haben oder von ihm erwarten könnten. Indem er diese Meinungen ausspricht, kann er sich verbergen, bleibt er unerkannt. Milena gegenüber gebraucht er diese Strategie nicht.

<sup>20</sup> Die Summe von 2000 Kronen entspricht etwas weniger als der Hälfte des Jahresgehaltes als Vicesekretär der AUVA. – Sowohl seine nicht unbeträchtliche Investition als auch seine moralische Indifferenz verursachen Kafka Unbehagen. „Nur die Zweifel wegen der Kriegsanleihe lagen mir im Kopf und hörten nun etwa 1/2 Stunde lang auf einem Spaziergang durch die belebtesten Gassen nicht auf.“ (T 771)

Dem Denken in Feindbildern und den Expansionsvorstellungen, die in den Nationalstaaten Vorkriegseuropas bestimmend waren, steht Kafka mit skeptischer Distanz gegenüber. Auch sein Abstand zur zionistischen Bewegung beruht auf diesem politischen Selbstverständnis. 1920 ist Kafka Zeuge der Klassenkämpfe in der neugegründeten Tschechoslowakischen Republik, dabei wird die jüdische Bevölkerung angegriffen:

„Ist es nicht das Selbstverständliche, daß man von dort weggeht, wo man so gehaßt wird (Zionismus oder Volksgefühl ist dabei gar nicht nötig).“ (M 302)

Seine politische Distanz zum nationalistischen Aspekt der zionistischen Bewegung wird hier deutlich. Für seine geistige Position bestimmt Kafka einen Ort, der weder dem zweifelnden Christentum Sören Kierkegaards noch der Aufbruchsstimmung des Zionismus entspricht:

„Ich bin nicht von der allerdings schon schwer sinkenden Hand des Christentums ins Leben geführt worden wie Kierkegaard und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang.“ (NSuF II 98)

Das Christentum des Credo quia absurdum und der Zionismus markieren einen Bruch mit der Tradition und erscheinen gleichzeitig als ein Rettungsversuch, um die Tradition lebendig zu erhalten und weiterzuführen. Kafkas Verständnis und Abstand zu diesen geistigen Erneuerungsversuchen beruhen auf intellektueller Sicherheit und geistiger Unabhängigkeit.<sup>21</sup> Kafka erliegt weder nostalgischen Gefühlen falscher Zusammengehörigkeit noch dem Empfinden, einer geistigen Avantgarde anzugehören. Dazu sind sein von Wunschdenken unabhängiger Realismus und das Wissen um die Gefahr eines irreparablen Zusammenbruchs in ihm zu ausgeprägt. Sein Bestehen auf Autonomie zieht intellektuelle und auch psychische Einsamkeit nach sich, die auch nicht völlig durch Ottla und Max Brod aufgehoben werden kann, und findet in formaler und inhaltlicher Hinsicht in den Werken ihre Gestaltung.

Angesichts des Ausbruchs der Gewalt und des unsagbaren Elends der Soldaten und der Zivilbevölkerung im ersten Weltkrieg stellt sich erneut und verschärft die Frage nach sozialer Gleichheit und einer gerechten Verteilung von Macht und Gütern. Einige Bemerkungen übermitteln Kafkas Interesse an der Russischen Revolution und der kurzen Zeit der Räterepublik in Deutschland.

---

<sup>21</sup> Die jüdische Mittelschicht ignoriert und leugnet den Antisemitismus der Deutschen. Hannah Arendt erkennt in dieser Leugnung der bürgerlichen jüdischen Schichten den entscheidenden „Realitätsverlust“ (siehe: Hannah Arendt: Walter Benjamin. In: Menschen in finsternen Zeiten. München Zürich, 1989. S. 223.) - Politisch standen den intellektuellen Kommunismus oder Zionismus offen, so legt Arendt dar, um diesem Realitätsverlust zu begegnen. Kafka entscheidet sich für keine dieser beiden Positionen. Eine ähnliche Haltung der politischen Distanz, begründet in der Notwendigkeit der Bewahrung der eigenen geistigen Unabhängigkeit, sieht Hannah Arendt bei Walter Benjamin.

Kafka sendet Milena Jesenková einen Artikel von Bertrand Russell über Leo Trotzki:

„Von den Allgemeinen die ich bisher über Rußland gelesen habe, hat der beiliegende Aufsatz den größten Eindruck auf mich oder richtiger auf meinen Körper, meine Nerven mein Blut gemacht. Allerdings habe ich es nicht genau so übernommen, wie es da steht, sondern erst für mein Orchester gesetzt. (Den Schluß habe ich abgerissen, er enthält Beschuldigungen der Kommunisten, die nicht in diesen Zusammenhang gehören, wie ja das Ganze auch nur ein Bruchstück ist).“  
(M 252)<sup>22</sup>

Im November 1920 fragt Kafka Milena nach den Todesumständen oder der Todesart Eugen Levinés: „Leviné wurde in München erschossen, nicht?“ (M 311) In Berlin wurde die Revolution von den Arbeitern spontan getragen und von der sozialdemokratischen Partei zur Erhaltung ihrer eigenen Macht mißbraucht und verraten. Viele der militärischen und ökonomischen Organisationsformen des alten Regimes blieben unangetastet. Der Protest der Arbeiter und Soldaten, der auf direkte Beteiligung in Form ihrer eigenen Räte an der Bildung einer konstitutionellen Regierung zielte, wurde von der SPD-Führung und von wilhelminischen Militärs blutig niedergeschlagen.

Kurt Eisner, der erste demokratische Ministerpräsident Bayerns, versuchte, den politischen Balanceakt zwischen den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten und einer konstitutionellen demokratischen Regierung zu vollziehen.<sup>23</sup> Nach der Ermordung Kurt

---

<sup>22</sup> Bertrand Russell bereiste von Mitte Mai bis Mitte Juni 1920 zusammen mit einer britischen Arbeiterdelegation die Sowjetunion. Einerseits betont er die Möglichkeit mit oppositionellen Politikern (Mensheviks, Sozialrevolutionären und Anarchisten) offen sprechen zu dürfen, andererseits prangert er das kompromißlose, der zaristischen Polizei ähnelnde Vorgehen der Bolschewiki gegenüber der Opposition an. Unter der Diktatur des Proletariats verstehe man durchaus diktatorische Staatsmaßnahmen, aber mit dem Begriff Proletariat sei nur der „klassenbewußte Teil des Proletariats“ gemeint. „Der Bolschewismus ist nach innen aristokratisch und nach außen hin streitbar. Die Kommunisten haben alle guten und schlechten Züge einer jungen und lebendigen Aristokratie.“ (Bertrand Russell: Aus dem bolschewistischen Ausland. In: Prager Tagblatt. Mittwoch, 25. August 1920. S. 4.) - Der von Kafka abgerissene Teil des Artikels berichtet von einem Besuch der Delegation in der Moskauer Staatsoper, wo Trotzki eine enthusiastisch aufgenommene Rede hielt. Russell kritisiert verhalten das, was man später ‚Personenkult‘ nennen wird. Kafka scheint dieser Aspekt der Kritik an den Bolschewiki nicht relevant gewesen zu sein. Russell warnt desweiteren vor einer Veränderung der bescheidenen und asketischen Lebensauffassung der Revolutionäre. Leicht könnten der Erfolg und der Besitz der Macht zu neuer Despotie in Rußland führen: „Wenn die Bolschewiki die Macht behalten, kann man annehmen, daß ihr Kommunismus dahinwelken wird und daß sie mehr und mehr irgend einer asiatischen Regierung gleichen werden, zum Beispiel unserer eigenen in Indien.“ (Ebenda, S. 4.)

<sup>23</sup> Es ist möglich, daß Kafka, als Abonnent der „Neuen Rundschau“, die sozialistischen Politiker der Revolutionszeit aus Artikeln und Essays, die sich mit der Arbeiterbewegung und der Lebenssituation der Arbeiter befassen, kannte. Durch die Arbeit bei der AUVA in Prag war Kafka mit der sozialen Lage der Arbeiter besonders in Nordböhmen vertraut. Da er durch seine Berufstätigkeit mit der Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiter beschäftigt war, sei es sehr gut möglich, so argumentiert Uwe Jahnke, daß Kafka Essays und Aufsätze, die die Lage der Arbeiter darstellen, mit großem berufsbedingtem und persönlichem Interesse rezipiert habe. Kurt Eisner kritisiert 1913 in der „Neuen Rundschau“ das aus Amerika stammende Taylor-System als eine Herabsetzung der Arbeiter zu einem Teil der Maschinen. Ein weiterer



Eisners, den Erfahrungen der verlorenen Revolution in Berlin und der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts glaubte Eugen Leviné, durch eine Räteregierung die Revolution in München retten zu können. Die Freikorps der Regierung Ebert/Noske setzten seinen Hoffnungen und der Münchner Räterepublik ein Ende. Im Juni 1919 wurde er wegen Hochverrats und unter Ablehnung eines Gnadengesuchs von einem Standgericht in München erschossen.<sup>24</sup>

Das Rätesystem ist eine demokratische Regierungsform, die bis heute noch nicht zur praktischen Erprobung und Umsetzung gelangt ist. Die Wahlvorgänge verlaufen von unten nach oben, und damit nicht, wie in einer parlamentarischen Regierung, durch ein Wahlsystem der von der Bevölkerung entrückten Kandidaten und Programme. Das Rätesystem hängt nicht von einer Parteiideologie ab, sondern von der freien Entscheidung für bestimmte Personen, die sich in ihrem Handeln für das ihnen entgegengebrachte Vertrauen als würdig erweisen müssen. Die Entbürokratisierung und die Spontaneität demokratischer Entscheidungsumsetzung der Räte mögen Kafkas Interesse auf sich gezogen haben.<sup>25</sup>

Die Ermordung Walter Rathenaus 1922 in Berlin ruft bei Kafka kein Erstaunen hervor: „Unbegreiflich, daß man ihn so lange leben ließ, schon vor zwei Monaten war das Gerücht von seiner Ermordung in Prag.“ (Br 378). Walter Rathenau trat für eine „Erfüllungspolitik“ (Arthur Rosenberg) der Reparationspflichten Deutschlands gegenüber den Entente-Mächten ein. Mit dieser kooperativen, doch von den konservativen Kräften verhaßten Haltung wollte die Regierung die Verantwortung Deutschlands am Krieg übernehmen. Es bestand so die

---

Selbstentfremdungsgrad des Menschen von sich und seiner Welt sei dadurch erreicht. (Siehe: Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988. S. 183 ff.).

<sup>24</sup> Aus dem Sanatorium in Meran beschreibt Kafka die politischen Meinungen seiner Mitpatienten, von denen einige aus Deutschland stammen. Sie sind Angehörige des Bürgertums, die wie selbstverständlich nach antisemitischen Stereotypen urteilen. Offenbar möchte man Kafka jedoch nicht persönlich verletzen; „nur den jüdischen Sozialisten und Kommunisten verzeiht man nichts, die ertränkt man in der Suppe und zerschneidet man beim Braten. Aber auch nicht durchwegs, ein Fabrikant aus Kempten z. B. ist da (auch dort war ein paar Tage lang eine allerdings unblutige und unjüdische Räteregierung), der sehr gut zwischen Landauer, Toller und anderen unterscheidet und von Lewin Imponierendes erzählt.“ (Br 275) – Grotesk wirken die Urteile, da Kafka die Mordlust der Bürger gegenüber den sozialistischen jüdischen Politikern mit deren Satttheit und Eßlust verbindet und kontrastiert. Kafka verschweigt aber auch nicht die Gegenstimme, die nicht ins Bild des reaktionären antisemitischen Bürgers paßt.

<sup>25</sup> Hannah Arendt sieht im Rätesystem eine basisdemokratische Alternative zum parlamentarischen Parteiensystem: „Das Rätesystem kann man nur verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es genau so alt ist, wie das Parteiensystem selbst, zusammen mit ihm entstand und immer wieder von ihm vernichtet worden ist. Die Räte stellen bis heute die einzige Alternative zu dem Parteiensystem dar, d. h. die einzige Alternative einer demokratischen Regierung in der Moderne. (...) Während der historische Ursprungsort des Parteiensystems im Parlament liegt, entstehen die Räte ausschließlich durch das Zusammenhandeln selbst und durch die in dieser Aktion spontan entstehenden Forderungen des Volkes. Hinter ihnen steht keine Ideologie, und sie sind von keiner politischen Theorie über die beste Staatsform vorgesehen, geschweige denn vorbedacht worden. Wo immer Räte auftraten, begegnete ihnen die gesamte Parteibürokratie von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken mit entschlossener Feindschaft, und von Seiten der Staatswissenschaftler und der politischen Theorie ist ihnen bisher nur einmütiges Totschweigen und vollständiges Ignorieren zuteil geworden.“ (Hannah Arendt: Die Ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus. München, 1958. S. 42 f.)

Hoffnung, durch die Zahlungsbereitschaft einen dauerhaften äußeren und inneren Frieden zu schaffen. Rathenaus europäisches Engagement ließ ihn zu einem weiteren Opfer der antidemokratischen, völkisch bestimmten Reaktion an sozialistischen und demokratischen Politikern werden. Kafka erkennt und kennt also genau die antisemitische, völkische Stimmungsmache und die selbstherrlichen, illusionären politischen Zielsetzungen der antidemokratischen Kräfte zumindest im deutschsprachigen Teil Europas. Diese wenigen Briefstellen scheinen mir Kafkas Interesse an auf Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse gerichteter Politik darzustellen. Hellsichtigkeit und Sensibilität gegenüber dem Erstarken der antisemitischen Reaktion und Trauer über den Verlust der auf Integration zielenden Bestrebungen der demokratischen Kräfte bestimmen seine politischen Urteile.

In den folgenden Kapiteln erscheint der Aspekt der Bürokratie unter den von Hannah Arendt entwickelten Kategorien der totalitären Bürokratie. Alfred und Max Weber finden nur ganz am Rande Erwähnung.<sup>26</sup> Im Juni 1906 wird Kafka von Professor Alfred Weber zum Doktor der Rechte promoviert. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Kafka einen gewissen Anteil am Lebenswerk der Brüder Weber nahm.<sup>27</sup> 1909 erregten die Brüder Weber in Wien auf einer Tagung des Vereins für Sozialpolitik mit ihren vehementen Warnungen gegenüber der zunehmenden, die Freiheit des Einzelnen beschneidenden Bürokratisierung große Aufmerksamkeit und stießen von konservativer Seite auf Ablehnung und Widerstand.

Die zunehmende Bürokratisierung der Lebenswelt war also schon zu Kafkas Zeiten ein brisantes und emotionsgeladenes Thema. Welche Bedeutung hat die Warnung vor dem

---

<sup>26</sup> Astrid-Lange-Kirchheim weist den Einfluß von Alfred Webers Aufsatz „Der Beamte“ auf Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie“ nach. Lange-Kirchheim kritisiert Kafkas politische Alternativlosigkeit, die sich nach dem folgen- und sinnlosen Tod des Offiziers und in der ironisierenden Darstellung des neuen Kommandanten zeige, während Weber sich deutlicher gegen die Gefahr des anwachsenden bürokratischen Apparates gewandt habe: „In seinem leidenschaftlichen Eintreten für das ‚Lebendige‘, die Dynamik des kulturellen Lebens, das sich sowohl in den Leistungen des großen Einzelnen manifestiert wie in kollektiver Kraftentfaltung, neigt Weber dazu, Ordnung mit Mechanismus gleichzusetzen und gänzlich zu entwerten. Kafkas Erzählung dagegen koppelt die großen Kulturwerte wie Religion, Moral, Gesetzgebung, Kunst an ein maschinelles Ordnungssystem, das zwar untergeht, zu dem es aber auch keine ernsthaft gestaltete positive Alternative gibt: denn die ‚milde‘ Herrschaft des neuen Kommandanten erscheint negativ ironisiert im Lichte von Libertinage. An diesem Gegenbild gemessen gewinnt die schlechte Ordnung des Apparats einiges an Wert zurück. Pathos und Entschiedenheit der Weberschen Haltung verfallen bei Kafka der Ambivalenz.“ (Astrid Lange-Kirchheim: Franz Kafka: „In der Strafkolonie“ und Alfred Weber: „Der Beamte“. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Neue Folge. Band XXVII. Heidelberg, 1977. S. 212.) – Vielleicht lag es in Kafkas Darstellungsabsicht, die Fragwürdigkeit des neuen Systems zu zeigen, die eben keine positive Alternative zum alten feudal-kolonialistischen System beinhaltet. Das liberalere System erfüllt nicht die Hoffnung auf mehr Gerechtigkeit und auf Befreiung von der Unterdrückung.

<sup>27</sup> Zum Realismus-Aspekt im Werk Kafkas, besonders zur Bürokratiendarstellung meint Reiner Stach, daß Kafka vor allem Erfahrungen aus seinem Arbeitsbereich bei der AUVA dichterisch verarbeitete. Eine konsistente Rezeption der Wissenschaftsdiskussion seiner Zeit, an der die Brüder Weber großen Anteil hatten, kann er für Kafka nicht feststellen: „Kafka war kein Theoretiker, und an der damals sich vollziehenden Inthronisierung der Soziologie als Wissenschaft der Moderne nahm er so gut wie keinen Anteil.“ (Reiner Stach: Kafka. Die Jahre der Entscheidungen. Frankfurt am Main, 2002. S. 332.)

Anwachsen der Bürokratie und der Verwaltungsapparate in den Werken von Max und Alfred Weber? Bei Kafka als einem Dichter und bei den Brüdern Weber aus wissenschaftlicher Perspektive findet ein analoges Innwerden der Bürokratieproblematik statt.<sup>28</sup>

Max Weber arbeitet die einzigartige „abendländische“ Entwicklung von Technologie und Rationalität seit dem späten Mittelalter in ihrer inneren Verbindung mit dem protestantischen Denken und Fühlen („innerweltliche Askese“) in seinen religionssoziologischen Schriften heraus. Leistungsfähigkeit und Effizienz bestimmen die Entwicklung der Produktionsmittel. Leistungsbereitschaft und die Fähigkeit zum Triebverzicht bestimmen auch die Initiatoren dieser Entwicklung; die bürgerliche Klasse. Weber sieht sich selbst als Mitglied dieser bürgerlichen Klasse, deren Schicksal und historische Aufgabe als Träger dieser Entwicklung ihm am Herzen liegt. Für seine Zeit erkennt er die Krise des Bürgertums in der weltpolitischen Situation expandierender Nationalstaaten und dem Kampf um Märkte, Rohstoffe und Einflußsphären. Die geistigen Fähigkeiten des liberalen Bürgertums genügen in der imperialistischen Phase des Kapitalismus nicht, um die Nationalökonomie in Deutschland konkurrenzfähig zu erhalten. Darauf reagiert Weber, indem er auf eine notwendige demokratische Öffnung des Staates aufmerksam macht. Das preußische Junkertum kann keinen modernen Industriestaat führen, denn eine rückständige Klasse ist nicht in der Lage, die Probleme des ökonomischen Wettbewerbs zu lösen.

Aus marxistischer Denktradition kritisiert Herbert Marcuse Max Webers Ausführungen über die Wertfreiheit der Wissenschaft: Forschungsgegenstand sei das Seiende - nicht das Seinsollende. Marcuse merkt an, daß in den Analysen Webers über die Rationalität des abendländischen Wirtschafts- und Zivilisationsprozesses zwei der Rationalität nicht innewohnende Voraussetzungen erscheinen: zum einen die privatwirtschaftliche Organisation der Beschaffung der erforderlichen Güter und Lebensmittel und zum anderen die Trennung der Produktionsmittel von den Arbeitern, die nur sich selbst, d. h. ihre Arbeitskraft, zu verkaufen haben.<sup>29</sup>

Durch die Bürokratie, die mit ihrer Verwaltungsebene die rationale, auf Mathematik und Empirie beruhende Wirklichkeitserfassung in den Produktions- und

---

<sup>28</sup> Paul Heller weist die enthusiastische Beschäftigung Max Brods mit dem Werk Max Webers, vor allem mit dessen religionssoziologischen Schriften nach. Max Brods Buch „Heidentum, Christentum, Judentum“ sei an Max Weber „angelehnt“. „Brod zitiert darin mehrfach Max Weber und setzt sich auf fünf Seiten mit dessen Schrift ‚Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus‘ auseinander. Kafka las dieses Buch bereits als Manuskript und diskutierte es im Sommer 1920 im Briefwechsel mit Max Brod (Br 279 f.).“ (Paul Heller: Franz Kafka: Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Tübingen, 1989. S. 193). – Kafka geht in der brieflichen Diskussion mit seinem Freund allerdings nicht auf Max Weber ein.

<sup>29</sup> „Diese Tatsachen sind im Sinne der Weberschen Begriffsbildung der formalen Ratio von außen vorgegeben, aber als geschichtliche Tatsachen begrenzen sie die generelle Gültigkeit des Begriffs selbst.“ (Herbert Marcuse: Industrialisierung und Kapitalismus im Werk Max Webers. In: Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt am Main, 1968. S.112.)

Wissenschaftsprozessen vervollständigt, kommt ein Element von Herrschaft über Materie und Menschen in die angenommene Vernünftigkeit der Produktionsverhältnisse. Marcuse führt aus, daß in dem Vernunft- und Wissenschaftsbegriff Webers die Kritik an demselben schon enthalten sei. Die bürokratische Herrschaftsform verwaltet das, was Menschen im Namen der technischen Vernunft angetan wird. Somit verliere bei Weber der Begriff der Rationalität die von der Klarheit des Denkens angestrebte „Wertneutralität“.

Zwar warnen Max und Alfred Weber vor der Bürokratisierung des Lebens und vor dem Aufgehen des einzelnen in seiner Berufsfunktion. Dies gilt besonders für die gebildete Schicht, die in den anwachsenden Apparaten arbeitet. Aber aufgrund der Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit des Ganzen, scheint in globalem Maßstab keine Alternative zur Ausdehnung der Verwaltungsapparate auf alle Lebensbereiche (Bildung, Militär, Politik, Parteien, Religion) zu existieren. Theodor W. Adorno greift in den Eingangssätzen der Dialektik der Aufklärung<sup>30</sup> auf Max Webers Diktum der „Entzauberung der Welt“<sup>31</sup> zurück. Max Weber wird so von Adorno in einen

---

<sup>30</sup> „Seit je hat Aufklärung im umfassendsten Sinn fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen. Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils. Das Programm der Aufklärung war die Entzauberung der Welt.“ (Theodor W. Adorno: Begriff der Aufklärung. In: Gesammelte Schriften. Band 3. Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main, 1981. S. 19.) – Theodor W. Adorno und Max Horkheimer untersuchen die dreitausendjährige europäische (Geistes-)Geschichte, die sich der Einsetzung der Vernunft und der Klarheit des Denkens verschrieben hat und doch in sich selbst eine Verselbständigung der verwendeten Mittel gegenüber den humanen progressiven Zielen hervorbringt. Die Geschichte der Gewalt und der Unterdrückung zur Durchsetzung von Vernunft und Freiheit diskreditiert die Aufklärung selbst.

<sup>31</sup> Technologie erscheint bei Weber als die äußere Form der Rationalität. Weber beschreibt die Annehmlichkeiten und Vorteile des westlichen Lebensstils im Unterschied zu agrarischen naturwüchsigen Gesellschaften und bemerkt dabei die in der industrialisierten Welt unbeachtete Diskrepanz zwischen der selbstverständlichen Benutzung der Technologien und dem Unwissen über die Funktionsweise des Benutzten. Naturwüchsige Gesellschaften verfügen über ein viel größeres profunderes Wissen über die von ihnen benutzten Technologien. Die Unwissenheit bei der Benutzung der Technologien in der industrialisierten Welt sei aber nicht die bestimmende Komponente, sondern die prinzipielle Möglichkeit der Kenntnisnahme. Alles sei berechenbar und damit beherrschbar: „Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet also n i c h t eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran, daß man, wenn man nur w o l l t e , es jederzeit erfahren k ö n n t e , daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch B e r e c h n e n b e h e r r s c h e n könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.“ (Max Weber: Wissenschaft als Beruf. (1919) In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen, 1988. S. 594.) – Magisches und kindliches Denken einerseits und der Glaube an Gott andererseits sollen durch die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt überwunden werden. Die wissenschaftliche Erkenntnis steht aber realistischerweise nur den Allerwenigsten und Klügsten zur Verfügung. Weber betont die Möglichkeit des Wissens oder des Glaubens, daß man die Funktionsweise der Technik verstehen könnte, wenn man wollte. Die Welt birgt keine Geheimnisse mehr, die Natur und der Mitmensch sind zum Berechnungsobjekt geworden. Der Glaube aber an die Verstehbarkeit der technischen Prozesse birgt in sich selbst ein Moment des Irrationalen, denn der Sinnzusammenhang der Einzelphänomene in den verschiedenen Wissensgebieten kann nicht verbunden werden und verschwindet damit gänzlich. Max Weber zeigt hier, daß der Glaube oder das Wissen um eine mögliche Verstehbarkeit der technisierten Welt den Glauben an Gott oder anderer Mächte der vor-aufklärerischen Zeit ablöste, ohne weder den Menschen

erkenntnistheoretischen Kontext gestellt, daß in seinem Werk das begrifflich-logische Instrumentarium sichtbar wird, das den dialektischen Umschlag von Vernunft in Irrationalität und „Barbarei“ als Konsequenz der versäumten Humanität während des Prozesses der Befreiung von geistiger Bevormundung und materieller Unterdrückung veranschaulicht. Adorno übernimmt mit dem Begriff der Entzauberung zugleich die Kritik an dem von Weber aufgezeigten gesellschaftlichen Preis der Rationalisierungsprozesse für den Einzelnen und für die Gesellschaft. Politisch erscheint dieser als Ein- und Unterordnung in die bürokratisch normierte Verwaltung des Staates und im persönlichen Bereich als zunehmender Verlust autonomer Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten.

Kafka und Max Weber zeigen im dichterischen und wissenschaftlichen Werk Elemente der Kritik an der Bürokratie und der damit einhergehenden Gefahr für das Individuum. Beide erkennen in der politischen Entwicklung von den Monarchien der Vorkriegs- und der Kriegszeit zu den Demokratien nach dem Krieg keine Aufhebung der Bevormundung und Gängelung der Bürger, sondern eine sich abzeichnende Intensivierung der Entmündigung und Aufhebung der Freiheit. Allein Kafkas Perspektivwahl der ohnmächtig den Apparaten gegenüberstehenden Einzelnen verweist auf die Trauer und Verzweiflung über die Unmöglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Kafka selbst war sich in seinem Denken sehr wohl der für ihn bestehenden Unmöglichkeit einer positiven Positionsbeziehung bewußt. Er zog es vor, weder der technisch-bürokratischen Rationalität noch einer Renaissance des Glaubens, wie im Zionismus oder dem Protestantismus Sören Kierkegaards seinen Glauben zu schenken. Diese geistige Autonomie bewirkt die unmittelbar spürbare Lauterkeit und Unbestechlichkeit seiner Sprache und des Gehaltes seines Werkes insgesamt.

Unter den Aspekten der Darstellung der Bürokratie einerseits und der Darstellung des Tragischen im „Proceß“ und im „Schloß“ andererseits läßt sich in Kafkas Werk eine Entwicklung erkennen.

Hannah Arendt analysiert die Voraussetzungen des Aufstiegs totalitärer Herrschaft und die Funktionsweisen der bürokratischen Apparate innerhalb der totalitären Regime im 20.

---

ihre Lebenswelt besser zu erklären, noch sie wirklich in den Stand zu setzen, ein erfüllteres und freies Leben zu führen. Der Gedanke, daß man durch Berechnen herrschen könnte, ist selbst magisches Denken und somit irrational. Entzauberung wird so ein zweifacher Prozeß, einmal als der Verlust von Gott oder höheren Mächten, der von der Aufklärung als Befreiung intendiert war, und zum anderen als eine neue technokratisch-irrationale Verzauberung durch den Glauben an eine Beherrschung durch Berechnung. Der Glaube an die Verstehbarkeit der Technik und die Rationalität der technisierten Welt führte nicht zur Freiheit, sondern ist als Illusion ein weiteres Moment der Entfremdung des Menschen von sich selbst und von den anderen geworden. Gerade die Alternativlosigkeit dieses Prozesses scheint die Menschen der Massengesellschaften in noch tiefere Ahnungslosigkeit und Abhängigkeit als zu Zeiten der Aufbruchsstimmung der Aufklärung geführt zu haben.

Jahrhundert. Arendt zeigt die imperialistischen und rassistischen Wurzeln totalitärer Herrschaft, die ins 19. Jahrhundert zurückführen. Sie führt aus, daß in den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts Terror und permanente Ideologie die bestimmenden Mittel zur Beherrschung der Massengesellschaften werden. Auch die totalitären Gesellschaften bedienen sich der rationalen bürokratischen Erfassung zur Durchsetzung ihrer Ziele. Kafkas Darstellung von Bürokratie scheint mir in dichterischer Form und Verdichtung schon Elemente der von Hannah Arendt analysierten bürokratischen totalitären Herrschaft aufzuzeigen. Kafkas Verständnis der politischen und sozialen Entwicklung in der Zeitspanne vom 1. Weltkrieg, über die revolutionäre Zeit, bis zum Wiedererstarken der reaktionären Kräfte in ihrer Tendenz zu organisierten Massengesellschaften nach 1920 führte ihn dahin, die Darstellung der Bürokratie von der die Gesellschaft unterminierenden Gerichtsbehörde im „Proceß“ zum alles beherrschenden Apparat im „Schloß“ zu verschärfen.

Kafka zeigt die Bürokratie in ihrer Auswirkung auf das Gefühlsleben, das Denken und Handeln seiner Figuren. Josef K.s Tod im „Proceß“ besitzt ein tragisches Moment: Obwohl er sein falsches Leben erkennt und auf Veränderung hofft, sich der anderen, die er nie wirklich beachtete, erinnert, muß er sterben. Ein Augenblick, in dem er fühlt, daß die Scham ihn überleben wird, schenkt ihm seine Individualität und seine Würde zurück. Im „Schloß“ gibt es kein tragisches Erkennen mehr. Amalia, die die Behörde und die Identifikation der Beherrschten mit dieser durchschaut hat, spricht nicht über diese Erfahrung. Keiner würde sie verstehen. Obwohl alle sprechen, bestimmt doch Sprachlosigkeit und Isolation die Darstellung im „Schloß“. K. hat revolutionäre Anteile, in seinem Wunsch, das Schloß von innen zu sehen; gleichzeitig ist er von regressiven Selbsterhöhungsphantasien bestimmt. Immer wieder versuchen einzelne Figuren ihre Einsamkeit zu durchbrechen. Diese Momente scheinen als Humor, Empathie und Erinnerungsvermögen auf. Kafkas Darstellung zeigt eine Durchdringung von Wahrheit und Lüge und von Herrschaft und Ohnmacht, die auf die ästhetische Gesamtwirkung bezogen, kein Erkennen und kein Entrinnen erlaubt. So bestimmt im „Schloß“ das inhaltliche Element der Bürokratie zum einen die Darstellung des Bewußtseins und zum anderen die ästhetische Form in ihrem Verzicht auf tragisches Erkennen. Dem Leser bleibt die Reflexion über die versteinerten Schloßverhältnisse.

## **II. Der Proceß**

### **1. Die Frauen**

#### **1.1. Einführung**

Kafka stellt Sexualität im „Proceß“ dar. An den Frauenbeziehungen zeigt Kafka andere Aspekte der Bewußtseinszerstörung als jene, die in der Konfrontation Josef K.s mit dem Gericht eine Rolle spielen: Die Auseinandersetzung K.s mit dem Proceß zeigt die langsame, psychisch wirksame Vernichtung des einzelnen durch totalitäre Herrschaftsmethoden. In K.s Auseinandersetzung mit den Frauen zeigt Kafka die bei Josef K. schon bestehende Deformation des Bewußtseins, die die Beziehungsaufnahme zum anderen Geschlecht stört und dauerhafte Gefühlsbindungen verhindert. Die Darstellung der Gefühlsbeziehungen Josef K.s wirft ein weiteres Licht auf die Frage, warum es dem Gericht gelingen kann, ihn am Ende zu töten.

Kafka beleuchtet die Auswirkungen der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse auf das Bewußtsein eines durchschnittlichen Angehörigen der kapitalistischen Verteilungssphäre. Kafka zeigt die Vereinzelung und Entfremdung in den menschlichen Beziehungen.

In den Frauen-Beziehungen Josef K.s erscheint die Verankerung des hierarchischen und zweckorientierten Denkens bis in die vom Bewußtsein nicht kontrollierten Trieb- und Handlungsbereiche. So wirken die intellektuellen und sozialen Einfügungsmechanismen der Gesellschaft zurück auf die Psyche.<sup>1</sup>

Erst der Proceß als eine Art Katalysator und Auslöser bewirkt den Zusammenbruch des von K. mühsam zusammengehaltenen Beziehungssystems und das Hervordrängen niedergehaltener Triebwünsche und -konflikte.

Kafka zeigt im zweckorientierten Denken einerseits die Zerstörung der Glücksmöglichkeit für den einzelnen, andererseits aber ermöglicht diese deformierte Geistesstruktur die Einpassung in die herrschenden ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse. In K.s Scheitern und Tod zeigt er den Preis und die Konsequenz dieser Form der gesellschaftlichen Zurichtung des Individuums. Da Kafka die Gründe für Josef K.s Tod in den Gesellschaftsstrukturen verankert – und eben nicht

---

<sup>1</sup> Walter Benjamin erkennt und erklärt diesen Zusammenhang mit seiner Kategorie des ‚Gestischen‘: „Dann erst [wenn man erkennt, daß Kafka keine Charaktere, sondern Durchschnittsmenschen darstellt] wird man mit Sicherheit erkennen, daß Kafkas Werk einen Kodex von Gesten darstellt, die keineswegs von Hause aus für den Verfasser eine sichere symbolische Bedeutung haben, vielmehr in immer wieder anderen Zusammenhängen und Versuchsanordnungen um eine solche angegangen werden.“ (Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1981. S. 18.)

im subjektiven Charakter des Helden – ergreift dieses Sterben den Leser mit großer Gewalt. Es bleibt kein Eindruck des Nicht-Beteiligtseins zurück. In dieser Geschichte erzählt Kafka die Leiden seines Jahrhunderts.

Die Frauenbeziehungen, die zeitlich vor dem Prozeß liegen, zeigt Kafka aus den Reflexionen Josef K.s: Elsa, K.s Geliebte, und seine Mutter erscheinen nicht als handelnde Figuren.

Mit Beginn des Prozesses stellt Kafka K. zwei Frauenfiguren gegenüber: Fräulein Bürstner und Leni. Schon aufgrund ihres Geschlechts und ihrer Klassenlage besitzen sie keine gesellschaftliche Macht. Sie arbeiten als Sekretärin und als eine Art Kombination von Krankenpflegerin und Haushaltsangestellter. Daher sind sie aber auch nicht vollständig in das Herrschaftssystem eingepaßt. Kafka zeigt an den beiden Frauen progressive, den gesellschaftlichen Verhältnissen kritisch gegenüberstehende Positionen.

K. kann die Chancen zum Widerstand gegen das Gericht, die sich für ihn in den Frauenbeziehungen auftun, nicht annehmen und nutzen. Die Widerstandsmomente der Frauen treffen bei Josef K. auf Unverständnis aufgrund seiner Systemkonformität. Sein auf zweckorientiertes Handeln ausgerichtetes Bewußtsein kann die Möglichkeiten, die ihm durch die Frauenbeziehungen eröffnet sind, nicht erkennen.

Zwar sucht K. die Nähe zu den Frauen, was er aber letztlich von ihnen möchte, weiß er nicht:

„Ich werbe Helferinnen, dachte er fast verwundert, zuerst Fräulein Bürstner, dann die Frau des Gerichtsdieners und endlich diese kleine Pflegerin, die ein unbegreifliches Bedürfnis nach mir zu haben scheint.“ (P 143)

K. kann aus seinem Selbstverständnis gar nicht begreifen, daß andere Menschen den Wunsch nach Nähe zu ihm haben. Hier gibt Kafka einen Hinweis darauf, wie wenig Josef K. sich selber mag. Er zeigt Aspekte von Selbstsucht und Ichbezogenheit, aber Liebe und Selbstakzeptanz empfindet er nicht. Als er in der Extremsituation der Verhaftung bemerkt, daß er Hilfe und Unterstützung sucht, ist ihm das selbst verwunderlich.

Der Gefängniskaplan greift in seiner Rede genau dieses Moment der Hilfe, das K. finden will, auf und desavouiert es:

„ ‚Du suchst zuviel fremde Hilfe‘, sagte der Geistliche mißbilligend, ‚und besonders bei Frauen. Merkst du denn nicht, daß es nicht die wahre Hilfe ist?‘ ”  
(P 289 f.)



Das Denksystem des Kaplans verurteilt noch im Nachhinein K.s schon gescheiterte Versuche, menschliche Hilfe zu erlangen. Der Kaplan fordert Askese: sowohl sexuelle als auch menschliche überhaupt. Da theologisch gesehen die wirkliche und wahre Hilfe nur von Gott kommen kann, fällt es ihm leicht, die Unterstützung, die Menschen beieinander suchen, niedrig zu bewerten. So aber trennt der Kaplan Menschen und Gott. Er trennt damit den Schöpfer der Welt von seiner Schöpfung. Darin liegt innerhalb seines Denksystems sein Denkfehler. Er wirft Josef K. den Tausch- und Warencharakter, den die menschlichen Beziehungen und die Sexualität angenommen haben, als K.s persönlichen moralisch-geistigen Mangel vor. Seine Alternative dazu ist das Aufhören der Beziehungen überhaupt. Der Gefängniskaplan negiert und verleugnet die progressiven Elemente der Beziehungen. Liegt der Sinn des Lebens in der Ergebung in die unergründbare Gottheit, ist es mit der Freiheit des Menschen vorbei. Der Kaplan will alles Lebendige kontrollieren, da es, weil es endlich ist, auch mangelhaft ist. Dies ist aber nur die religiöse Verbrämung für die eigentlichen Intentionen des Kaplans. Menschliche Beziehungen sind gerade aufgrund ihrer Unvorhersehbarkeit, im Sinne des Neuen und Überraschenden, der Beherrschung und der Kontrolle entgegengesetzt. Der Kaplan fürchtet die Freiheit.

Aus dieser Furcht sucht er sowohl im Triebverzicht als auch im Handlungsverzicht Rettung. Letztlich beinhaltet das die Unterwerfung unter himmlische und irdische Autorität und wird zum Instrument, andere zu bevormunden.

Kafka hat einen Gegensatz zwischen den Beziehungsformen in der Stadt und auf dem Land aufgebaut. Alle Hauptfiguren des Romans, die in der Stadt leben, sind unverheiratet und leben allein. Kafka zeigt das Landleben in seinem Beziehungsgefüge als zumindest äußerlich noch intakt. Josef K.s Mutter lebt bei seinem Vetter auf dem Land, ihr Neffe hat sie bei sich aufgenommen, und ihre Altersbeschwerden sind „in jenem Städtchen“ (P 351) besser geworden. Der Onkel K.s, „das Gespenst vom Lande“ (P 119), ist verheiratet und hat eine Tochter, an der er mit sentimentaler Liebe hängt. Tatsächlich hat sie den Onkel auf die Spur von K.s Prozeß gebracht, über den sie in der Bank von einem Diener erfahren hatte (siehe P 120). Der Onkel hilft nicht aus Selbstlosigkeit oder Liebe zu Josef K., sondern weil er den Bestand der Familie durch K.s Prozeß angegriffen sieht. – Aber er hilft. Den Verhältnissen in der Stadt gegenüber sind seine Erscheinung und sein Auftreten anachronistisch. Die Arbeits- und Distributionsverhältnisse haben sich zu jenen seiner Zeit als Geschäftsmann verändert und weiterentwickelt. Kafka zeigt dies in der Form der Entpersönlichung der Verhältnisse, die ‚verschiedenen wichtigen Verbindungen‘ (siehe P 127), auf die der Onkel früher baute, haben keine Bedeutung mehr. Kafka zeigt hier den Gegensatz und die Entwicklung von direkter patriarchalischer zu struktureller bürokratischer Herrschaft.

Für die Stadtbewohner ist die ökonomische und soziale Funktion der Ehe überflüssig geworden. Psychische und ökonomische Sicherheit werden nicht mehr in der Ehe reproduziert, wie dies für die Landbevölkerung gilt, wo die Ehe als Lebensform einen Teil der agrarischen Wirtschaftsform bildet.

Josef K. ist nicht verheiratet, und es gibt keinen Hinweis darauf, daß er seinen Junggesellenstatus bedauert oder aufgeben möchte. Josef K. könnte sich finanziell eine Ehe leisten. Er ist sich seiner Attraktivität für Frauen bewußt, sein Selbstbewußtsein beruht aber nicht auf sexueller männlicher Ausstrahlung, sondern auf seiner gehobenen Stellung in der Gesellschaft. Diese hierarchische Ausrichtung ordnet K. auch den Frauen zu:

„(...) er wußte, daß Fräulein Bürstner ein kleines Schreibmaschinenfräulein war, daß ihm nicht lange Widerstand leisten sollte.” (P 324)

Mütterliche Versorgung erhält K. von Frau Grubach, seiner Vermieterin. Er hat sie durch „eine größere Summe” (P 46) geliehenen Geldes von sich finanziell abhängig gemacht. Frau Grubach bezeichnet Josef K. als ihren „besten und liebsten Mieter” (siehe P 32). Josef K. versucht über die berufliche und finanzielle Stellung Beziehungen zu sichern. Repräsentationspflichten für die Bank, die eine Ehefrau wünschbar werden ließen, scheint er nicht zu haben. Selbst der Direktor-Stellvertreter lädt seine Freunde zu einer Segelpartie ein, was dem Charakter einer Herrenpartie entspricht. Ehefrauen sind dazu nicht nötig. Die gesellschaftliche Position der höheren Bankbeamten scheint eine Ehe eher auszuschließen, als daß sie diese aufgrund finanzieller Unabhängigkeit der Männer fördern würde.

Josef K. scheint die bürgerliche Ehe für sich als Lebensform abzulehnen. Er sieht in der Ehe eine materielle Versorgungsanstalt für die Frau, wobei er nicht die Rolle des Versorgers übernehmen möchte. Auch als Funktion der Sicherung der sexuellen Befriedigung hat die Ehe für ihn offenbar keine Bedeutung mehr. Sexuelle Befriedigung sucht und findet Josef K. bei Elsa, einer Kellnerin, die er wahrscheinlich bezahlt.

Alle Beziehungen Josef K.s, zu Elsa und zu Frau Grubach, aber auch zu seinem Freund Staatsanwalt Hasterer, beruhen auf ökonomischen und gesellschaftlichen Abhängigkeitsstrukturen. Seine psychische Beziehungslosigkeit einer Frau gegenüber hat ihn nicht vor Abhängigkeitsstrukturen bewahrt.

Immerhin ist es Josef K. gelungen, eine sexuell befriedigende Beziehung zu Elsa einzugehen. Doch anhand der Figur Fräulein Bürstners zeigt Kafka, daß trotz aller rationalistischen Herangehensweise Josef K.s bei ihm Wünsche und Empfindungen offen bleiben, die sich nicht mit seiner sonstigen angepaßten Haltung in Einklang bringen lassen. Einmal in der Woche geht K. zu Elsa, die eine junge und attraktive Frau ist. Sie arbeitet als Kellnerin in einem Weinlokal. Elsa empfängt tagsüber nur vom Bett

aus Besuche (siehe P 30), es ist wahrscheinlich, daß Josef K. nicht ihr einziger Liebhaber ist. Die Beziehung ist zeitlich und sozial begrenzt und festgelegt. Niemals besucht Elsa Josef K. in der Pension. Die Beziehung erhält so einerseits den Aspekt sexueller Hygiene und andererseits den Aspekt der Bändigung und Zähmung der triebhaften irrationalen Elemente der Sexualität. Auf dem Bild, das Josef K. Leni zeigt, erscheint sie in wildem Tanz, den Blick in sich gekehrt, ohne einen Mann – auch K. nicht – zu beachten. Josef K. ist sicher, daß sich Elsa nicht für ihn „opfern“ (P 144) würde, was Leni in einer Liebesbeziehung für selbstverständlich hält.

Die Beziehung zwischen Josef K. und Elsa zeigt einen gegenseitigen Benutzungscharakter. Auch Elsa scheint keine romantischen Gefühle für K. zu hegen. Hier zeigt Kafka den klassenbedingten Realismus der Frau. Sie gibt sich, in ihrer Beziehung zu K. weder romantischen – noch Aufstiegswünschen hin. Sie erkennt, daß K. sie weder heiraten – und damit materiell sichern würde – noch daß er psychisch dazu bereit ist, tiefergehende Gefühle für sie zu entwickeln. Der Klassen- und Ausbeutungscharakter der Beziehung tritt aufgrund der Attraktivität und finanziellen Unabhängigkeit Elsas nicht hervor. Der Charakter der Prostitution kann von K. verleugnet werden. Er kann aus seinem Bewußtsein verdrängen, daß materielle Not Elsa zur Sexualität zwingt. Sie hat nur ihren Körper anzubieten und zu verkaufen. Armut als der verborgene wirkliche Grund ihrer Beziehung wird von Josef K. geleugnet.

Erst ein Blick auf K.s Reaktion bezüglich der Beziehung zwischen Staatsanwalt Hasterer und Helene läßt K.s bürgerliche Doppelmoral erkennen. Helene ist im Gegensatz zu Elsa nicht mehr jung und hübsch. Sie muß froh sein, daß sich ihr eine Beziehung mit einem Mann, der bereit ist für Sexualität zu zahlen, noch eröffnet:

„Es war eine dicke ältliche Frau mit gelblicher Haut und schwarzen Locken, die sich um ihre Stirn ringelten. K. sah sie zunächst nur im Bett, sie lag dort gewöhnlich recht schamlos, pflegte einen Lieferungsroman zu lesen und kümmerte sich nicht um das Gespräch der Herren.“ (P 332)

Staatsanwalt Hasterer hat sie irgendwo kennengelernt, mit nach Hause genommen und läßt sie so lange, wie es ihm gefällt, bei sich wohnen. Am Anfang der Beziehung benimmt sie sich ungezwungen gegenüber Hasterer und Josef K.:

„Erst wenn es spät wurde, streckte sie sich, gähnte und warf auch, wenn sie auf andere Weise die Aufmerksamkeit nicht auf sich lenken konnte, ein Heft ihres Romans nach Hasterer. Dieser stand dann lächelnd auf und K. verabschiedete sich.“ (P 332)

Durch dieses Lächeln erscheint Hasterer in einem beinahe charmanten Licht. Es ist wie ein Zitat aus den bürgerlichen Gesellschaftsromanen, in denen die Herren sich zum Rauchen ins Herrenzimmer begeben und der Dame des Hauses vorher noch lächelnd ihre Honneurs machen, wissend, daß man später zusammen sein kann.

Lächeln und Gunst Hasterers dauern aber nicht lange an. Sie stört ihn, und erst ab da wagt es auch Josef K., seine Ablehnung Helene gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Er ignoriert sie als Person. Sein Blick auf sie ist gnadenlos:

„Sie erwartete nun immer die Herren vollständig angekleidet, und zwar gewöhnlich in einem Kleid, das sie wahrscheinlich für sehr kostbar und kleidsam hielt, das aber in Wirklichkeit ein altes überladenes Ballkleid war und besonders unangenehm durch einige Reihen langer Fransen auffiel, mit denen es zum Schmuck behängt war.“ (P 333)

Kafka zeigt soziale Abgestoßenheit, die Josef K. gegenüber dieser alternden Frau empfindet, in der Beschreibung des Kleides, das nach der bürgerlichen Konvention nicht dem Standard entspricht.

Helene versucht, seine Aufmerksamkeit dadurch wiederzugewinnen, daß sie Hasterer mit K. eifersüchtig macht. Josef K. erkennt, daß das aus „Not“ (P 333) geschieht, nicht aus „Bosheit“ (P 333). Hasterer schickt sie aber trotzdem bald fort.

„(...); K. nahm das als selbstverständlich hin.“ (P 333)

In seiner herablassenden Haltung, die die Frau als lästig erscheinen läßt, kommt die ganze klassenbedingte Verachtung gegenüber den Frauen aus den nicht-bürgerlichen Schichten zum Ausdruck. Kafka zeigt an den Männern Formen psychischer Impotenz, die es diesen bürgerlichen Männern bei Frauen, die aufgrund ihrer Klassenlage in der gesellschaftlichen Hierarchie unter ihnen stehen, erlaubt, sich sexuell zu betätigen. Diese Sexualität ruft keine tieferen Gefühlsbeziehungen hervor, die Frauen werden einfach weggeschickt, wenn die Männer ihrer überdrüssig geworden sind. Kafka zeigt auch die hilflosen Versuche dieser Frau, sich an die gesellschaftlichen Standards der bürgerlichen Klasse anzupassen, was letztlich zu noch mehr Ablehnung der Männer führt.

Den Abhängigkeitsstrukturen, die Kafka auf dieser einen Romanseite in der Beziehungsdarstellung entwirft, ist nichts hinzuzufügen: Sie erregen Abscheu.

## 1.2 Fräulein Bürstner und Josef K.

In der Beziehung zwischen Josef K. und Fräulein Bürstner zeigt Kafka die psychischen und sozialen Auswirkungen der bürgerlichen unterdrückenden Sexualmoral. Kafka zeigt Sexualität einerseits in ihrer Abhängigkeit von den ökonomischen und sozialen Verhältnissen. Andererseits erscheint sie als ein Reservoir für Wünsche und als Glücksmöglichkeit, denn für den einzelnen entstehen Möglichkeiten und Tendenzen, die gesellschaftliche Verstümmelung zu überschreiten. Diese Tendenzen stehen den Figuren, besonders K. selber, wie fremd und in das sonstige Leben nicht integrierbar, gegenüber. Sexuelle Wünsche werden von K. entweder nicht in ihrer Bedeutung erkannt oder verleugnet und verdrängt, als Konsequenz davon findet er weder Erfüllung noch kann er sich mit den Gründen der Versagung auseinandersetzen. Noch in der Versagung der Wünsche besteht die Chance, die Gründe für seine Einsamkeit zu verstehen. Josef K. erkennt seine Liebeswünsche nicht, daher kann er aus der Ablehnung Fräulein Bürstners nichts lernen.

Diese psychische und intellektuelle Wirkungslosigkeit der Außenwelt auf K. erzeugt den ästhetischen Eindruck der Entwirklichung. Hierin beruht die für Kafkas Werk so bedeutsame Beunruhigung des Lesers. Josef K.s Fehler ähneln und wiederholen sich: Kafka zeigt an K. das Absterben und den Verlust von sexueller Erfahrung und Ausdrucksfähigkeit aufgrund seiner Ausrichtung auf die gesellschaftlich geforderte Leistung und Anpassung.

Auf den wenigen Seiten, auf denen Kafka das Verhältnis zwischen Josef K. und Fräulein Bürstner schildert, eröffnet Kafka das Panorama bürgerlicher repressiver Sexualmoral in der Darstellung der Ängste und Wünsche seiner Hauptfiguren. Kafka hat Fräulein Bürstner eine der zentralen Positionen im Roman gegeben. Mit ihr beginnt und endet der Roman. Die fehlende Ausgestaltung der Figur im Mittelteil kann einerseits darauf zurückgeführt werden, daß auch Fräulein Bürstner nicht stark genug ist, Josef K. aus seinen Verstrickungen mit dem Gericht zu lösen, andererseits darauf, daß Josef K. letztlich keine Beziehungsaufnahme zu einer Frau wagt, die ihn von seinen eigenen existentiellen Problemen befreien könnte. Kafka zeigt, daß im Wechselverhältnis von Selbstbehauptung und den zu erfüllenden gesellschaftlichen Ansprüchen, kein Raum für Liebe bleibt. Die Beziehung ist von vornherein vom Prozeß und K.s Ängsten belastet. Josef K. sucht bei Fräulein Bürstner zum einen mütterlichen Schutz, was die Sexualität zerstört, zum anderen sucht er, bei der ihm gesellschaftlich unterlegenen Frau die vom Gericht erlittene Demütigung auszugleichen. Da Josef K. kaum die gesellschaftlichen Prozesse und sein Verhalten reflektieren kann, ist es ihm auch nicht möglich, sein Verhältnis zu Fräulein Bürstner zu reflektieren. Ablehnung ihrerseits kann er sich nur durch Rückverweise auf seine höhere gesellschaftliche Position erträglich machen. So weicht er der eigentlichen Konfrontation mit ihr und sich selbst und seinen Wünschen aus.

Fräulein Bürstner bildet jedoch in Beziehung zu Josef K. das stärkste Hoffnungspotential, das Kafka im Roman darstellt. Ihr könnte es gelingen, K. weg vom Gericht und hin zu sich selbst und zu ihr zu führen. Durch sie kommt ihm der Gedanke, einfach wegzugehen. Er will die Stadt und seinen Beruf hinter sich lassen und zusammen mit ihr noch einmal von vorn beginnen. Sofort setzt K. diesen Wunsch vor sich selbst herab: „Nichts wäre unsinniger und vor allem zweckloser und verächtlicher gewesen.“ (P 38)

Kafka zeigt an ihr tragische Hoffnung, die scheitern muß, da die Zerstörung des einzelnen so weit fortgeschritten ist, daß er die Hilfe, die von außen kommt, nicht mehr zu erkennen vermag. Kafka zeigt, daß die Hilfe erst dann erscheinen kann, wenn das eigene Ich zur Selbsterkenntnis gelangt ist. Kafka zeigt in der Beziehung K.s zu Fräulein Bürstner Entfremdung vom eigenen Ich her und daraus resultierend und gleichzeitig bedingend Entfremdung gegenüber dem anderen.

An Fräulein Bürstner zeigt Kafka den Versuch einer jungen Frau, sich jenseits der herrschenden Sexualmoral und der ökonomischen Unterdrückung einen von den gesellschaftlichen Normen nicht durchdrungenen privaten Raum zu schaffen und zu erhalten. Sie zeigt intellektuelle Neugier und moralische Vorurteilslosigkeit und damit Widerstandsformen gegen die zunehmende Beherrschung der Innen- und Außenwelt.

Sie rebelliert nicht gegen die ihr zugewiesene gesellschaftliche Position, die sie immer in ökonomischer Abhängigkeit halten wird, sie versucht, sich Freiräume zu schaffen: Das sind Theaterabende, ihr unabhängiges Leben in der Pension oder ein kleiner beruflicher Aufstieg.

Josef K. kann aufgrund seiner gesellschaftlichen Position die Bemühungen Fräulein Bürstners weder erkennen noch anerkennen. Frauen sind für K. unbekannte Wesen, deren menschliche Qualitäten hinter ihrem sexuellen Gebrauchswert und ihrem auf den Mann gerichteten ökonomischen Sicherheitsbedürfnis zurückbleiben.

Das Verhältnis mit Fräulein Bürstner besitzt einen hohen Stellenwert im Gesamtgefüge des Romans. Sein Sprachgestus zeigt, wie gerne er mit ihr zusammen wäre:

„Fräulein Bürstners Namen erwähnte er nur einmal und flüchtig, aber das beeinträchtigte nicht die Offenheit, denn Fräulein Bürstner stand mit dem Proceß in keiner Verbindung.“ (P 128 f.)

Josef K.s Beziehung zu Fräulein Bürstner wird zur einzig von ihm selbst gewünschten.

Fräulein Bürstner ist jung und hübsch. Kafka zeigt nur wenig von ihr durch die Wahrnehmung K.s. Sie hat „rötliches Haar“ (P 47) und „schmale Schultern“ (P 39), K. ist von ihrem Anblick „ergriffen“ (P 43). Es ist ein lebendig-freundlicher Ton in der Beschreibung ihrer Gestalt und ihres Verhaltens. Die sparsame äußere Beschreibung macht sie für den Leser zu einer Projektionsfläche eigener Schönheits- und Liebesvorstellungen.

Sie ist als Sekretärin berufstätig, möchte aber die Stelle wechseln, um in einer Anwaltskanzlei zu arbeiten. Sie lebt allein, ohne Familie und unverheiratet seit kurzem in der Pension von Frau Grubach. Josef K. und sie kennen einander nur als Grußbekanntschaft.

Die Verhaftung von Josef K. findet in Fräulein Bürstners Zimmer statt, dies geschieht ohne Notwendigkeit, es gäbe noch andere Zimmer – ebenso wie K.s eigenes. Dieser Umstand könnte schon zu K.s Interesse an ihr beitragen. Ein erotisches weibliches Zeichen hat er bei der Verhaftung wahrgenommen, eine weiße Bluse hing am Fenster. K. betritt ihr Zimmer ein zweites Mal am Abend, als er von der Bank nach Hause kommt, unter dem Vorwand, daß er nach dem Rechten schauen will. Die weiße Bluse hängt nicht mehr am Fenster. Die Richtung seiner Wahrnehmung zeigt sinnliches Interesse.

Durch geschicktes Ausfragen von Frau Grubach, seiner Wirtin, versucht Josef K., die Lebensverhältnisse von Fräulein Bürstner in Erfahrung zu bringen. Er verleitet Frau Grubach dazu, wechselnde Männerbekanntschaften bei Fräulein Bürstner zu beanstanden.

Sie stimmt seinen moralischen Bedenken zu, obwohl sie sich auch im Gegenteil, um sich nach jeder Richtung abzusichern, über Fräulein Bürstners sittlichen und menschlichen Wert lobend ausläßt:

„Ich will Fräulein Bürstner gewiß nicht verleumden, sie ist ein gutes liebes Mädchen, freundlich, ordentlich, pünktlich, arbeitsam, ich schätze das alles sehr, aber eines ist wahr, sie sollte stolzer, zurückhaltender sein. Ich habe sie in diesem Monat schon zweimal in entlegenen Straßen und immer mit einem anderen Herren gesehn.“ (P 36)<sup>2</sup>

Dieses Lob ist nicht die ihr selbstverständliche Art, über ihre Mieter zu sprechen. Fräulein Montag wird von ihr vehement und dies öffentlich und unumwunden abgelehnt:

„Ich wundere mich über Fräulein Bürstner. Mir ist es oft lästig, daß ich Fräulein Montag in Miete habe, Fräulein Bürstner aber nimmt sie sogar zu sich ins Zimmer.“ (P 319)

Nicht nur die Männer lassen Fräulein Bürstner in Frau Grubachs Augen „verdächtig“ (P 36) erscheinen. Was sie mit dieser Bemerkung andeuten will, bleibt bewußt zwischen ihr und K. im Dunkeln.

---

<sup>2</sup> Die witzige Frage, was denn Frau Grubach spät nachts außerhalb ihres Hauses unternimmt, stellt nur der Leser, Josef K. tut es nicht.

Kafka setzt in dieser haltlosen Bemerkung eine den Leser irritierende Verbindung zwischen der Gerichtswelt und Fräulein Bürstner. K., der die beschuldigenden Bemerkungen über Fräulein Bürstner provoziert hat, ist mit ihnen durchaus nicht zufrieden, im Gegenteil, sie versetzen ihn in „Wut“ (P 36). Er verteidigt Frau Grubach gegenüber die Ehre Fräulein Bürstners. Er erklärt, daß alle Angaben Frau Grubachs Lüge seien und lügt selbst, daß er dies behaupten dürfe, da er Fräulein Bürstner sehr gut kenne. Frau Grubach weiß nun nicht, wie sie ihre Äußerungen, die sie Josef K. zu Gefallen machte, relativieren oder rückgängig machen kann:

„Herr K.‘, sagte Frau Grubach bittend und eilte K. bis zu seiner Tür nach, die er schon geöffnet hatte, ‚ich will ja noch gar nicht mit dem Fräulein reden, natürlich will ich sie vorher noch weiter beobachten, nur Ihnen habe ich anvertraut was ich wußte.‘ “ (P 37)<sup>3</sup>

Frau Grubachs Bemerkungen zielten ihrer eigenen Darstellung nach auf die Aufrechterhaltung der „Reinheit der Pension“ (P 37). K. ist von dem, von ihm selbst angestifteten, paranoid-kleinbürgerlichen Denken Frau Grubachs angewidert. Er will nicht der Initiator einer Hetzjagd auf Fräulein Bürstner sein:

„(...), wenn Sie die Pension rein erhalten wollen, müssen Sie zuerst mir kündigen.“ (P 37)

In dieser pseudo-heroischen Geste verdrängt er, daß er es war, der, aufgrund der von ihm einkalkulierten Abhängigkeit Frau Grubachs von ihm, diese zu ihren Verdächtigungen animierte. Die Berechenbarkeit ihrer Person stößt ihn, den Bürgerlichen, ästhetisch ab. In seiner gespielt empörten Geste stellt sich K. auf die Seite des Gerichts gegen ihn selbst. Existentiell ist hier der Beginn seiner psychischen Anerkennung des Prozesses zu sehen.

Was Josef K. von Frau Grubach über Fräulein Bürstner erfahren hat, bedeutet keine Einschränkung des Wunsches, sie kennenzulernen. Die Männerbekanntschaften Fräulein Bürstners deuten einerseits nicht auf eine feste Bindung, und andererseits zeigen sie eine Offenheit gegenüber dem anderen Geschlecht. Der Protest gegen Frau Grubachs herabsetzende Äußerungen entstammt noch einer weiteren Quelle: Gegenüber Fräulein Bürstner bestehen andere Rollenerwartungen als gegenüber Elsa. Josef K. stört sich weder an dem verdeckten Prostitutionscharakter ihrer Beziehung noch daran, daß er wahrscheinlich nicht der einzige Liebhaber von Elsa ist. Aus dieser Beziehung leiten sich beiderseitig weder Versorgungsansprüche noch eine tiefergehende Gefühlsbindung ab.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Diese Geste des Hinterher-Laufens stimmt mit dem bittend-ohnmächtigen Verhalten der Mutter Gregors dem Vater gegenüber in der „Verwandlung“ überein (siehe DzL 171).

<sup>4</sup> Josef K. verneint souverän und ohne Bedauern Lenis Vorstellung des Opfers aus Liebe.



Die ökonomische und gesellschaftliche Unterlegenheit der Frauen gibt K. das Empfinden der Überlegenheit. Eine Frau der Unterschicht muß einerseits sexuell enthaltsam leben, sie muß Jungfrau sein, andererseits muß sie sexuell attraktiv sein, um einem Mann der höheren Gesellschaftsschichten zu gefallen. Diese einander fast ausschließenden Prämissen muß sie erfüllen, um eine Ehe, die sie materiell versorgt und damit der Notwendigkeit der unterbezahlten Arbeit enthebt, eingehen zu können. Dieses auf ökonomischer Stärke beruhende Wertesystem teilt K., nicht aufgrund bewußter Entscheidung, sondern weil es die von höheren Ideen und Moralvorstellungen verschleierte Basis der bürgerlichen Herrschaft ist, dem er keine, nicht diesem System entstammenden, kritischen Inhalte entgegenzusetzen vermag. So glaubt Josef K. selbstverständlich, daß auch Fräulein Bürstner den Wunsch einer Ehe als Versorgungsanstalt hegt. Als K. befürchtet, daß sie sich endgültig von ihm abgewendet hat, tröstet ihn der Gedanke, daß „ein Schreibfräulein ihm nicht lange widerstehen soll“ (P 324). Die Objektwahl ist geprägt vom Denken in Hierarchien. Die Männer der bürgerlichen Schicht empfinden sich selbst als mächtig und sexuell potent gegenüber den Frauen der niederen Klassen. Wie tief die Klassenverhältnisse sein Denken und Fühlen geprägt haben, ist K. nicht bewußt. Für einen Moment erträumt er sich ein anderes Leben:

„Als er im Fenster lag und die müden Augen drückte, dachte er einen Augenblick sogar daran, Frau Grubach zu bestrafen und Fräulein Bürstner zu überreden, gemeinsam mit ihm zu kündigen.“ (P 37)

Kafka stellt den erotischen Wunsch nach Fräulein Bürstner in Verbindung zu aggressiver Wunscherfüllung in bezug auf Frau Grubach dar. Es scheint, daß Josef K. diese Aggression als Vehikel der Erotik braucht. K. denunziert seine Wünsche:

„Sofort aber erschien ihm das entsetzlich übertrieben und er hatte sogar den Verdacht gegen sich, daß er darauf ausgieng, die Wohnung wegen der Vorfälle am Morgen zu wechseln. Nichts wäre unsinniger und vor allem zweckloser und verächtlicher gewesen.“ (P 37 f.)

Er darf sich eine Flucht vor dem Gericht oder vor der Erinnerung an den Morgen der Verhaftung nicht gestatten. Der Wunsch, zusammen mit Fräulein Bürstner auszuziehen, wird aufgrund innerer Verbote aus dem Bewußtsein verbannt. Kafka zeigt an dieser Verschiebung der Inhalte den Mechanismus der Verdrängung. Josef K. verläßt seinen Ursprungsgedanken, den Wunsch mit der Frau wegzugehen, da dieser Wunsch im Konflikt mit anerzogenen bürgerlichen Tugenden steht: Pflichterfüllung, Durchhaltevermögen und Realitätssinn.

Hier wäre der Durchbruch zu einer anderen Lebensplanung gewesen. Er aber gibt seinem angeblichen Realitätssinn recht und versäumt die Chance, den Prozeß hinter sich zu lassen. Allein der Wunsch erscheint ihm sofort als feige und lächerlich. Josef K. ist

in so grausamer Weise von seinen eigenen lebenserhaltenden Energien abgeschnitten, daß er nicht die mögliche Berechtigung seiner Wünsche zu reflektieren vermag.

K. beschließt nach dem Gespräch mit Frau Grubach, doch noch auf Fräulein Bürstner zu warten.

„Er hatte kein besonderes Verlangen nach ihr, er konnte sich nicht einmal genau erinnern, wie sie aussah, aber nun wollte er mit ihr reden und es reizte ihn, daß sie durch ihr spätes Kommen auch noch in den Abschluß des Tages Unruhe und Unordnung brachte.“ (P 38)

Der sinnliche Wunsch wird abgewehrt und geleugnet, er spürt „kein besonderes Verlangen“, da sie nicht für ihn greifbar ist. Die Abwesenheit macht ihn aggressiv. Fräulein Bürstner ist schuld, daß er heute nicht oder erst spät zu Elsa gehen kann. Josef K. kann sich nicht eingestehen, daß er aus Interesse an ihr auf sie wartet. Die Verleugnung seiner eigentlichen Vorstellungen und Wünsche erschwert es ihm, ein unbelastetes Verhältnis zu ihr einzugehen. Ohne daß er mit ihr gesprochen hat, ist sie zu einer Projektionsfläche negativer Empfindungen geworden. Diese komplizierte Gefühlslage K.s behindert schon im Vorfeld das Kennenlernen.

Die erste und einzige Begegnung der beiden zerfällt ganz deutlich in zwei Hälften: vor und nach dem Läuten des Hauptmanns, des Neffen von Frau Grubach.

Fräulein Bürstner erweist sich als zugänglich, dabei sie ist bestrebt, die bürgerlichen Moralvorstellungen bezüglich schicklichen Verhaltens nicht zu verletzen. Um auf dem Flur der Grubach'schen Wohnung keinen Lärm zu machen, bittet sie K. in ihr Zimmer:

„Hier können wir uns auf keinen Fall unterhalten, wir wecken ja alle und das wäre mir unseretwegen noch unangenehmer als der Leute wegen.“ (P 39 f.)

Das ist eine K. entgegenkommende Einladung.

Kafka zeigt diese erste Gesprächsphase der beiden im Wechsel von Rede und Gegenrede. Nach jeder Gesprächseinheit zeigt Kafka den Eindruck, den Fräulein Bürstners äußere Erscheinung auf K. macht:

„(...), sie selbst blieb aufrecht am Bettpfosten trotz der Müdigkeit, von der sie gesprochen hatte; nicht einmal ihren kleinen, aber mit einer Überfülle von Blumen geschmückten Hut legte sie ab.“ (P 40)

Und:

„Sie machte, die flachen Hände tief an die Hüften gelegt, einen Rundgang durch das Zimmer.“ (P 41)

Fräulein Bürstner hat erotische Ausstrahlung. Es ist etwas Rührendes um ihre Person. Sie ist eine Kleinbürgerin, aber um Contenance bemüht, ihr Hut, nur klein, hat „eine Überfülle von Blumen“. Es ist das einzige Mal, daß Kafka dieses Wort verwendet. Das Kleinbürgerliche an Fräulein Bürstner, das einerseits durch das Zuviel der Blumen charakterisiert wird, erhält andererseits eben dadurch den Aspekt des Überflusses. Sie ist jemand, der etwas zu geben hat, sie muß nicht geizig und ängstlich sein. Fräulein Bürstner besitzt Humor, sie muß über K.s Darstellung, deren Inhalt und Tragweite sie noch gar nicht begreift, öfters lachen. Ihr Lachen schafft zwischen ihr und K. immer wieder einen neuen Anknüpfungspunkt.

K. wählte eine formale Entschuldigung, um seinen Besuch zu später Stunde zu erklären. „Einleitungen überhöre ich immer,“ sagte Fräulein Bürstner.“ (P 40)

Als er sich für die von ihm indirekt verursachte Unordnung in ihrem Zimmer entschuldigen will, schaut sie sich nicht im Zimmer prüfend um, sondern sieht K. direkt an. In diesen Gesten liegt Souveränität und geistige Unabhängigkeit. Fräulein Bürstner ist furchtlos und kann sich ungewöhnlichen Situationen stellen. Sie mag kaum glauben, daß wegen K. eine Untersuchungskommission, wie er es nennt, im Haus war und muß über diese Vorstellung lachen. Zu stark ist die Diskrepanz zwischen K.s steifem Prokuristendasein und der Vorstellung, daß dieser korrekte Beamte etwas getan haben soll, das eine Untersuchungskommission auf den Plan ruft. Ihr Lachen zeugt einerseits von sozialer Intelligenz, sie kann das Verhalten anderer einschätzen, andererseits von ihrer Großzügigkeit. Ihr Lachen ist offen K. gegenüber zur Schau gestellt. Fräulein Bürstner ist im Gegensatz zu Josef K. in der Lage, zwischen Privatperson und öffentlicher Person zu unterscheiden. Wäre sie zu dieser Unterscheidung nicht fähig, da sie ganz in ihrer gesellschaftlichen Rolle aufginge, wäre sie Josef K. gegenüber nicht so selbstbewußt. Josef K. hingegen bezieht seine Selbstachtung und sein Selbstverständnis aus seiner gesellschaftlichen Position. Kafka zeigt die Brüchigkeit dieser Lebenskonzeption, die bei K. nicht auf einer freien Willensentscheidung beruht, sondern auf der Vereinnahmung durch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Fräulein Bürstner bietet ihm ihre Hilfe an (siehe P 42). Sie hat Interesse für die Welt außerhalb ihres Gesichtskreises, denn sie zeigt Neugier und Verständnis. Das mutet zwar naiv an, aber sie möchte noch lernen, Erfahrungen sammeln und sich verändern: „ich möchte alles wissen“ (P 42).

Ihr Lachen über die Verbindung zwischen einer Untersuchungskommission und Josef K., mißdeutet K. dahingehend, daß er glaubt, es spräche für ihre Überzeugung seiner Schuldlosigkeit. Fräulein Bürstner aber kann sich Schuld jenseits der von der Gesellschaft gesetzten Norm vorstellen:

„Doch“, sagte K., „glauben Sie denn, daß ich schuldlos bin?“ „Nun, schuldlos...“ sagte das Fräulein, (...).“ (P 42)

Ihr Schuldbegriff erschöpft sich nicht in den gesellschaftlich vermittelten Vorstellungen von Gut und Böse. Hier zeigt sie Unabhängigkeit des Urteils gegenüber Josef K., denn sie wagt es, ihn nicht in seinen Wünschen an sie zu bestätigen. Sie bedient nicht einfach seine Erwartungen. Ob sie gerade die Erfüllung der gesellschaftlichen Normen als einen Schuldzusammenhang erachtet, wird nicht erkennbar. Sie will Josef K. nicht beunruhigen und tröstet ihn über ihre Unschlüssigkeit in der Schuldfrage hinweg, indem sie auf seine physische Freiheit verweist.

Sie ist die einzige Person, der gegenüber Josef K. jemals die Frage nach seiner Schuld stellt. Von Fräulein Bürstner möchte er hören, daß sie ihn für unschuldig hält. Nirgends wagt er sich weiter vor als hier. Das später durch den Prozeß hervorgerufene und stetig wachsende Schuldgefühl läßt ihn selbst nicht mehr an seine Unschuld glauben. Er übernimmt das negative Bild der anderen von sich selbst, dies um so mehr, als K. keine wirkliche Beziehung zu anderen Menschen hat, die eine Korrektur seiner Vorstellungen vornehmen könnten. Fräulein Bürstners Offenheit ermöglicht es ihm, Bestätigung bei ihr zu suchen. Im Verlauf des Prozesses wird die Auseinandersetzung mit dem Gericht zunehmend von der Außenwelt ins Ich zurückgenommen, dies verhindert die Erkenntnis der Wirklichkeit und behindert seine Fähigkeit, für sich einzustehen.

Fräulein Bürstners Tröstungsversuch über die Unmöglichkeit hinweg, ihm seine Unschuld zu bestätigen, bleibt für K. schal:

„Sie haben nicht viel Erfahrung in Gerichtssachen.“ (P 42)

Fräulein Bürstner bestätigt dies.

Er sieht in seiner physischen Freiheit nicht mehr den Beweis seiner Unschuld, insofern ist er schon in den Denkbewegungen des Gerichts gefangen. Andererseits zielte seine Frage auf die Bestätigung einer grundsätzlichen existentiellen Unschuld. Für seine Person ist es ein progressiver Wunsch, vom anderen Bestätigung seiner selbst erhalten zu wollen.

Kafka zeigt, daß durch Verlust einer gesellschaftlich akzeptierten transzendenten Dimension, die den Wert des einzelnen jenseits seiner Leistung bestimmt, vom einzelnen der zum Scheitern verurteilte Versuch unternommen wird, diese in den (zufälligen) Beziehungen zu anderen Menschen zu suchen. Josef K.s Frage nach seiner Unschuld läßt noch einmal den Komplex des romantischen Liebesideals aufscheinen: Im Ich des anderen sucht das eigene Ich seine Daseinsberechtigung.

Kafka setzt einen großen Unterschied zwischen Fräulein Bürstner und Josef K. in bezug auf deren beider Haltung zum Gericht: Fräulein Bürstner gibt die Anziehung, die das Gericht ausübt im Gegensatz zu Josef K. offen zu:

„Das Gericht hat eine eigentümliche Anziehungskraft, nicht?“ (P 42)

Bei Fräulein Bürstner beruht die Anziehung des Gerichts auf intellektueller Neugier („ich möchte alles wissen“), ist daher aktiv im Gegensatz zu der Josef K.s, die passiv ist. Josef K.s psychische und intellektuelle Begrenztheit aufgrund seines bürgerlichen Sicherheitsdenkens verhindert die Einsicht in seine passive Anziehung.

Fräulein Bürstner ist nicht gänzlich frei von dieser Anziehung, die das Gericht ausübt, hat aber, da sie nicht Angehörige der herrschenden Klasse ist, kein unbewußtes Schuldgefühl, das sie dem Gericht ausliefert.

Da K. nicht erklären kann, um welche Art Prozeß es sich handelt, zeigt sich Fräulein Bürstner „übermäßig enttäuscht“ (P 43).<sup>5</sup>

Fräulein Bürstner zeigt Enttäuschung aus Furcht, von Josef K. mißbraucht worden zu sein. Sie erwartet von ihm eine klare Einschätzung seiner Lage. Dazu braucht Josef K. aber sie, das kann sie nicht verstehen.

„Und sie gieng von den Photographien weg, wo sie so lange vereinigt gestanden waren.“ (P 43)

K. gelingt es, diesen ersten Bruch zwischen ihnen rückgängig zu machen. Er sucht sie, von der Realität seines Prozesses durch ein Nachspielen der morgendlichen Ereignisse zu überzeugen. Zuerst will Fräulein Bürstner nicht die Einwilligung dazu geben, und K. ist es, „als füge man ihm dadurch einen unermeßlichen Schaden zu“ (P 44). Dann stimmt sie lachend zu. Josef K. spielt nicht sich selbst, sondern übernimmt die Rolle des Aufsehers. In der Identifikation mit dem Aggressor möchte er das Trauma der Verhaftung bewältigen. K. kündigt den Schrei des Aufsehers, mit dem dieser ihn beim Namen rief, an, Fräulein Bürstner will ihn noch beschwichtigen, doch ist es schon zu spät, Josef K. schreit laut seinen Namen in die nächtliche Pension, der „Ruf“ schien sich „erst allmählich im Zimmer zu verbreiten“ (P 45).

Die folgenden Ereignisse überstürzen sich, Kafka erzählt auf nur wenigen Seiten, wie K. die Beziehung zu Fräulein Bürstner, ohne es hier schon zu ahnen, verspielt.

„Fräulein Bürstner erbleichte und legte die Hand aufs Herz.“ (P 45)

---

<sup>5</sup> Ihre Reaktion schätzt Heinz Politzer als ein weiteres Indiz geistig-moralischer Substanzlosigkeit ein: Sie zeigt erstens eine „Mischung von Koketterie und Frigidität“ und ist zweitens eine „Kreuzung zwischen unverständener Frau und femme fatale“. (Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt, 1978. S. 308.) – Politzer unterstellt ihr eine Komplizenschaft mit dem Gericht: „Aber ihr Beruf als Schreibmaschinenfräulein erklärt das Interesse, das sie am Gesetz hat, nur zum Teil.“ (Ebenda, S. 309.) – Er sagt aber weder worin ihr Interesse besteht, K. dem Gericht auszuliefern, noch welche Funktion die Affinität zwischen Fräulein Bürstner und dem Gericht in Kafkas Komposition hätte. Ihre Enttäuschung scheint meines Erachtens einerseits auf den Aspekt des universellen Charakters des Gerichts zu weisen, den besonders der Maler Titorelli hervorhebt, und andererseits erkennt Fräulein Bürstner trotz Josef K.s untergründiger Angst seine Ahnungslosigkeit hinsichtlich dessen, was auf ihn geistig und emotional in Form des Gerichts zukommt.

Hauptmann Lanz, Frau Grubachs Neffe, schläft im sonst leeren Nebenzimmer. Er ist der imaginäre sieghafte Gegenspieler zum unentschlossenen Josef K. Trotz ihrer Furcht entdeckt zu werden, stellt sich Fräulein Bürstner nicht auf die Seite von Hauptmann Lanz. In Kafkas weiblichem Kosmos gehört sie nicht zu den Frauen, die sich gegen die Helden auf die Seite der Mächtigen stellen: Die Waschfrau läßt sich von Berthold forttragen, Frieda geht mit den Gehilfen zurück ins Schloß, Gregors Schwester verbündet sich mit den Eltern, die Köchin ergreift die Hand des Oberportiers usw. Josef K. sollte vielmehr Fräulein Bürstner schützen. Aber aus Unfähigkeit und Ignoranz macht er einen sie beschämenden Vorschlag. Sein Versagen hier bedingt die spätere Identifikation mit Lanz: Seinen Namen nennt er, als er den richtigen Ausgang zum Gericht sucht.

Jetzt lauert der kleinbürgerliche Skandal auf Fräulein Bürstner, den Frau Grubach mit ihrem Klatsch von Männerbekanntschaften und „entlegenen Straßen“ angedeutet hatte. In Frau Grubachs erlebnisarmem Leben ist die Beschäftigung mit dem Privatleben ihrer Mieter ihr Lebensinhalt geworden. Josef K. weiß um die gesellschaftlichen Konsequenzen für Fräulein Bürstner: Sie erschiene als Verführerin. Trotz Fräulein Bürstners Wissensdurst und Neugier wird sie beruflich nicht weiter als bis zur Stellung einer Anwaltsgehilfin kommen. Sexuell fordernd darf sie nicht sein, denn nur die Ehe ist der legitime Ort für eine Frau, um Sexualität zu erleben. Hält sie sich nicht daran, sinkt sie in den Augen der anderen auf die Prostituierten-Stufe herab. Die ökonomische und sexuelle Unterdrückung und Ausbeutung findet ihre Rechtfertigung in der biologischen und moralischen Schwäche der Frau. Auch Josef K. nimmt die Zartheit und Zerbrechlichkeit ihrer „schmalen Schultern“ (P 39) und damit seine körperliche Überlegenheit wahr. Daß er sie wirklich verteidigen könnte, begreift er nicht. Josef K. hat keinen Skandal zu befürchten, er stünde als das Opfer und der Verführte da. Daher kann K. anbieten, „so daß Frau Grubach es auch glaubt“ (P 46), öffentlich zu bekennen, daß er Fräulein Bürstner sexuell belästigt hätte:

„Wollen Sie verbreitet haben, daß ich Sie überfallen habe, (...)“ (P 46)

Fräulein Bürstner wehrt Vorschlag und vorherigen Kuß auf die Stirn ab. Sie möchte zeigen, daß sie jederzeit für alles in ihrem Zimmer die Verantwortung übernehmen kann (siehe P 47). Fräulein Bürstner tauscht die errungene Autonomie nicht gegen neue Abhängigkeiten – jetzt K. gegenüber – ein. Sie begreift nicht, daß K. die „Beleidigung“ (P 47), die sein Vorschlag für sie bedeutet, nicht versteht. Josef K. denkt an den Nutzen seines Plans für sie, Fräulein Bürstner dagegen wehrt sich, zum willenlosen Objekt herabgesetzt zu werden. Für sie ist es eine Frage des Stolzes, für sich selbst einzustehen und die Würde ihrer Person zu wahren.

Es gelingt ihr, Josef K. unter der Versicherung, daß sie „niemals und niemandem böse“ (P 47) sei, zur Tür zu geleiten. Sein nochmaliges Zögern veranlaßt sie, aus dem Zimmer zu treten und nach ihm zu rufen. Josef K. kommt und

„(...) lief vor, faßte sie, küßte sie auf den Mund und dann über das ganze Gesicht, wie ein durstiges Tier mit der Zunge über das endlich gefundene Quellwasser hinjagt. Schließlich küßte er sie auf den Hals, wo die Gurgel ist, und dort ließ er die Lippen lange liegen.“ (P 48)

Sein Nähewunsch ist unvermittelt und eruptiv. Nichts in seinem Verhalten deutete auf diese Bedürftigkeit hin. Es ist unmöglich für Fräulein Bürstner, sie zu beantworten. Josef K. hat für seine sinnlichen Wünsche keine Ausdrucksformen gefunden. Seine Bedürftigkeit wird von seinem normalen gesellschaftlichen Leben verdeckt. Wenn sie erscheint, bleibt sie für ihn selbst unverständlich. Für den anderen könnte sein unbeholfener Nähewunsch bedrohlich wirken. Es gibt keine erotischen Ausdrucksformen, die nicht von den gesellschaftlichen Hierarchien durchdrungen wären. Kafka zeigt an Josef K., daß die tiefsten und geheimsten Regungen und Wünsche weder vom Ich erkannt werden noch vom anderen beantwortet werden können. Dies erscheint als ein Aspekt der Einsamkeit der Figuren und gleichzeitig als Anklage gegen die unzulänglichen Formen des Zusammenlebens.

Kafka läßt Josef K. eine menschliche Bedürftigkeit erfahren („das endlich gefundene Quellwasser“), die normalerweise tief weggedrängt ist und die immer in Verbindung mit dem Wunsch nach Ruhe („dort ließ er die Lippen lange liegen“) erscheint. Diese Ruhe besitzt einen Aspekt von Todesruhe, denn sie ist in der Gesellschaft nicht zu erlangen. Es ist die Gurgel an der seine Lippen liegen bleiben: unerreichbarer Lebensquell für K. und mögliche tödliche Verletzung für Fräulein Bürstner.

Fräulein Bürstner läßt sich noch, zu müde um ihn abzuwehren, von Josef K. die Hand küssen, eine Geste weiblicher Resignation. Josef K. geht danach in sein Zimmer und legt sich schlafen. Die unbeholfene und überfallartige Nähesuche<sup>6</sup> soll ihm sein doppeltes Versagen, Fräulein Bürstner zu beruhigen und zu verteidigen, kaschieren. K. scheitert im Bemühen, sie von seiner Männlichkeit zu überzeugen: Weder im Vergleich

---

<sup>6</sup> Hans Hiebel sieht in dieser Szene eine Jagdszene: Josef K. erscheint „als ‚Jäger‘, er, der entrüstet behauptet, das Gericht bestünde ‚fast nur aus Frauenjägern‘ (P 253).“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 190.) – Durch sein bedrängendes Verhalten macht er sich dem Gericht ähnlich. Hiebel fragt, was zuerst existent sei, Schuld und Scham einerseits oder Jagd und Sündenfall andererseits. „Es gibt beides.“ (Ebenda, S. 190.) – Hiebel meint, daß Josef K. an Fräulein Bürstner schuldig wird, daß aber „Schuld, Schwäche, Hilfsbedürftigkeit“ (ebenda, S. 190.) vorher da seien. So macht Hiebel deutlich, daß Josef K. von vornherein mit einer psychischen und daher sozialen Deformation belastet ist.

zu dem anderen Mann noch in der körperlichen Berührung kann er sie für sich gewinnen. Dies Scheitern wirft schon ein Licht auf den weiteren Prozeßverlauf.<sup>7</sup>

„(...) vor dem Einschlafen dachte er nach ein Weilchen über sein Verhalten nach, er war damit zufrieden, wunderte sich aber, daß er nicht noch zufriedener war; wegen des Hauptmanns machte er sich für Fräulein Bürstner ernstliche Sorgen.“  
(P 48)

Im Erzählton erscheint die ironische Distanz des Erzählers zur Hauptfigur. Josef K.s moralische Übereinstimmung mit sich selbst ist so groß, daß sie ihm noch selbstgefällige Gedanken der Sorge um Fräulein Bürstner erlaubt. Aber der Erzählton gibt die Diskrepanz zwischen K.s Denken und der Wirklichkeit preis. Josef K.s Zufriedenheit erscheint ihm selbst als nicht ausreichend. Statt über Gründe seiner Unzufriedenheit nachzudenken, heuchelt er Sorge. Kafka zeigt den zeitlichen Ablauf der Verdrängung unangenehmer Wirklichkeit. Bevor er sich sein erotisches Scheitern eingesteht, versucht Josef K., sich moralisch zu erheben.

Der Leser findet in dieser Stelle einen Hinweis des Erzählers auf ein Scheitern der Beziehung zu Fräulein Bürstner. K. ist nur ziemlich zufrieden mit sich selbst – sexuell ist er nicht befriedigt. Statt sich mit der eben noch begehrten Frau zu identifizieren, ist K. froh, keine Verantwortung übernehmen zu müssen, damit seine berufliche und gesellschaftliche Position nicht in Frage steht.

Kafka zeigt Josef K.s Versagen bei Fräulein Bürstner als Ergebnis der gesellschaftlichen Hierarchisierung und der bürgerlichen Doppelmoral. Fräulein Bürstner erkennt das Faktum ihrer gesellschaftlichen Marginalität und weiß sich, innerhalb enger Grenzen, eine private Sphäre zu erhalten. Josef K.s höhere gesellschaftliche Position verschleiert ihm die eigene Unterdrückung. So erscheint er psychisch und intellektuell deformierter als Fräulein Bürstner.

Josef K. begreift allmählich, daß Fräulein Bürstner innerhalb der Pension alles daran setzt, um ihn nicht wiederzusehen. Er wird Fräulein Bürstner bis zum Abend der Urteilstvollstreckung weder sehen noch sprechen können.

---

<sup>7</sup> Walter Sokel deutet die Stelle von Fräulein Bürstner aus gesehen. Es „ist der Angriff eines ‚durstigen Tieres‘ geworden, mit dem Josef K. den freien Willen der ihn ablehnenden Frau vergewaltigt.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt, 1976. S. 295.) – Demgegenüber sehe ich den Akzent von Josef K. aus gesehen auf seiner Bedürftigkeit und Ausdrucksunfähigkeit. Wenn Josef K. etwas Tieferes für andere empfindet, sind ihm diese Gefühle so fremd und unbekannt, daß er sie nicht in gesellschaftlich erlaubten Formen auszudrücken vermag. Sokel meint: „Erst wenn er sie vergift, verliert er sie auch als Mensch, als helfende Kameradin. Und erst wenn er sie verloren hat, kommt das tierisch-sinnliche Begehren auf.“ (Ebenda, S. 295.) – Wirklich verliert er seine Selbstkontrolle im Nachspielen der Verhaftungsszene und aus dem Abstand zu seinem gesellschaftlichen Ich entsteht sein durchbruchartiges Benehmen Fräulein Bürstner gegenüber. Eine Beurteilung dessen als tierisch scheint mir hier nicht angemessen. Wie ein durstiges Tier zu sein, ist nicht dasselbe wie tierisch zu sein.



Fräulein Bürstner nimmt Fräulein Montag zu sich ins Zimmer, um Josef K.s Avancen zu entgehen, sie tut das, obwohl sich Hauptmann Lanz, wie K. später erfährt, offensichtlich nicht bei seiner Tante, Frau Grubach, beschwert hat.

Fräulein Montag erscheint als ein Klischee und gleichzeitig als eine Karikatur einer Deutschen. An keiner Stelle des Romans wird eine Jahreszahl oder eine Nationalität erwähnt, bei Fräulein Montag ist ihr Deutschsein ein Teil der Charakterdarstellung: humorlos, zerstörerisch, ist sie eine ewig vom Schicksal Benachteiligte, die den anderen alles Schlechte wünscht.

„Eine Lehrerin des Französischen, sie war übrigens Deutsche und hieß Montag, ein schwaches blasses, ein wenig hinkendes Mädchen, das bisher ein eigenes Zimmer bewohnt hatte, übersiedelte in das Zimmer des Fräulein Bürstner.“  
(P 316)

Alle anderen Nebenfiguren zeigt Kafka in ihrer sozialen und psychischen Realität: Fräulein Montag umgibt eine Art von sarkastischem Slapstick. Sie ist nicht attraktiv, sondern ziemlich häßlich. Gerade das macht sie boshaft und begierig auf das Scheitern der anderen. Josef K. kann nicht an ihr vorbei zu Fräulein Bürstner gelangen, und sie übernimmt die Aufgabe, Josef K. mitzuteilen, daß Fräulein Bürstner ihn nicht wiedersehen will.

Sogar Frau Grubach kann diese Entscheidung nicht nachvollziehen. Den ganzen Sonntag lang trägt Fräulein Montag mit „schleppendem Schritt“ (P 318) ihre Sachen in Fräulein Bürstners Zimmer.

„(...) sie ist eigensinnig, sie will alles selbst übersiedeln. (...). Mir ist es oft lästig, daß ich Fräulein Montag in Miete habe, Fräulein Bürstner aber nimmt sie sogar zu sich ins Zimmer.“ (P 319)

Außerdem beobachtet Fräulein Montag gemeinsam mit Hauptmann Lanz, wie Josef K. in das Zimmer Fräulein Bürstners geht, die aber ausgegangen ist. Hauptmann Lanz verhält sich sehr ehrerbietig gegenüber Fräulein Montag, was, wie K. bemerkt, auffallend von seinem eigenen Benehmen ihr gegenüber absticht (siehe P 324). Diese Deutsche – und auch hier bittere Ironie – versteht sich natürlich bestens mit dem Militaristen Lanz.

Fräulein Montag wird von Kafka ironisch und abstoßend zugleich geschildert. Und so gibt er zu diesem frühen Zeitpunkt des Krieges (1914) in dieser Figur auch eine emotionale Stellungnahme gegen Deutschland und die Kriegsbegeisterung ab.

Die Versagung der Liebe und des Begehrens führt zur Erhöhung des Objekts. Fräulein Bürstner wird für Josef K. zum Symbol all der Anständigkeit und Ehrenhaftigkeit, die er

sich für sein Leben erhoffte. Sie wird zu einem moralischen Maßstab, an dem er seine Handlungen mißt.

Fräulein Bürstner erscheint noch einmal in dem Fragment „Das Haus“. Es läßt sich zeitlich in die Periode einordnen, als Josef K. seinem Anwalt, Dr. Huld, gekündigt und den Maler Titorelli kennengelernt hat. Josef K. ist hier in eine tiefe Abhängigkeit zu Titorelli geraten, eine Beziehung, die ihn genauso unzufrieden läßt und ihn quält wie die Beziehung zu Huld. Er ist sich über die Unbrauchbarkeit dieser Verbindung für seinen Prozeß im klaren, kann sich aber von den vagen Versprechungen Titorellis, für den K. mittlerweile materiell aufkommt, nicht lösen.

K. ist psychisch und intellektuell sehr erschöpft, er schafft es nicht mehr, nach der Bank-Arbeit sofort nach Hause zu gehen, sondern liegt noch eine Stunde nach Geschäftsschluß auf dem Kanapee in seinem Büro und gibt sich unkontrolliert seinen Gedanken und Tagträumen hin:

„(...) ihm war als sei er der einzige Angeklagte (...).“ (P 348)

Fräulein Bürstner tritt gemeinsam mit den anderen Mietern auf, sie sind „wie ein anklagender Chor“ (P 349). Josef K. kann sie nicht sofort in der Menschengruppe finden. Weil viele neue Mieter darunter sind, hat er Angst, sich dieser ihn anklagenden Gemeinschaft zu nähern. Als er es dann doch tut und Fräulein Bürstner erkennt, steht sie zwei Herren umarmend da. Im Traum machte es „unendlich wenig Eindruck auf ihn“ (P 349). Selbst im Traum verleugnet er seinen Schmerz darüber, sie verloren zu haben. Er rationalisiert seine Distanz damit, daß er schon eine ähnliche Szene sah, ein Photo von Fräulein Bürstner am Strand. Dieses Bild ist für ihn eine „unauslöschliche Erinnerung“ (P 349).

Die Furcht vor den Männern und die Unmöglichkeit, Fräulein Bürstner für sich zu erobern und sie den anderen wegzunehmen, so wie er sie in der Wirklichkeit vor Lanz hätte beschützen sollen, bewirken, daß er die Mietergruppe verläßt. In der Phantasie gehört auch sie zu den Menschen, die ein Recht haben, ihn anzuklagen. Sie erscheint ihm als von anderen besetzt, sie braucht ihn nicht. Daher muß K. auch nicht um sie werben und kämpfen und entgeht so einer möglichen Enttäuschung. Er antizipiert die Ablehnung, bevor sie erfolgt.

Das Gericht hat ihn selbst im Traum von seinem gesamten sozialen Milieu vollkommen isoliert.

Die Versagung seiner Liebe zu Fräulein Bürstner ist die Bedingung für seine außerordentliche Wertschätzung ihr gegenüber. Hätte sie sich ihm hingegen, wäre

keine Erhöhung erfolgt.<sup>8</sup> Doch eine Liebesbeziehung mit ihr wäre eine Alternative zum Prozeß gewesen. Josef K. ist zu ängstlich, um diese Chance zu ergreifen, und er ist sozial zu angepaßt, um durch Risiken seine scheinbar sichere Position zu gefährden.

Kafkas Darstellung des Erhöhungsmechanismus bei dem Bankangestellten Josef K. birgt eine tragische Note in sich: Die einzige Liebe K.s kann nur aufgrund der Unerfülltheit entstehen, und die Erinnerung an sie liefert Josef K. am Ende seines Lebens seinen Henkern aus.

### 1.3. Leni

Fräulein Bürstner und Leni sind die beiden entscheidenden Frauenfiguren im „Prozeß“. An Leni zeigt Kafka Formen von Sexualität, die einerseits der bürgerlichen Moral und andererseits dem männlichen Überlegenheitsanspruch entgegenstehen.<sup>9</sup> Kaum eine Frauengestalt Kafkas ist so negativ bewertet worden wie Leni.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Sigmund Freud beschreibt die Erhöhung des Liebesobjekts als eine Variante neurotischer Objektwahl, da für die Erhöhung Bedingung ist, daß keine sexuelle Erfüllung stattfinden darf. „Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, können sie nicht lieben.“ (Sigmund Freud: Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens [1912]. In: Gesammelte Werke. Achter Band. Werke aus den Jahren 1909-1913. London, 1943. S. 82.) – Freud beschreibt die Spaltung als psychische Impotenz: Befriedigung wird da gefunden, wo gerade keine psychische und seelische Wertschätzung des Sexualpartners entstanden ist. Liegt diese Wertschätzung vor, kann nicht wirklich sexuell befriedigend agiert werden. Dies ist ein kulturelles Problem, das auch durch größere Sexualfreiheit nicht gelöst wird. „Es ist leicht festzustellen, daß der psychische Wert des Liebesbedürfnisses sofort sinkt, sobald ihm die Befriedigung bequem gemacht wird. Es bedarf eines Hindernisses, um die Libido in die Höhe zu treiben, und wo die natürlichen Widerstände gegen die Befriedigung nicht ausreichen, haben die Menschen zu allen Zeiten konventionelle eingeschaltet, um die Liebe genießen zu können.“ (Ebenda, S. 88.) – Im „Prozeß“ zeigt Kafka die Erhöhung und Erniedrigung des Liebesobjektes an den beiden wichtigsten Frauenfiguren, an Fräulein Bürstner und Leni. Die Darstellung im „Schloß“ zeigt eine tiefere Spaltung als die zwischen zwei Frauen wie im „Prozeß“. Im „Schloß“ wird die Spaltung in der Hauptfigur selbst gezeigt. Nachdem Frieda sich K. hingegeben hat, verachtet er sie, ihr Nimbus ist dahin. Erhöhung erfolgte bei Frieda aus sozialen Gründen. Sie erschien begehrenswert, da sie eine Geliebte eines Beamten ist. Sie wird von K. nicht aus ihren eigenen persönlichen Qualitäten heraus erhöht. Nach dem Akt ist sie problematisch für ihn: Was kann sie für einen Wert haben, wenn sie sich jemandem wie ihm hingibt? Hat er durch den Akt mit ihr eine wichtige Verbindung zu Klamm zerstört? An K.s widersprüchlichen Empfindungen während des Aktes zeigt Kafka, daß erfüllte Sexualität nicht unbedingt Glück bedeutet, da sie den imaginierten Werturteilen der Gesellschaft entgegensteht. Im Gespräch mit Amalia nimmt diese auf K.s Spaltung Bezug. Sie setzt bei ihrer Idee, daß K. Olga liebe nicht bei der Triebbefriedigung an, sondern bei menschlicher Gleichheit und Nähe. Aufgrund der Spaltung von Aufstiegswünschen und ersehnter Triebbefriedigung kann K. in Olga kein Liebesobjekt erkennen, da bei ihr keine sozial imaginierte Erhöhung erfolgen kann. Amalias Vorschlag weist auf die Unvereinbarkeit von erfüllter Sexualität und Machtstreben.

<sup>9</sup> Reiner Stach untersucht in seiner großen Arbeit die Frauendarstellung Kafkas in Bezug auf ästhetische und biographische Aspekte. Als vergleichende Analyse erarbeitet er auf der Folie von Otto Weiningers misogynem aufsehenerregendem Werk „Geschlecht und Charakter“ den Katalog männlicher Projektionen auf Frauen. Die Analyse der Frauenfiguren Kafkas folgt Weiningers Deduktion des Charakters von Frauen: Sie werden bestimmt durch Mangel an Intellektualität und logischem Denken, aktiver und passiver Sexualität und dem sich daraus ergebenden unmoralischen Sozialcharakter. Sie besitzen kein Ich, daher kennen sie kein Recht und keine Schuld. Sie fluktuieren zwischen Mutter und Hure und allen Mischformen beider. Weininger, so führt Stach aus, bezieht sich in seinen (wenig originellen) Analysen

Sie hat äußere Gemeinsamkeiten mit Fräulein Bürstner. Auch Leni lebt allein, ohne ihre Familie, ist unverheiratet und arbeitet für ihren Lebensunterhalt. Auch sie hat einen typischen Frauenberuf, wie Fräulein Bürstner Sekretärin ist, ist sie Krankenpflegerin und Hausangestellte Huld. Beide Frauen sind attraktiv.

Leni hat bei dem Advokaten eine Vertrauensstellung, sie besitzt Schlüsselgewalt über das Haus, (sie vertraut Josef K. einen Hausschlüssel an, siehe P 146) und kann selbständig Angeklagte als Gäste ins Haus einladen, die Huld in ihren Prozeßangelegenheiten sprechen wollen (Kaufmann Block).

Falls Leni diese Position aufgrund einer sexuellen Beziehung zu Huld bekommen hat, so spielt sie zur Zeit von K.s Prozeß keine Rolle mehr. Huld kann Josef K.s Interesse an Leni verstehen. Kafka läßt eine vergangene sexuelle Beziehung Lenis zu Huld in der

---

auf ein vorgefertigtes Arsenal von negativen Projektionen, die schon als allgemein respektierte Kulturtradition bestehen und in ihren Projektionen auf Frauen das Weibliche kreieren. Kafka setzt den von Weininger entworfenen negativen Kontext von Weiblichkeit in ein anderes Begriffs- und Funktionsfeld. Daraus ergibt sich nach Stach eine subversive ästhetische Darstellung für die Frauenfiguren im Werk. Kafka kläre nicht oberflächlich darüber auf, wie falsch Weiningers Darstellung sei, er zeige Frauen als das ‚Andere‘ (siehe Reiner Stach, S. 135.): „Die Figur der Leni mit ihrer offen angezeigten Austauschbarkeit scheint eine Grenze zu ziehen. Die Idealgestalt des Weiblichen Typus ist greifbar nahe. Weibliche Nichtigkeit und unstillbarer Trieb lauern unter einer schon derart dünnen Decke sozialer Überformung, daß weitere Abstraktionen entweder zum gänzlich automatenhaften Weibchen oder zum pornografischen Szenarium führen müßte, beides sicher nicht im Sinne eines Autors, dessen Texte die letzten Quellen des Unheils absichtsvoll im Dunkel belassen.“ (Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen. Frankfurt am Main, 1987. S. 74.)

<sup>10</sup> Heinz Politzer sieht sie unter streng moralischen Kategorien: „Sie ist eine Zwangsschwätzerin, die ihre Gedanken sozusagen im Naturzustand, das heißt in voller grausamer Nacktheit, wiedergibt, wobei der Wirklichkeitsgehalt dieser Gedanken für sie keinerlei Rolle spielt. (...) Dazu kommt noch, was ihr Herr und Meister, der Advokat, Lenis ‚Zudringlichkeit‘ nennt, ein insektenhafter Wunsch, sich festzusetzen und einzusaugen, dem eine unstillbare Aggressivität zugrunde liegt. (...) Aber indem sie diese Affären berichtet, verrät sie das einzige Gefühl, dessen sie fähig zu sein scheint, ihren Männerhunger.“ (Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt, 1978. S. 304 f.) – Auch Walter Sokel, der mit Psychoanalyse so sehr vertraut ist, kann an dieser Figur nichts Positives entdecken. Er bietet die dunkle erotische Literaturgeschichte bis zu de Sade und die Lager der Nazis auf, um seine Abscheu zu bekunden: „Lenis Sirenenziel ist nicht Rebellion des Angeklagten, sondern im Gegenteil seine Versklavung. Circe noch mehr als Sirene, macht sie zwar nicht Schweine, aber Hunde aus den Klienten ihres großväterlichen Geliebten. Sades Orgien, Sacher-Masoch und Stekels Krankheitsgeschichten des Sado-Masochismus fallen einem ein, wenn man vom Haushalt des Advokaten oder dem ganz ähnlichen Haushalt der dicken Sängerin a. D. Brunelda (...) liest. Diese Gefängnisse in bürgerlichen Wohnungen, in denen erwachsene Männer zu dauernd gezüchtigten Kindern und getretenen Tieren erniedrigt werden, erinnern ebenso an private Konzentrationslager wie an die Wohnungen eleganter Pariser Faubourgs in dem Roman des Marquis de Sade, wo Menschen zur alltäglichen Belustigung der Eigentümer gefoltert und geschlachtet werden, (...)“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt, 1976. S. 213.) – Ich sehe Leni ganz anders, aus ihrer Bedingtheit versucht sie, Josef K. zu helfen. Sie ist diejenige, die ihn warnt, als er in den Dom geladen wird. Ich meine, daß gerade ihr gegenüber die Angst und Wut einer sexuell autonomen Frau gegenüber deutlich wird. Sie ist keine reine Lichtgestalt, sie ist nicht mutig und rein wie Amalia und auch nicht gütig und aufopfernd wie Olga im „Schloß“, aber sie tut in ihrem Rahmen etwas für die Angeklagten. Dafür will sie Sexualität, da sie diese „schön“ findet. Der Versklavungsaspekt, den Walter Sokel anspricht, ist da, entspringt aber nicht ihrem Charakter in seiner speziellen Bosheit, sondern ist eine Auswirkung des Gerichts. Schließlich kann Leni Josef K. und Kaufmann Block nicht zum Verkehr zwingen. Sie erhoffen sich von ihr, etwas beim Advokaten für sich selbst zu erreichen. Alle befinden sich in undurchschaubarer Abhängigkeit, in einen Verblendungszusammenhang.

Schwebe. Huld ist aber jetzt zu krank, um sich für eine Frau sexuell zu interessieren. Leni ist ihm gegenüber zärtlich und versorgend, ihre Zuwendung hat mütterliche Züge, seine Dankbarkeit ist väterlich-gerührt. In keiner Weise haben sie ein Chef-Angestellten-Verhältnis zueinander. Hulds Arbeit erkennt Leni fraglos an. Sie versteht die Prozesse dahingehend, daß sie für die Angeklagten tödlich sein können. Außerdem achtet sie Hulds Arbeit als Kampf um das Leben seiner Klienten. Sie gibt aber dem Prozeß keine höheren, gelehrten Weihen, wie etwa Frau Grubach, sie fürchtet auch nicht den gesellschaftlichen Niedergang. Außerdem verachtet sie die Angeklagten nicht. In dieser Figur verliert der Prozeß seine metaphysischen Schrecken. Da Leni zum Teil der Vergesellschaftung entgangen ist, scheint sie als Naturwesen mit den bürokratischen Regeln der Gerichtswelt zu unvertraut, als daß ihre Position gegenüber den scheinbar realitätsbezogeneren Ansichten der anderen Figuren von Ausschlag wäre.

„Machen Sie doch bei nächster Gelegenheit das Geständnis“ (P 143), sagt sie zu K. Sie rät ihm dazu, mit ihrer Hilfe zu entkommen. Für sie stellen sich viele Prozeßfragen einfach dar.

Die Gesetze der Gerichtswelt sind ihr gleichgültig. Leni verfährt nach den Vorgaben Dr. Hulds. Kaufmann Block ist eine „große Kundschaft“ (P 230) des Advokaten, daher kümmert sie sich um ihn. Josef K. hat mehr Privilegien von Huld erhalten als Block, also wird er von ihr besonders bevorzugt. Trotz der sexuellen Beziehungen zu den Angeklagten ist sie loyal gegenüber Huld, denn er stellt ihre primäre Arbeits- und Lebensbeziehung dar, der die anderen untergeordnet sind. Huld weiß von Lenis sexuellen Vorlieben und toleriert ihre Wahl verständnisvoll und belustigt. Seiner Meinung nach beruht Lenis sexuelle Anhänglichkeit auf der Schönheit der Angeklagten.

Lenis Liebhaber lieben nicht sie als Person. Die sexuelle Zuneigung Lenis nehmen sie an, da sie ihnen als ein Teil der unbedingt aufrechtzuerhaltenden Beziehung zu ihrem Anwalt, Dr. Huld, erscheint.

Das Motiv der Sexualität mit einer Frau als Versuch der Beziehungsaufnahme zu einem anderen Mann zeigt Kafka auch im „Schloß“ in der Beziehung zwischen K., Frieda und Klamm. Lenis Beziehung zu Huld, die im Gegensatz zu den Schloß-Beziehungen nicht auf Unterdrückung beruht, schützt sie vor Instrumentalisierung durch die Klienten. Huld steht auf Lenis Seite und respektiert ihre Sexualität mit den Angeklagten, da er sie nicht verlieren möchte.

Doch hofft sie auf Liebesgefühle von den Männern, sie hat zu ihnen mehr als ein rein sexuelles Verhältnis. Die beiden Männer, K. und Block, sind jedoch viel zu sehr mit dem Prozeß beschäftigt, als daß sie Raum hätten, sich innerlich auf Leni einzulassen. Leni ist deswegen aber nicht enttäuscht von ihnen. Da ihre sexuelle Wahl weder einen Zweck-Mittel-Charakter zeigt noch aufgrund gesellschaftlicher Aufstiegswünsche

stattfindet, steht Leni außerhalb der anderen, durch gesellschaftliche Normen und Ängste reglementierten Figuren.

Leni unterhält Huld mit den Schilderungen ihrer Amouren. Das ist einerseits ein weiterer Loyalitätsbeweis, andererseits kann es für ihn ein erzählerischer Ersatz für nicht mehr lebbare Sexualität sein. Sie erscheint als erotische Scherenazade einer Anwaltskanzlei.

Einig sind sich Huld und Leni in ihrer Einschätzung der Angeklagten. Beide sehen in ihnen Schönheit, die sie von den Nicht-Angeklagten unterscheidet und aus ihnen herausragen läßt. Diese Schönheit besitzt für sie einen objektiven Charakter und hat dabei nichts mit körperlichen Vorzügen zu tun. Huld meint, es mit einer „gewissermaßen naturwissenschaftlichen Erscheinung“ (siehe P 250) zu tun zu haben. „Selbst Block, dieser elende Wurm“ (P 251), zeige diese Schönheit. Weder Schuld noch Strafe bedingen die Schönheit, Huld nimmt an, daß das Strafverfahren die Angeklagten schön macht. Sein Glaube an das Gericht und damit verbunden an sich selbst, aufgrund der hohen Aufgabe, die er als Anwalt zu erfüllen hat, lassen ihn die Angeklagten als auserwählt schön erscheinen. Die Schönheit ist sowohl vom Ausgang des Prozesses als auch von der Schuldfrage unabhängig.

Huld erhöht die Angeklagten einerseits durch den Aspekt ihrer auserwählten Schönheit, andererseits zwingt er sie ihm gegenüber in eine bedingungslose Unterordnung. Er rechtfertigt diese Auslöschung ihrer freien Meinung und Autonomie als ein zu ihrer Läuterung gehöriges Mittel.

„(...) es ist oft besser in Ketten als frei zu sein.“ (P 258)

In der Begegnung von Huld und Josef K. zeigt Kafka Erhöhungs- und Erniedrigungsphantasien, die auch die oft schwüle sado-masochistische Atmosphäre der Darstellung bestimmen. Huld's Lust zu herrschen und zu unterwerfen entstammt keiner charakterlichen oder psychischen Disposition, sondern erscheint als Auswirkung des Gerichtssystems. Auch Huld selbst entblößt und erniedrigt sich in ‚hündischer Weise‘ (siehe P 240) vor dem Gericht, wie Block K. erzählt. Das Gericht setzt bei den Angeklagten und ihren Verteidigern Unterwerfungs- und Beherrschungswünsche frei, dabei werden alle Beteiligten dem Gericht gegenüber zu infantilen Opfern, die, da sie keine realen Widerstandsmöglichkeiten erkennen, im Ausleben ihrer Phantasien Befriedigung finden.

Leni ist an diesen Macht- und Ohnmachtsorgien beteiligt. Da sie Huld vertraut, legt sie sich keine Rechenschaft über den Sinn der Behandlung der Angeklagten ab. Aber sie zieht aus ihnen keine Ersatzbefriedigung. Die Unterwerfung der Angeklagten erscheint ihr als Teil des Verteidigungssystems von Huld, das sie nicht hinterfragt.

Schönheitsgläubigkeit und sexuelles Begehren bedingen einander gegenseitig und machen die Immunität Lenis gegenüber dem Gericht aus. Die bürgerliche Doppelmoral schließt die Frauen einerseits vom bestimmenden Teil der Beziehung aus, und legt sie andererseits auf sexuelle Treue fest. Leni entgeht als Naturwesen, das der Vergesellschaftung nicht ganz anheim gefallen ist, der Unterdrückung als Frau. An ihr zeigt Kafka progressive Elemente der weiblichen Sexualität: freie Wahl, Triebstärke und Lustbezogenheit.

Walter Benjamin betont den regressiv-archaischen Aspekt der Darstellung Lenis. Sie hat ein „Verbindungshäutchen“ (P 145) zwischen Ring- und Zeigefinger, auf das sie Josef K. gegenüber stolz verweist.<sup>11</sup> Aufgrund dieses Häutchens und ihrer sexuellen Wahllosigkeit ist sie für Benjamin dem von ihm erdeuteten Bereich der „Vorwelt“ im Werk Kafkas zugehörig. Leni ist Teil der „Sumpfwelt“, sie ist „hetärisch“.<sup>12</sup> Benjamin entwickelt an den Begriffen Vorzeit und Moderne, die er in ein dialektisches Spannungsverhältnis zueinander setzt, daß Kafka den Bewußtseinszustand der Menschen des Technischen Zeitalters, aufgrund der Entfremdung untereinander und zur Natur, auf eine vorzeitliche Stufe zurückgleiten läßt. Dies ist Benjamins Dialektik der Aufklärung. Leni ist ihm ein Ausdruck dieser Regression.

Aber selbst unter der Prämisse der Regression auf vorzeitlich-antiaufklärerische Kulturstufen erscheint das Progressive dieser Frauenfigur. In ihrer sexuellen Wahllosigkeit, die Schönheitssuche zur Bedingung hat, zeigt Kafka Sexualität entgegen dem Tausch- und Warencharakter. Denn ihre Wahl richtet sich nicht nach ökonomischen oder sozialen Kategorien. Sie sucht in der Sexualität körperliche Befriedigung und hofft auf Liebe. Insofern bewahrt Kafka in ihr etwas von dem Versprechen, wenigstens in der Liebe dem Tausch und der Konkurrenz zu entgehen.

---

<sup>11</sup> Claudia Liebrand zeigt, daß Kafka den Mythos von den Geschlechterrollen und ihren -funktionen dekonstruiert. In der Traumdeutung beschreibt Freud symbolische Ersetzungen für sexuelle Handlungen und für die sexuellen Organe. Kafka bleibt nicht in dem patriarchalisch-gesellschaftlich bestimmten Muster von Sexualität, sondern unternimmt Austauschungen und Verformungen. Männlich oder weiblich zugeordnete Symbole und Funktionen werden vertauscht und verlieren so ihren Herrschaftscharakter. Lenis Zwischenhäutchen kann als deplaziertes anderswo fehlendes Hymen verstanden werden. „Wir haben es mit der Subversion, mit der Dekonstruktion der Opposition von Virginität und Defloration zu tun. Das Häutchen zwischen den Fingern stellt Virginität aus – und verweist zugleich (auch durch die Verschiebung ‚von unten nach oben‘) auf deren Verlust hin.“ (Claudia Liebrand: ‚Deconstructing Freud‘. Franz Kafkas *Der Prozeß*. In: Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz. Herausgegeben von Thomas Anz in Zusammenarbeit mit Christine Kanz. Würzburg, 1999. S. 143.)

<sup>12</sup> Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, 1981. S. 29.

### 1.3.1. Leni und Josef K.

Josef K. lernt Leni beim ersten Besuch beim Anwalt kennen. Er fühlt sich sofort von ihr angezogen, er hat sie „angestaunt“ (siehe P 130). Kafka gibt ihr keine gängigen Schönheitsattribute, die äußere Beschreibung von ihr zeichnet sie zuerst fast ein wenig dinghaft. Es wird Josef K. aber im Laufe der Zeit deutlich, daß Leni eine schöne junge Frau ist:

Sie „(...) hatte ein puppenförmig gerundetes Gesicht, nicht nur die bleichen Wangen und das Kinn verliefen rund, auch die Schläfen und die Stirnränder“ (P 130). Während der Auseinandersetzung zwischen Huld und K. „beugte sich Leni über den Advokaten hin, der schöne Wuchs ihres Körpers wurde sichtbar als sie sich so streckte, (...)“ (P 263 f.).

Die Hingezogenheit Josef K.s, als sie sich kennenlernen, kontrastiert Kafka mit der emotionsgeladenen Ablehnung des Onkels. Er sieht in ihr eine „Hexe“ (P 134), die seinem alten und kranken Freund Huld schadet. Sie ist ihm ein ‚kleines schmutziges Ding‘ (siehe P 146), an das sich K. hängt, statt sich um seinen Prozeß zu kümmern.

Im Krankenzimmer Hulds ist noch ein Kanzleidirektor. Der Onkel genießt das Zusammensein mit den beiden, K. ist von diesem Kreis ausgeschlossen. Leni zerschlägt einen Teller und ruft so Josef K. zu sich heraus. Er erwartet, zurückgehalten zu werden, aber die drei alten Männer lassen ihn unbeachtet das Zimmer verlassen. So trifft er auf Leni. Sie erscheint ihm attraktiv, aber auch aus Langeweile ist er dem Gespräch der Alten entflohen. Kafka deutet in dieser Unentschiedenheit ihr gegenüber schon das Versagen in der sexuellen Begegnung an. Unverhohlen zeigt Leni, daß sie K. begehrt. K. wundert sich über das „unbegreifliche Bedürfnis“ (P 143), das sie nach ihm hat. Aber er nimmt es geschmeichelt an. Sexuelle Eindeutigkeit bei einer Frau ist ihm unbekannt, fast ein wenig verlegen setzt er sie auf seinen Schoß, nachdem sie immer näher zu ihm herangerückt war. Sie schmiegt sich an ihn und mit Wohlgefühl sieht er auf ihr „reiches dunkles festgedrehtes Haar hinab“ (P 143).

Leni fragt K. über sein Verhältnis zu Frauen aus und darüber, wo sie in seiner Gunstskala stünde. K. antwortet ihr ehrlich, beinahe hätte er vergessen, Elsa zu erwähnen. Da es eine zumindest unstandesgemäße, halb-prostituierende Beziehung ist, ist ihm die Kellnerin nicht als Freundin präsent. K. erklärt auch nicht den wirklichen Charakter der Beziehung zu ihr, verneint aber lächelnd Lenis Frage, ob sich Elsa für ihn opfern würde:

„ ‚Nein‘, sagte K, ‚sie ist weder sanft noch freundlich noch würde sie sich für mich opfern können. Auch habe ich bisher weder das eine noch das andere von ihr verlangt.‘ “ (P 144)

Lenis Idee des Opfers fügt sich zu der archaischen Seite ihres Wesens. Sie spricht nicht die romantische Idee des Liebesopfers an, sondern den archaischen Tausch für einen anderen



wirklich in den Tod zu gehen, um dessen Leben zu retten. Josef K.s aufgeklärtem Denken ist das fremd. Durch Leni erscheinen der Ernst, der einer Beziehung zugrundeliegen kann, die mit dem Gericht konfrontiert ist und die Nähe der Sexualität zum Tod.

Wieder klettert sie auf seinen Schoß, da sie jetzt glaubt, daß Josef K. sich für sie entschieden hätte. Er bemerkt an ihr einen ‚bitteren, aufreizenden Geruch wie von Pfeffer‘ (siehe P 146). Das Bittere ist ein Symbol für das Alte und nicht mehr Bewußte (siehe K. im „Schloß“, den man das „bittere Kraut“ nannte).

Die andere Seite ihres Wesens offenbart sich in ihrer Mädchenhaftigkeit, die trotz ihrer Promiskuität nicht zerstört ist. Ihre sexuelle Wahllosigkeit verhindert, daß sie zu einer Matrone wird oder daß sie in der Sexualität ein Mittel zum Versorgtwerden durch einen Mann sucht. Ihre sexuelle Wahl ist durch ihre Schönheitsabhängigkeit bedingt und verfolgt somit keine sozialen Zwecke. Ihr Häutchen ist ein Beweis für ihre sirenenhafte, psychische Jungfräulichkeit. K. ist von der Hand weder erschreckt noch angeekelt, sondern eher fasziniert: „Was für eine hübsche Kralle!“ (P 145). Er küßt sie flüchtig und läßt sie los. K. möchte sie, nachdem er ihre Ideen über Opfer in der Liebe und ihr ungezwungenes körperliches Begehren erfahren hat, nicht mehr als Geliebte haben. Sexuelle Eindeutigkeit einer Frau steht dem bürgerlichen Verhaltenskodex entgegen.

Doch für Leni ist der „flüchtige“ Kuß ein Zeichen dafür, daß K. sie nun gegen Elsa „eingetauscht“ (P 145) habe:

„ ‚Sie haben mich eingetauscht!‘ rief sie von Zeit zu Zeit, ‚sehen Sie nun haben Sie mich doch eingetauscht!‘ ” (P 146)

Lenis naive und entzückte Freude und der Klang des Wortes „eingetauscht“ sind ein Zeichen der Ironie. Leni fegt den moralischen Schleier, der über der bürgerlichen Sexualität liegt, hinweg, indem sie im Tauschen und Eingetauschtwerden einen positiven Akt erkennt. Der archaische Aspekt dieser Figur schließt aus, daß sie sich mit dem bürgerlichen Tauschcharakter der Beziehungen zwischen Mann und Frau identifiziert, denn der gegenseitige Benutzungs- und Leistungsaspekt aufgrund der finanziellen Abhängigkeit der Frau existiert für sie nicht. In dieser Figur weist der Begriff „tauschen“ auf archaische Verkehrsformen und Besitzverhältnisse.

Josef K. wird von Leni verführt, sie sinken, da Leni ausrutscht und K. sie halten will, vom Sofa, auf dem sie saßen, auf den Teppich:

„ ‚Jetzt gehörst du mir‘, sagte sie. ” (P 146)

Sie zeigt einen unbedingten Besitzanspruch. Eigentlich hätte Josef K. sich als Besitzer fühlen müssen, da er sie doch eingetauscht hat, wie Leni feststellt. Statt dessen aber sieht sie sich als seine Besitzerin. Josef K. erfährt mit ihr Sexualität als Verlust von

Kontrolle und Autonomie. Kafka zeigt diesen Aspekt der Sexualität an einer Frau, deren Besitzanspruch an den Mann archaisch-sexuell und damit nicht bürgerlich bestimmt ist.

Sexualität mit Leni bedeutet für K. Vergessen, sich selbst, den Prozeß, den Onkel, der mit Huld spricht. Das Vergessen, in das ihn ihre Umarmung wirft, verliert seine tödliche Spitze durch Lenis Mädchenhaftigkeit.

Kafka schildert nicht die Gefühle Josef K.s, als er mit Leni sexuell verkehrt. Er wird aber ihr gegenüber distanziert bleiben, während Leni nach dieser Begegnung Josef K. auch psychisch als ihren Geliebten betrachtet.

Als er das Haus Hulds verläßt, gibt sie ihm einen Schlüssel und küßt ihn „ziellos auf den Rücken“ (P 146).<sup>13</sup>

Die zweite und letzte Begegnung mit Leni findet statt, als Josef K. zu Dr. Huld kommt, um ihm als Anwalt zu kündigen. K. hat Leni zwischendurch mehrere Male besucht, die nur erzählerisch erwähnt werden, und Leni beschwert sich bei K. über sein langes Fernbleiben (siehe P 231).

Josef K. wußte bis zu diesem Zeitpunkt nichts von Lenis Passion zu allen Mandanten ihres Hausherrn. Als er kommt, erwischt er Leni und Kaufmann Block in flagranti. Als er die Wohnung Hulds nicht ganz ungehindert betreten kann, „stürmte er geradezu ins Vorzimmer und sah noch, wie durch den Gang, der zwischen den Zimmern hindurchführte, Leni, welcher der Warnungsruf des Türöffners gegolten hatte, im Hemd davonlief“ (P 226).

Der körperlich unscheinbare und kleine Kaufmann Block kann ihn von der Bedeutungslosigkeit seiner Beziehung zu Leni überzeugen, so daß Josef K. nicht narzißtisch gekränkt sein muß:

„Er fühlte sich so frei, wie man es sonst nur ist, wenn man in der Fremde mit niedrigen Leuten spricht, alles was einen selbst betrifft, bei sich behält, nur gleichmütig von den Interessen der andern redet, sie dadurch vor sich selbst erhöht aber auch nach Belieben fallen lassen kann.“ (P 227 f.)

Der Klassenunterschied wird zur Bedingung subjektiver Freiheit. Josef K. offenbart darin einen Aspekt seiner gesellschaftlichen Erfahrungen. Das Leben mit Angehörigen seiner eigenen oder höherer Schichten ist von Konkurrenz bestimmt. Mit Angehörigen

---

<sup>13</sup> Dieser Kuß wird von Walter Sokel als weiteres Zeichen ihrer sexuellen und moralischen Haltlosigkeit genommen: „Am Ende fällt sie auf den Teppich, und K. ‚wird zu ihr hinabgezogen‘ wie das Opfer einer bösen Nixe, Sejungfer oder eben Sirene. Ganz anders als Karl Roßmann ist er williges ‚Opfer‘ der Verführung. Mit einem ‚ziellosen‘ Kuß, der ‚ihn noch im Weggehen auf den Rücken‘ trifft, gehen sie auseinander. Das Adjektiv definiert die Beziehung – ‚ziellos‘ wie K.s ganzes Leben, das er dem Schlachtmesser wird hingeben müssen.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt, 1976. S. 210 f.)

der unteren Schichten bleibt ihm der mörderische gesellschaftliche Konkurrenzdruck erspart. Kafkas erzählerische Eleganz liegt darin, diese historisch und gesellschaftlich determinierte Erkenntnis Josef K.s wie eine allgemein-arrogante Lebensweisheit klingen zu lassen. Josef K. bemerkt ironischerweise nicht, daß Block in seiner Erklärung ihres sexuellen Beisammenseins darauf abzielte, daß er sich so fühlen kann.

K. ist aber insgesamt so sehr vom Prozeßverlauf eingenommen, daß er dem Vorfall wenig Beachtung schenkt. Vielmehr benutzt er Lenis Untreue als eine Bestätigung für seinen bis dahin nicht definitiven Entschluß, Huld zu entlassen (siehe P 232).

Leni ist ihm als Person nicht wirklich wichtig gewesen. Auch ein mehrmaliges Zusammensein mit ihr hat sie K. nicht näher gebracht. Erst als er sich schon entschlossen hat, sie zu verlassen, erläutert ihm Huld Lenis Schönheitsempfinden als entscheidendes Kriterium für ihre Objektwahl, die eindeutige Präferenzen eben nicht aufkommen läßt. Um so mehr muß sich Josef K. darin bestätigt sehen, daß er nur einer unter vielen ist, auf die Leni Wahl fällt. Sie wußte, daß Josef K. sich in seiner Eitelkeit als Mann gekränkt fühlen würde, wenn er von ihrer sexuellen Wahllosigkeit erführe, und hat ihm diesen Aspekt folgerichtig verschwiegen.

„Ich will keinen andern Dank und brauche auch keinen andern, als daß du mich liebhabst.“ „Dich liebhaben?“ dachte K. im ersten Augenblick, erst dann gieng es ihm durch den Kopf: „Nun ja, ich habe sie lieb.“ (P 246)

Nichts ist Josef K. ferner, als sich gedanklich mit Zuneigung zu ihr zu beschäftigen. Sein lapidares Zugeständnis weist sie nicht einmal von sich, sondern offenbart eine vergangene und zukünftige Gleichgültigkeit. Kafka zeigt hier bitter-ironisch die Geschlechterdifferenz, die in Sprachlosigkeit mündet: Mann und Frau leben auf zwei Kontinenten und treffen sich nicht. Leni hat K. auf ihre Weise geliebt. Und sie hat ihn – innerhalb ihres Erkenntnishorizontes – weder über den Prozeß belogen noch ihn durch widersprüchliche Informationen in die Irre geführt. Ein Zusammensein mit ihr hätte dem mit Block hinsichtlich der Demütigungen nicht unbedingt ähneln müssen, da Leni an K. mehr liegt als an Block. Es hätte dennoch eine sich steigernde Abhängigkeit bedeutet. Das konnte Josef K. zu diesem Zeitpunkt des Prozesses nicht wollen, da er intellektuell auf einem Freispruch vom Gericht besteht.

Auch Block nimmt wie ein Zwischenspiel den sexuellen Verkehr mit Leni mehr in Kauf, als daß er ihn genießt. Der Prozeß lastet auch zu sehr auf ihm und frißt alle anderen Energien auf.

Leni wendet sich im Gespräch mit beiden mal an den einen mal an den anderen und zeigt dem jeweils Nicht-Angesprochenen, daß sie jederzeit ein Urteil über ihn abgeben kann:

„Wie schlimm er heute ist, nicht?“ fragte Leni den Kaufmann. „Jetzt bin ich der Abwesende“, dachte K. und wurde fast sogar auf den Kaufmann böse, als dieser, die Unhöflichkeit Leni's übernehmend, sagte: „Der Advokat empfängt ihn auch noch aus andern Gründen.“ (P 246)

Sexualität ohne Abhängigkeit und ohne Verantwortung, die Leni Josef K. anbietet, kann er nicht annehmen. Es ist nicht ihre Promiskuität, die ihn letztlich von ihr abhält, sondern ihre Nicht-Greifbarkeit aufgrund ihrer Unabhängigkeit. Fräulein Bürstner, die Josef K., da er sie nicht sexuell erobern konnte, erhöht, kann er lieben. Eine Frau, die sich ihm sexuell hingibt, kann er nicht lieben.

#### **1.4. Sexualität**

An den beiden Frauenfiguren Leni und Fräulein Bürstner zeigt Kafka progressive und regressive Elemente der Sexualität. Die progressiven Elemente stehen dem Leistungs- und Konkurrenzprinzip entgegen. In den regressiven Elementen zeigt Kafka die Zerstörung des Bewußtseins, die trotz unerträglicher Einsamkeit die Beziehungsaufnahme zum anderen verhindert.

In Kafkas Darstellung sind die beiden Frauen Träger gegensätzlicher Erscheinungsformen der Sexualität und damit kultureller Traditionen. Seine Darstellung ihrer verschiedenen Aspekte ergänzen einander und in ihrem Wechselspiel miteinander erscheint einerseits die Sexualität als herrschaftsstützende Funktion in der Leistungsgesellschaft und andererseits ihre sie mit allem Lebendigen verbindende kreative und humane Dimension.

An Leni zeigt Kafka jene Aspekte der Sexualität, die mit dem kulturell Verdrängten und den unbewußten Wünschen in Verbindung stehen. An der Figur Fräulein Bürstners erscheint die Zerstörung und Heimatlosigkeit der Sinnlichkeit in der spätbürgerlichen Gesellschaft. Kafka zeigt an Josef K. ein doppeltes Scheitern in seiner psychischen und intellektuellen Unfähigkeit, die Lebens- und Glücksmöglichkeiten, die diese beiden Frauen bieten, zu erkennen und zu ergreifen.

In der Darstellung Lenis berührt Kafka die Erfahrungen der Menschen als Gattungswesen im Verlauf ihrer Geschichte. Leni weist in ihrer gleichmachenden Promiskuität und in ihrer Unberührtheit vom Leistungsdenken zurück auf eine der individuellen Erinnerung entzogene Vorvergangenheit. In dieser regressiven Rückbindung schuf Kafka ein Medium, die Zurichtung der Sexualität durch das Leistungs- und Konkurrenzprinzip erkennbar und transparent zu machen. Leni ist weder von monogamen Moralvorstellungen geprägt noch verhält sie sich nach dem bürgerlichen Tauschprinzip. Ihre sexuelle Wahllosigkeit unterläuft die Beschneidung

der Sexualität als einerseits zwar gefühlsbetonte aber entsexualisierte Romantik und andererseits als deren Herabsetzung zu einer Fortpflanzungsfunktion in der bürgerlichen Ehe. Der Wahrheitsgehalt dieser Figur erscheint in der Aufdeckung der gesellschaftlich verbotenen und verpönten Wünsche. Der aufklärerische Aspekt dieser Offenlegung gibt dieser Frauenfigur ihren humanen und befreienden Charakter. Diesen Anteilen der Figur stehen ihre sirenenhaften und besitzergreifenden Züge gegenüber. Leni ist eine Frauenfigur, deren negative Seiten die Ängste der Männer widerspiegeln: Sie ist besitzergreifend und promiskuitiv.

In Fräulein Bürstner stellt Kafka eine zeitgenössisch-realistische Frauenfigur dar. Josef K. glaubt, aufgrund seiner gesellschaftlichen Überlegenheit ihr gegenüber, werde sich auch sexueller Erfolg einstellen. Kafka zeigt demgegenüber eine Frau, die nicht bereit ist, ihre sexuelle Attraktivität zum Mittel des gesellschaftlichen Aufstiegs zu machen. K.s Ausbruch in der Nacht nach der Verhaftung stößt Fräulein Bürstner ab. Darin erschien an K. eine Dimension der sexuellen und psychischen Bedürftigkeit, die nicht von einer normalen sexuellen Beziehung gestillt werden kann. Was Josef K. hier zeigte, ist die Sehnsucht nach Errettung im emphatischen Sinn, diese Sehnsucht ist nicht durch menschliche Beziehungen abdeckbar. Kafka plädiert dafür, die ungeheure Dimension dieses Wunsches zu erkennen. In der Spaltung der Sexualität in Erhöhung und Erniedrigung zeigt er den Wunsch nach der Aufhebung der neurotischen Spaltung. Denn Kafka zeigt, daß die Gründe für K.s Erlösungssehnsucht in seiner entfremdeten Arbeit und im entfremdeten Bewußtsein liegen. Nur durch das Erkennen der eigenen Verstrickung in die hierarchischen Lebenszusammenhänge ergäbe sich die Möglichkeit, die Beziehung zu anderen Menschen nicht mit den Frustrationen und Ängsten zu belasten, um dann eine Beziehung eingehen zu können, die nicht vom Zweck-Mittel-Denken geprägt und von Sehnsucht nach Entschädigung bestimmt ist.

Fräulein Bürstners Ablehnung der sexuellen Beziehung führt bei Josef K. zur psychischen Erhöhung. Er kann aufgrund seiner gesellschaftlichen Zurichtung nur das psychisch wertschätzen, was unerreichbar ist. Fräulein Bürstner erscheint dann als Ideal, dem gegenüber K.s eigenes Ich klein und minderwertig wird. Die dem Ich unerreichbare Idealbildung spiegelt die Verinnerlichung der Autorität und die Unterwerfungswünsche des Ich in der bürgerlichen Gesellschaft. Fräulein Bürstners Anblick am Tag der Verurteilung bewirkt in Josef K. die Erkenntnis seiner Minderwertigkeit und befördert so die innere destruktive Zustimmung zu dem vom Gericht verhängten Todesurteil. So wird das aus der Erhöhung stammende Liebesempfinden zu ihr ein weiteres Moment, das zu seiner Vernichtung beiträgt.

Der Erhöhung zum Liebesideal bei Fräulein Bürstner aufgrund von Versagung steht die psychische Gleichgültigkeit aufgrund sexueller Erfüllung bei Leni gegenüber. Kafka zeigt an K. die von Freud beschriebene Spaltung zwischen zärtlichen und erotischen

Strebungen. Die Spaltung verhindert einerseits die Erfahrung der sexuellen Erfüllung ohne Verantwortung mit Leni, und andererseits zerstört die Erhöhung des Eingehens einer befriedigenden legalisierten Beziehung zu Fräulein Bürstner. Was Josef K. durch die beiden Frauen als Spaltung und Hierarchisierung erlebt, zeigt Kafka als Einheit. Denn beide Frauen zeigen Formen und Attribute des Überflusses. Sie besitzen sexuelle Anziehungskraft und intellektuelle Redlichkeit. Sexualität ist für sie kein Mittel zum gesellschaftlichen Aufstieg. Kafka zeigt, daß dieser Aufstieg, den K. bieten würde, nur in seinem Bewußtsein existiert. Dieser ist eine Illusion. Damit macht Kafka einerseits das Denken jener Männer lächerlich, deren Bewußtsein ihrer eigenen Attraktivität auf der errungenen gesellschaftlichen Position beruht, andererseits zeigt er in seinen Frauenfiguren Positionen, die eine andere humanere Beziehungsform aufscheinen lassen. Kafkas Frauenfiguren zeigen intellektuelle Distanz und persönlichen Widerstand zu den Werturteilen der bürgerlichen Gesellschaft.

Josef K.s Spaltung seines Liebesvermögens in sexuell begehrte, aber verachtete Frauen einerseits und erhöhte, aber sexuell unerreichbare Frauen andererseits, schwächt seine Widerstandsposition gegenüber dem Gericht. Da er mit den von ihm verinnerlichten Leistungskategorien keine Frau halten kann, ist er psychisch immer stärker dem Prozeß ausgeliefert. Der sich verstärkende Beziehungsabbruch nach außen bewirkt, daß er sich immer mehr der Gerichtslogik einfügt. Auch Fräulein Bürstner in ihrer Funktion als verinnerlichtes erhöhtes Liebesideal klagt ihn der gleichen Härte und Kälte an, wie er es vom Gericht auch erwartet. Daraus resultiert die Akzeptanz des Todesurteils. Dadurch erst wird das Gericht befähigt, das Todesurteil zu vollziehen.

Kafka zeigt auch die gesellschaftliche Funktion der Spaltung K.s. Sie ist zugleich Bedingung und fortwährende Wirkung einer auf Profit und Leistung ausgerichteten Gesellschaft. Erst das Nicht-Erkennen und daher das Versagen der elementaren Lebens- und Liebeswünsche ermöglicht die Kanalisierung der Energien in den stumpfen Arbeitsprozeß und die innere Selbstverleugnung. K. nimmt seine Arbeit in der Bank nicht als schöpferisch und intellektuell anregend wahr, sie ist ein andauernder Kampf um Selbstbehauptung und Durchsetzung. K. kann nicht erkennen, daß die psychischen und intellektuellen Qualitäten, die ihn seine Arbeit bewältigen lassen, eine zerstörerische Seite haben, die für den Aufbau von hierachiefreien Beziehungen zu anderen Menschen schädigend ist. Kafka zeigt vielmehr, daß K. den Unterschied zwischen hierarchischen und Gleichheitsbeziehungen aufgrund seiner Arbeitserfahrungen und seiner gesellschaftlichen Position weder intellektuell noch emotional wahrnehmen kann. Er erkennt keinen Unterschied, da ihm die Begriffe für diese Differenz fehlen.

In der in Gegenwart von Fräulein Bürstner hervorbrechenden Bedürftigkeit zeigt sich die Verbindung der Hauptfigur des „Prozeß“-Romans zu jenen der Tier-Mensch-Figuren in Kafkas Welt. Diese Tier-Menschen zeigen regressive und progressive Tendenzen.

Regressiv sind sie, da sie ihr Menschsein nicht erlangen oder bewahren können und daher auf eine Tierstufe sinken. Progressiv sind sie aber aus dem gleichen Grund, da das Menschsein unter den entfremdeten Lebensbedingungen keine Würde und keine Freiheitsmöglichkeiten besitzt, fallen sie auf eine Naturstufe zurück, die ihnen zumindest die Würde des Lebendigen bewahrt, wenn diese für sie in der Menschenwelt zerstört und unerreichbar ist.<sup>14</sup> Rotpeter progrediert zwar zur menschlichen Existenz, aber diese ist nicht ein ganzes, gelungenes Leben, sondern nur ein „Ausweg“ (DzL 311), da Freiheit nicht zu erlangen ist. Gregor Samsa wird wirklich zu dem Ungeziefer, zu dem ihn seine Firma und seine Familie schon vorher gemacht hatten. Dabei macht er Erfahrungen, wie z. B. mit der Musik, die sein Leben in menschlicher Form nicht zuließen.<sup>15</sup>

Josef K. küßt Fräulein Bürstner, „wie ein durstiges Tier mit der Zunge über das endlich gefundene Quellwasser hinjagt“ (P 48). Der Mangel ist so groß und so stark, daß er

---

<sup>14</sup> Reiner Stach erkennt in den Tierfiguren eine Symbolik, die das gesamte Werk in allen literarischen Formen bestimmt. Er deutet auf einer biographischen Ebene: „Z. B. das Tier-Werden: diese weltflüchtige, bizarre Vision kehrt hartnäckig immer wieder, von der *Verwandlung* bis zum *Bau*, quer auch durch die gesamte Korrespondenz. Es gehört dies zu Kafkas Strategie des Sich-Kleinmachens, Verkriechens; das Bild des Tieres soll Distanz beklagen und gleichzeitig bekräftigen, ‚ewige Entfernung‘.“ (Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen. Frankfurt am Main, 1987. S. 92.) – Die unabdingbare Distanz wäre dann wahrscheinlich, so meine ich, die Rettung der Phantasie und damit des Schreibens. – Gilles Deleuze und Félix Guattari sehen die Tier-Mensch-Figuren dem ödipalen Dreieck entgegenstehen und –wirken. Sie deuten diese als der Kleinbürgerfalle Entkommene, die nun andere und wildere Intensitäten wahrnehmen können: „Nur noch Bewegungen, Schwingungen, Schwellen in einer wüsten Materie: Die Tiere, Mäuse, Hunde, Affen, Käfer unterscheiden sich nur durch die eine oder andere Schwelle, die eine oder andere Schwingung, diesen oder jenen unterirdischen Weg im Rhizom oder Bau.“ (Gilles Deleuze / Félix Guattari: Kafka. Für eine kleine Literatur. Frankfurt am Main, 1976. S. 20.) – Ohne den progressiven Aspekt der Verfremdung wahrzunehmen, erkennt Uwe Jahnke in den Tierfiguren die Verfremdungstechnik Kafkas, die darin bestünde, den Warencharakter, den die Menschen in der bürgerlich-kapitalistischen Welt annehmen, wörtlich zu nehmen: „(...) Kafka kritisiert mit solchen Andeutungen und Vergleichen den kaum allgemein bewußten, aber dennoch zu diagnostizierenden gesellschaftlichen Sachverhalt, daß Menschen im Kapitalismus prinzipiell in der Gefahr stehen, mit Sachen gleichgesetzt und zur Ware Arbeitskraft funktionalisiert und reduziert zu werden.“ (Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988. S. 437.) – Der Warencharakter ist so universell, daß Menschen einander fast nur noch unter dem Benutzungs- und Konkurrenzprinzip begegnen. So werden sie wie Dinge.

<sup>15</sup> Gerhard Neumann findet neue ästhetische Kategorien, mittels derer er Kafkas Kunstbegriff untersucht. Er stellt die Restitution des unterdrückten Körpers in den Vordergrund. Als sich der Körper von Gregor verwandelte, ist er (wieder) fähig, Musik aufzunehmen. Die Trennung von Körper und Kunst ist für ihn aufgehoben. Die Darstellung dieses Trennungszusammenhangs beschreibt Gerhard Neumann als grundlegenden Konflikt der Moderne. Die Sprache der Liebe und der Kunst werde heute durch die Medien zur bloßen Geräuschkulisse oder sei ganz verstummt. Daher sucht Kafka nach neuen Ausdrucksformen, die die Trennung von Sprache und Körper aufheben: „Auf der einen Seite hat Kafka immer wieder versucht, sich die Unmöglichkeit einer Fortsetzung der abendländischen Kunsttradition, die durch die Trennung von Körper und Zeichen und den vermittelnden Prozeß der Transsubstantiation gekennzeichnet ist, zu verdeutlichen. Auf der anderen Seite drängte sich ihm immer wieder die Phantasie einer fremden, exotischen Kultur auf, die eine Trennung von Körper und Zeichen nicht kennt: eine andere Welt, in der Kunst als stummes In-sich-Ruhen der Körper begriffen werden könnte.“ (Gerhard Neumann: „Nachrichten vom ‚Pontus‘“. Das Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka Symposium. Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Herausgegeben von Wilhelm Emrich und Bernd Goldmann. – Mainz, 1985. S. 132.)

weder durch Sprache noch durch den gesellschaftlichen Regelkodex vermittelbar ist. In den Tierbildern bewahrt Kafka die zutiefst kreatürlichen Wünsche auf. Hier bietet Kafka Identifizierung an. Sie erscheint sonst aufgrund der grauenhaften Normalität Josef K.s unmöglich, denn die Erkenntnis: „Er ist wie Ich“ ist dem Narzißmus fremd. Kafkas Figuren sind in der ästhetischen Konzeption so fremd, daß einerseits eine Identifizierung fast unmöglich ist, aber andererseits Identifizierung, wenn sie dennoch stattfindet, ein Gradmesser für Humanität wird. Der unstillbare und vampirhafte Durst von Josef K. führt, wenn der Ekel vor ihm dem Mitleid weichen kann, zu den angstvoll verdrängten und um so bedrohlicheren Fragen nach den Beweggründen und Zielsetzungen der eigenen Existenz.



## 2. Herrschaft

### 2.1. Der Einbruch des Gerichts

„Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ (P 7)

Dieser erste Satz des Romans beleuchtet nur einen Teil des Geschehens, nämlich die Verhaftung. Doch auf eine Verleumdung als äußerer Anlaß des Gerichtsverfahrens wird nie wieder zurückgekommen.<sup>1</sup> So besitzt der erste Satz des Werkes zwar einführenden Charakter. Aber er gibt auch Informationen, die, obwohl sie auf eine weitere Deutungsebene beziehbar sind, nicht zu verifizieren sind. Eine Möglichkeit erscheint, die sowohl Josef K.s spätere Perspektive als auch die eines Erzählers wiedergeben kann. Kafka wählt für diesen ersten Satz den Konjunktiv II der Vergangenheit statt des ebenso möglichen Plusquamperfekt: „getan hätte“ statt ‚getan hatte‘. Dadurch wird von einer Sicherheit über den Tatbestand des „nichts Böses“ abgerückt.<sup>2</sup>

Die Verhaftung von Josef K. erfolgt am Morgen seines dreißigsten Geburtstags. Kafka erzählt die Geschichte eines Jahres bis zum Vorabend des einunddreißigsten Geburtstags. Der Roman endet tragisch mit dem Tod der Hauptfigur. Der Grund für die Verhaftung wird Josef K. niemals mitgeteilt. Eine Schuld, ohne daß deren Grund genannt wird, ist der Anlaß für die Anklage und die Verhaftung. Diese paradoxe Ausgangssituation ist die Basis des Geschehens.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Hartmut Binders ausführliche Studien zur Inhaltsstruktur der Werke ergaben, daß Kafka oft Absätze mit einem Satz beginnt, der den Inhalt des Abschnitts vorausschauend erzählt, während in dem darauffolgenden Text die detaillierte Darstellung erfolgt. Daraus ergibt sich für die „Einsinnigkeit“ der Erzählperspektive folgendes Problem: „Soll in der Erzählung nur die erlebte Wirklichkeit der handelnden Personen dargestellt werden, so darf der Erzähler die Ereignisse nicht raffen, denn jede Zeitraffung würde eine Zeitschichtung erzeugen, eine vom Handlungsstrang unterschiedene Erzählgegenwart merkbar werden lassen und damit das *Wahrnehmungszentrum aus der Situation heraus verschieben*.“ Zeitraffung sei aber um der Verständlichkeit und um der ästhetischen Wirkung willen oft nötig. „Wie wird Kafka dieser Schwierigkeiten Herr? Um verständlich zu bleiben und andererseits doch situationell erzählen zu können, *nimmt er in einem Raffsatz die darzustellende Szene voraus und läßt dann eben diese Szene in situationsgemäßer Erzählweise nachfolgen*.“ (Hartmut Binder: Motiv und Gestaltung bei Franz Kafka. Bonn, 1966. S. 265 ff.)

<sup>2</sup> Auch Hans Helmut Hiebel betont das Moment der Unsicherheit, das so erzeugt wird. Er zitiert Beda Allemann, der nicht nur im Konjunktiv-Gebrauch, sondern auch in dem „mußte“ die „formale Anzeige einer Ungewißheit“ ausgedrückt sieht. Hiebel schließt im Gegensatz zu Binders Ansatz des raffenden Eingangssatzes auf eine im ersten Satz auftretende auktoriale Erzählperspektive: „Dies scheint aus der personalen Perspektive der wahrnehmenden Zentralfigur des Er-Romans gesprochen zu sein, erweist sich aber doch paradoxerweise als Arrangement des auktorialen Erzählers, denn als ‚erlebte Rede‘ dürfte der Satz erst im Anschluß an die Verhaftung stehen.“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 180.) – Hiebel geht in seiner Interpretation weiter als Binder, der das Phänomen konstatiert, aber nicht den Begriff „auktorialer Erzähler“ verwendet.

<sup>3</sup> Es gibt keine Möglichkeit, das Gericht von Innen zu verstehen. Es ist ein Achsenpunkt, um den die Handlung rotiert und erfüllt eine Doppelfunktion: „Das Gesetz ist der Kern der Sache und toter Punkt der Interpretation zugleich, und dies wiederum im doppelten Sinn von Stillstand und Umkehr. Die Paradoxie besitzt einen engen inneren Zusammenhang mit jener, die Kafka selbst früh schon auf die Formel vom *stehenden Sturm* gebracht hat (T 169, Eintragung vom 20.11.1911).“ (Beda Allemann: Fragen an die judaistische Kafka-Deutung. In: Franz Kafka und das Judentum. Herausgegeben von Karl Erich Grözinger, Stéphane Mosès und Hans Dieter Zimmermann. Frankfurt am Main, 1987. S. 47.)

Der Leser befindet sich in der gleichen Unwissenheit wie die Hauptfigur: Zwar besteht die Anklage, aber es wird keine Schuld benannt. Aufgrund der „Einsinnigkeit der Erzähllhaltung“<sup>4</sup> besitzt der Leser keine weiteren Informationen als jene, die sich aus den Wahrnehmungen, Erkenntnissen und Erfahrungen der Hauptfigur ergeben. Daraus ergibt sich, daß die dargestellte Welt zuerst mit den Mitteln der Hauptfigur erkannt werden muß. Der Leser kann aber Distanz zu dem seinen Blick leitenden Bewußtsein gewinnen, er kann Schlüsse ziehen, die Josef K. nicht möglich sind. Ein Beispiel:

„Er konnte sich aber lange nicht daran gewöhnen Arm in Arm neben dem riesigen Mann zu gehn, der ihn in seinem Radmantel ganz unauffällig hätte verbergen können.“ (P 329)

Möchte Josef K. sich verbergen? Oder empfindet er Angst, überwältigt zu werden? Die „Einsinnigkeit“ erscheint als aufgebrochen, denn dem Leser wird eine weitere Wirklichkeitsebene nahegebracht, die, ohne die Bewußtseinsebene Josef K.s zu verlassen, diese doch überschreitet.<sup>5</sup> Doch auch diese zweite Darstellungsebene, die sich aus der distanzierend-ironischen Darstellung ergibt, bedeutet für den Leser die gleiche Ungewißheit gegenüber dem Gericht, die auch für Josef K. bestimmend ist. Der Leser wird in einen Reflexionsprozeß und gleichzeitig in eine Beobachterrolle hineingeführt.

Aufgrund der Erzählperspektive ergeben sich der Charakter und das Denken Josef K.s aus der Handlung. Kafka benutzt nicht die ordnenden Funktionen und Möglichkeiten des Erzählers und verzichtet, bis auf wenige Ausnahmen, auf den neutralen Erzählerbericht.<sup>6</sup>

Die erschreckende Unmittelbarkeit des Erzählten und die Anstrengung für den Leser, einem fremden, aber durchaus nicht überlegenen Bewußtsein zu folgen, ergeben sich aus der Perspektivwahl.

Josef K. ist Prokurist einer Bank. In dieser Position ist er zeichnungsberechtigt und kann selbständig Verträge abschließen. Sein Beruf befindet sich in der Sphäre avancierter

---

<sup>4</sup> Diesen berühmten Ausdruck prägte Friedrich Beißner in seinen Arbeiten über Kafkas Erzählkunst. „Wenn Kafka als Erzähler sein traumhaftes inneres Leben darstellt, so muß das nicht heißen, daß er nur Ich-Erzählungen geschrieben habe. Er stellt sein traumhaftes inneres Leben auch und gerade in der dritten Person dar, indem er sich selber in den Helden, in die Mittelpunktsgestalt verwandelt und dadurch scheinbar paradox, als Erzähler aus seiner Geschichte verschwindet – in die Mittelpunktsgestalt verwandelt, die die einheitliche, einsinnige Perspektive durchhält.“ (Friedrich Beißner: *Der Schacht von Babel*. Aus Kafkas Tagebüchern. In: *Der Erzähler Franz Kafka und andere Vorträge*. Frankfurt am Main, 1983. S. 97.)

<sup>5</sup> Walter Sokel macht auf diese zweite Bewußtseinsebene aufmerksam: „Aber aus der sprachlichen Formulierung entsteht eine zweite Schweise, die sich von der Sicht des Protagonisten distanziert und dem Leser Gelegenheit gibt, dessen Sicht gewissermaßen von einer höheren Warte aus zu beurteilen.“ (Walter H. Sokel: *Kafkas „Der Proceß“: Ironie, Deutungszwang, Scham und Spiel*. In: *Was bleibt von Franz Kafka*. Wien, 1985. S. 43.)

<sup>6</sup> Ein Beispiel für neutralen Erzählerbericht, der Josef K.s sommerliches Privatleben schildert: „In diesem Frühjahr pflegte K. die Abende in der Weise zu verbringen, daß (...)“ (P 30)

kapitalistischer Distribution. Dreißigjährig lebt er unverheiratet in einer Pension. Seine Familienbeziehungen sind unverbindlich, aber unterhalb dieser Schicht von Wohlverhalten ist die familiäre Bedrohung spürbar. Der Vater starb, als Josef K. noch ein Kind war. Auch zur Mutter besteht keine wesentliche Verbindung mehr, denn seit Jahren hat er die leidende Frau nicht mehr besucht, die bei einem Cousin auf dem Land lebt. Die Unlust, sie zu sehen, erklärt er sich mit ihrer zunehmenden Religiosität. Sein Vormund ist ein Onkel, der sich vom Geschäftsleben aufs Land zurückgezogen hat.

Zum mittleren Bürgertum gehörig ist Josef K.s Denken und Fühlen von den Sorgen im Beruf und um seine gesellschaftliche Position bestimmt. Er hat sein Leben auf die Erfordernisse seiner Karriere ausgerichtet, was ihn einerseits ökonomisch unabhängig macht, aber was andererseits auch seine psychischen und intellektuellen Störungen und Schädigungen bewirkt. Diese bedingen seine ihm selbst unbewußte Ambivalenz dem Prozeß gegenüber. Es könnte kein durchschnittlicheres Leben erdacht worden sein.

Drei Wächter und ein Aufseher sind von der Behörde „Gericht“ ausgesandt worden, um Josef K. die Mitteilung seiner Verhaftung zu überbringen. Nur diese eine Mitteilung erreicht Josef K. aus der Gerichtssphäre, zu weiteren Erklärungen über seinen Fall sind die Männer aus Unwissenheit oder Unbefugnis nicht im Stande. Die Gerichtsbehörde und das von ihr vertretene Gesetz sind Josef K. unbekannt. Alle Einwände, die er in bezug auf die Legitimation des Gerichts und der vier Männer hervorbringt, sowie seine Rechte als Staatsbürger und seine gesellschaftlichen Verbindungen, zielen ins Leere.

Der Aufseher, der Josef K. verhört, behandelt diesen mit nachlässiger Herablassung, nur einmal entgleist der sachliche Ton zu grober Zurechtweisung, als nämlich Josef K. seine Schuldlosigkeit beteuert, meint der Mann:

„Und machen Sie keinen solchen Lärm mit dem Gefühl Ihrer Unschuld, (...)“.  
(P 22)

Einige Beispiele aus dem Gespräch Josef K.s mit den Wächtern, die die Wirkungslosigkeit seiner Argumentation auf diese verdeutlichen können:

„Hier sind meine Legitimationspapiere, zeigen Sie mir jetzt die Ihrigen und vor allem den Verhaftbefehl.' ‚Du lieber Himmel!' sagte der Wächter, ‚daß Sie sich in Ihre Lage nicht fügen können, (...).’ “ (P 13)

„Dieses Gesetz kenne ich nicht', sagte K. ‚Desto schlimmer für Sie', sagte der Wächter.' “ (P 14)

Die Sinnlosigkeit seiner Bemühungen offenbart ihm der Aufseher, als Josef K. plant, Hasterer, seinen Freund, den Staatsanwalt anzurufen:

„Gewiß', (...), ‚aber ich weiß nicht, welchen Sinn das haben sollte, es müßte denn sein, daß Sie irgendeine private Angelegenheit mit ihm zu besprechen haben.‘“ (P 23)

Die Macht der Beamten besteht in ihrer Zugehörigkeit zum Gericht. Obwohl sie ihre Unkenntnis über höhere Behördenentscheidungen eingestehen, sind die Wächter und der Aufseher Josef K. gegenüber mit dem Machtpotential des Gerichts ausgestattet. Die Gerichtsgesandten schaffen eine Atmosphäre, in der Josef K.s Unkenntnis über die Bedeutung des Gerichts als eine Art nachlässiges Versäumnis unvorteilhaft hervortritt. Die Verhaftung erhält so das Gepräge einer notwendigen Entlarvung. Allein die Benennung als Schuldigen läßt Josef K. aus seinen Bindungen herausfallen. Dieser Fall vollzieht sich augenblicklich sowohl in ihm selbst als auch in den anderen: Ihm unbekannte Nachbarn sehen der Verhaftung mit offensichtlichem Interesse vom gegenüberliegenden Fenster aus zu.<sup>7</sup>

In zwei Aussagen zeigt sich die Behörde in ihrer Arbeitsorganisation: Zum einen wird das Gericht von der Schuld angezogen:

„Unsere Behörde, soweit ich sie kenne, und ich kenne nur die niedrigsten Grade, sucht doch nicht etwa die Schuld in der Bevölkerung, sondern wird wie es im Gesetz heißt von der Schuld angezogen und muß uns Wächter ausschicken.“  
(P 14)

Zum anderen soll Josef K. in seiner bisherigen Lebensweise nicht durch die Verhaftung behindert werden:

„(...) Sie sind verhaftet, gewiß, aber das soll Sie nicht hindern Ihren Beruf zu erfüllen.“ (P 26)

Kafka konstituiert den Konflikt zwischen Josef K. und dem Gericht so, daß die gesellschaftliche Institution, die Josef K. anklagt, auf kein erkennbares rationales Prinzip und auf keine höchste Instanz, die sich zu erkennen gibt, zurückgeführt werden

---

<sup>7</sup> Hans Helmut Hiebel beschreibt diese Umklammerung des Gerichts mit Begriffen der Theorie Jacques Lacans: „Die Verhaftung ist ja kein *juristisches* Ereignis, dem ein *metaphorischer* Sinn zukäme, eher umgekehrt; sie besteht als Sprechakt (...). ‚Verhaftetwerden‘ heißt angesprochen werden, beim Namen genannt werden, beschuldigt werden, verhört werden usw.“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 186.) – Auch Christine Lubkoll betont die Konstituierung des Schuldgefühls durch Sprache. Sie bezieht sich auf die Analyse der Entstehungsbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft von Michel Foucault: „Das Funktionieren eines solchen Systems wird, so lautet die Hypothese, geregelt und garantiert durch die Macht der Rede, dadurch, daß Vorstellungen vom Gericht und ein Bewußtsein von Schuld permanent produziert und differenziert werden.“ (Christine Lubkoll: Man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten. In: Franz Kafka Schriftverkehr. Hrsg. von Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau, 1990. S. 286.) – Beide Autoren betonen die Konstituierung der Schuld einerseits durch Sprache und andererseits aufgrund der Zuschreibung der Identität durch die anderen.

kann. Die Gerichtsbehörde benutzt und braucht keine Legitimation für ihren Herrschaftsanspruch, gerade das macht sie um so mächtiger. Damit siedelt Kafka das Gericht in einer Sphäre jenseits der gesellschaftlich bekannten bürgerlichen Institutionen an. Es ist kein Vergehen in rechtsstaatlichen Sinn, dessen sich Josef K. schuldig gemacht hat. Im Wechselverhältnis mit den Angeklagten entwickelt sich der Schuld- und Bestrafungszusammenhang. Kafka stellt in diesen Funktionszusammenhängen Organisationsformen totalitärer Herrschaft dar. Irrationalität, Willkür und undurchschaubare bürokratische Verwaltung auf seiten des Gerichts und Autoritätsangst, Ausgeschlossenheit und Paralyse auf seiten der Angeklagten bewirken die reale Macht des Gerichts. Kafka markiert so die Bruchstelle, die das politische Denken des 19. Jahrhunderts von den Machtansprüchen totalitärer Bewegungen des 20. Jahrhunderts trennt. Josef K. weiß zwar um seine faktische Schuldlosigkeit, dennoch bewirkt das Herausgreifen seiner Person Angst und Zweifel an sich selbst. Diese Zweifel können aufgrund der autoritären Ausrichtung der Gesellschaft Raum greifen, denn Gehorsam und Ohnmacht sind ihm seit der Kindheit vertraut. Die Verunsicherung nimmt auch Besitz von seinem intellektuellen Vermögen. Er gerät in zirkulierendes Denken: Er kann sich weder zu einer Schuld noch zu seiner Unschuld bekennen. Immer versucht er, auf eine Seite des Zirkels zu gelangen: Sein bewußtes Ich versucht, auf seiner Unschuld zu bestehen, die unbewußten Anteile seines Ich ergeben sich der Anklage, da sie besteht und ausgedrückt wurde.

Das Gericht wird von der Schuld Josef K.s angezogen, daher liegt außerdem der Beweis der Unschuld bei Josef K. selbst. Sie zu beweisen, ist aber nicht möglich, da er die Anklage und somit sein Verbrechen nicht erfahren wird. So verliert der uralte menschliche Rechtsspruch ‚in dubio pro reo‘ seine Gültigkeit. Josef K. wird vom Gericht in eine paradoxe Situation der Handlungslosigkeit versetzt: Seine Schuld ist Bedingung für den Prozeß, wäre er unschuldig, gäbe es gar keine Verhaftung und keinen Prozeß.

Aus der Erlaubnis, in der Bank weiterarbeiten zu dürfen, zieht Josef K. den falschen Schluß, daß die Mitteilung der Verhaftung vermeidbar gewesen wäre:

„Es scheint aber dann nicht einmal die Mitteilung der Verhaftung sehr notwendig gewesen zu sein, (...).“ (P 26)

Dies stellt eine Verkennung der Auswirkung der Verhaftung auf sich selbst dar. Noch besitzt er ein solches Vertrauen in die Sicherheit seines Berufslebens, daß er glaubt, am Arbeitsplatz in der Bank, hätte er, im Gegensatz zum morgendlichen Überfall in seinem Bett, der Verhaftung durch die vier Männer entschiedenen Widerstand leisten können:

„In der Bank z.B. bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas derartiges unmöglich geschehn, ich habe dort einen eigenen Diener, (...) außerdem aber und vor allem bin ich dort immerfort im Zusammenhang der Arbeit, daher geistesgegenwärtig, es würde mir geradezu ein Vergnügen machen dort einer solchen Sache gegenübergestellt zu werden.“ (P 34)

Kafka zeigt nicht die vermeintliche Sicherheit der Menschen in ihren sozialen Gefügen, sondern deren Ohnmacht und Unterlegenheit. Auch Josef K. hegt in seiner Selbstrechtfertigung Illusionen von der angeblichen Sicherheit seines Berufslebens. In Wirklichkeit steht er in einem Konkurrenzverhältnis zum Direktor-Stellvertreter und einer, der ihm selbst Untergebenen, beneidet ihn um seine Prokuristen-Position. Nur ist Josef K. das System der Arbeitsverteilung nicht bewußt, das jeden in jeder Position in den Prozeß der Hierarchisierung und der Konkurrenz hineinzwingt. Jeder ist ersetzbar und dadurch gezwungen, seinen einmal eroberten Platz durch Leistungssteigerung zu verteidigen und bestenfalls, den Nächsthöheren in der Hierarchie verdrängend, weiter aufzusteigen.

Erst nach einem halben Jahr des Prozesses wird Josef K. deutlich, daß er die in der Bank geforderte Leistung nicht mehr erbringen kann, und daher nicht mehr konkurrenzfähig ist. Dadurch wächst sein Druck gegenüber dem Direktor-Stellvertreter so stark an, daß er die Bedrohung seiner Existenz spürt und sich um seine Position zu sorgen beginnt:

„Bis zum Direktor-Stellvertreter aber war das Gerücht [seiner Verhaftung] hoffentlich noch nicht gedrungen, sonst hätte man schon deutlich sehen müssen, wie er es ohne jede Kollegialität und Menschlichkeit gegen K. ausnützen würde.“  
(P 178)<sup>8</sup>

Selbstkritik, daß er nicht anders gehandelt hätte, wie er es vom Direktor-Stellvertreter erwartet, erfolgt nicht. Die existentielle Verunsicherung, die Josef K. nach einem halben Jahr am deutlichsten in der Schwächung seiner Position in der Bank spürt, ist ein Teil der Gerichtsstrategie, denn „das Verfahren geht langsam ins Urteil über“ (P 289). So erscheint Josef K.s anfängliche, sorglose Zustimmung zur erlaubten Weiterbeschäftigung in der Bank als bittere Ironie. Denn der einzig gelungene Aspekt seiner Sozialisation, seine Leistungsfähigkeit im Beruf, wird nicht durch das Gericht, sondern durch ihn selbst zerstört. Es gelingt ihm nicht, sein Schuldgefühl zu erkennen,

---

<sup>8</sup> Uwe Jahnke meint, daß das Konkurrenzprinzip den „Prozeß“-Roman durchzieht und aus unterschiedlichen Ebenen expliziert wird: „Die Bank, also der Ort, an dem Finanzkapital angesammelt wird, wird durch das Konkurrenzverhalten sowohl der Bankkunden als auch der Bankangestellten zum Musterbeispiel für die Verluste an Menschlichkeit und Humanität in der kapitalistischen Gesellschaft schlechthin.“ (Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988. S. 254.)

das ihn bindet. Der Leser bemerkt im Gegensatz zu ihm selbst, daß seine anfängliche Sorglosigkeit die Blindheit für den eigenen Untergang in sich birgt.<sup>9</sup>

Trotz seiner zur Schau gestellten Nicht-Betroffenheit, verhüllt diese kaum die Panik, die die Verhaftung in Josef K. auslöst. Kafka stellt Josef K.s inneren Zustand in Bildern, die die lähmende, paranoide Atmosphäre des Romans zu weiten Teilen bestimmt, dar. Schon bevor Josef K. erwacht ist, verfolgen die Nachbarn mit „greisenhafter“ (P 9) Neugier die Vorgänge in der Wohnung, denn die Abgesandten des Gerichts sind ja schon vor dem Erwachen K.s anwesend.<sup>10</sup> Als sich Josef K. über die Störung seines morgendlichen Ablaufs bei Frau Grubach, der Vermieterin, beschweren will, vollzieht er eine unwillkürliche Bewegung, „als reiße er sich von den zwei Männern los, die aber weit von ihm entfernt standen, (...)“ (P 9). Schon jetzt, denn noch weiß er nichts von der Verhaftung, ist er in einen Bann geschlagen, dem er sich nur gewaltsam entziehen kann.

Die Wächter erscheinen ihm in ihrer Physiognomie bedrohlich und fremd. Einer ist dick, aber seine Fülle paßt nicht zu dem ‚trockenen knöchigen Gesicht‘ (siehe P 11). Seine Wahrnehmungszuordnung mit den gewohnten Kategorien genügt nicht, um diese Personen einzuschätzen. Das bewirkt in Josef K. Verunsicherung, die sein Denken behindert, „in Gegenwart dieser Leute konnte er aber nicht einmal nachdenken“ (P 11).

---

<sup>9</sup> Aristoteles Forderung des mittleren Charakters für die Tragödie scheint mir für Josef K. zuzutreffen. Obwohl er, wie im Eingangssatz verlautet, doch „etwas Böses“ getan haben könnte, ist er nicht wie Lessing von Richard III. darlegt, ein intriganter übelwollender Charakter, der für sich entschied, böse zu sein, um aus seiner Benachteiligung irgendeine Art von Nutzen zu ziehen. Das überaus Böse kann kein tragisches Mitleid und keine tragische Furcht erregen, da sein Untergang begrüßt wird. Mitleid und Furcht sind bei Lessing so eng vermittelt, daß aus dem Mitleid, die Furcht entsteht, daß es uns genauso wie dem Helden ergehen könnte und auch andersherum läßt Furcht das Mitleid „reifen“, daß es uns selbst ähnlich ergehen könne. Es ist schwer, mit Josef K. Mitleid zu empfinden, er ist besonders in seinen Rationalisierungen unsympathisch. Doch es gibt Momente, in denen er trotz der erzählerisch bedingten Entkleidetheit von normaler bürgerlicher Freundlichkeit, Sympathie erregt. Nicht sein Charakter und sein So-Sein als Mensch bestimmen seinen Untergang, sondern die Funktionszusammenhänge des Gerichts und seine daraus resultierende Wehrlosigkeit entscheiden über seinen Tod. Kafka vermittelt die Erkenntnis, daß auch wir an dem Nur-Objektiven gescheitert wären. Die Erkenntnis dieses Scheiterns erregt Mitleid für Josef K. Zudem tritt nach Lessing zu dem Mitleid die Furcht hinzu, daß es uns unter diesen Bedingungen genauso erginge wie ihm. Die Tragödie erregt Furcht und Mitleid, um von diesen Affekten zu reinigen. Auf einer formalen Ebene läßt sich die Wirkung der Gegenwärtigkeit der Darstellung von Handlung im Drama mit der besonderen Gegenwärtigkeit durch die „Einsinnigkeit“ von Kafkas Erzählweise vergleichen. Vielleicht kann sich daher eine der Katharsis ähnliche Wirkung einstellen, im Erkennen nämlich, daß Josef K. ein Urteil hätte fällen müssen, um zu leben. Wie ihm ist es auch dem Leser nicht leicht möglich, zu einem gültigen Standpunkt zu gelangen. (Siehe: Gotthold Ephraim Lessing: Hamburgische Dramaturgie. 73. bis 80. Stück. In: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Herausgegeben von Wilfried Barner zusammen mit Klaus Bohnen, Gunter E. Grimm, Helmut Kiesel, Arno Schilson, Jürgen Stenzel und Conrad Wiedemann. Band 6. Frankfurt, 1985. S. 546-585.)

<sup>10</sup> Theodor W. Adorno hebt diese beklemmende Szenerie hervor. Die Neugier der Nachbarn erschafft die Sphäre des Ungeheuerlichen mit. Sie, als Davongekommene sind ohne Mitleid: „Wer hätte nicht schon, in einer Pension, auf die gleiche, genau die gleiche Weise von Nachbarn sich beobachtet gefühlt, und wem wäre nicht daran samt allem Abstoßenden, Altgewohnten, Unverständlichen und Unvermeidlichen das Bild des Schicksals aufgeblitzt.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 260.)

Dann, als sich Josef K. allein in sein Zimmer begibt, wundert er sich, daß man ihn alleine läßt, schließlich könnte er sich das Leben nehmen, um sich der Verfolgung zu entziehen. Er denkt an Selbstmord. Zur Beruhigung trinkt er Schnaps, doch ist er so verstört, daß ihn ein Ruf des Wächters Franz derart erschreckt, „daß er mit den Zähnen ans Glas schlug“ (P 18). Erst am Ende bedeutet der Aufseher ihm, daß die drei Wächter „Kollegen“ (P 27) aus der Bank seien: Tatsächlich hatte Josef K. sie in ihrer Funktion als Gerichtsbeamte nicht als ihm vertraute Bankangestellte erkannt.

Seine Unruhe aufgrund der Ereignisse hat sich bis zum Abend nicht gelegt. Der Bankalltag hat den Eindruck des Morgens nicht verblassen lassen. Nachdem das Gespräch zwischen Josef K. und dem Aufseher beendet war, reichte K. dem Aufseher die Hand, als ein Symbol der Gleichheit zwischen ihnen beiden. Der Aufseher übersieht die angebotene Rechte. Am Abend – zu Hause – knüpft Josef K. ein Gespräch mit Frau Grubach an, indem wichtig für ihn wird, ob jetzt sie, anstelle des Aufsehers, ihm die Hand zum Abschied geben wird: „Ob sie mir die Hand reichen wird?“ (P 35). Die Bedeutung dieses Wunsches für Josef K. stellt Kafka in der Form des unvermittelt einsetzenden inneren Monologes dar. Frau Grubach erkennt die Verletzlichkeit Josef K.s in diesem Augenblick, doch statt ihm die Hand zu geben, versucht sie ihn zu trösten: „Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Herr K. (...)“ (P 35)

Zu befragen bleibt die seltsame Akzeptanz, mit der er die Verhaftung hinnahm:

„Es ist doch noch nicht die Hauptverhandlung.“ (P 19)

Josef K. kennt bürokratische Hierarchien aus dem Berufsleben der Bank. Mit dem Gericht tritt ein weiteres autoritär bestimmtes, bürokratisches System in sein Leben. Doch ist er hier im Gegensatz zur Bank ein Opfer. Josef K. akzeptiert die Herrschaft des Gerichts und die daraus resultierende Verfolgung aus der unkritischen Eingebundenheit seiner gesamten Lebenspraxis in Herrschaftszusammenhänge. Es gibt ein Kontinuum vom Bankalltag zum Prozeß für ihn.

Bürokratie, Konkurrenz, Kompetenzstreitigkeiten und Hierarchien weisen schon in der Anfangsszene auf die strukturelle Gleichheit vom Gericht und von seinem Arbeitsplatz in der Bank. Doch die Methoden des Gerichts gehen weit über das Josef K. bekannte Maß an Einschüchterung und Drohung hinaus. Das Gericht erschreckt ihn zutiefst. Er wagt es aber nicht, sich seine Angst einzugestehen. Auch dies bewirkt seine Ohnmacht, er muß nicht nur das Gericht bekämpfen, sondern auch seine wirklichen Empfindungen niederhalten, das kostet ihn psychische Energie, die er bräuchte, um zu verstehen und zu handeln.

Kein politisch kontrollierter Körper läßt sich letztlich mit aus der Wirtschaft entlehnten Begriffen beschreiben, ist dies aber doch möglich, wie beim Gericht aufgrund seiner Konkurrenz- und Expansionsbestrebungen, ist sein Interesse, wie jedes wirtschaftliche Interesse auf Machterhalt und Machterwerb gerichtet. Diesen wirtschaftlichen



Expansionsdrang kennt Josef K. aus der Bank. Er glaubt, seine Stärke im Wirtschaftsleben böte ihm genug Sicherheit, um dem Gericht Widerstand entgegenzusetzen. Daher rechnet er nicht mit einem Angriff auf seine moralische Existenz.

## 2.2. Auflehnung und Faszination

Nach ungefähr vier Monaten, im Spätherbst ist Josef K.s kämpferische, auf Selbstbehauptung zielende Haltung gegenüber dem Gericht verschwunden. Sein Denken und Empfinden ist, ohne daß das Gericht direkten Druck oder repressive Maßnahmen angewandt hätte, ganz vom Prozeß bestimmt. Äußerlich erhält Josef K. die Weigerung, über eine mögliche Schuld nachzudenken, weiterhin aufrecht. Doch ohne daß es ihm recht bewußt wird, sucht er in seinen Beziehungen Anhaltspunkte für eine mögliche Schuld. Eine allmählich einsetzende Zermürbung durch die bloße Tatsache einen Prozeß zu haben, hat ihn trotz seiner bewußten Weigerung, im Sinne des Gerichts schuldig zu sein, dahin geführt.

Diese Entwicklung wird bis zur Schilderung der Begegnung mit dem Anwalt Dr. Huld der Inhalt dieses Abschnitts sein.

Zu Recht stellt Walter Sokel fest, daß die „Einsinnigkeit“ der Erzählhaltung in ihrer künstlerischen Wirkung als „Zweisinnigkeit“ bezeichnet werden kann.<sup>11</sup> Kafka schaffe eine „ironische“<sup>12</sup> Distanz zu Josef K.s Bewußtsein, indem er dem Leser Josef K.s falsche Selbstgewißheit, seine Rechtfertigungsversuche mitteilt, die aber K. selbst verborgen bleiben. Kafka stellt durch die Perspektivperson Josef K. deren Bewußtsein und deren Unbewußtes dar. Durch diese Erzählhaltung erreicht Kafka, daß der Leser

---

<sup>11</sup> Diesen Begriff führt Walter Sokel in Anlehnung an Friedrich Beißners Begriff „Einsinnigkeit“ ein. „Im Prozeß besteht eine subtile Divergenz der Perspektiven von Erzähler und Hauptgestalt, für die ich den Ausdruck Zweisinnigkeit gebrauchen möchte. Zweisinnigkeit ist Einsinnigkeit, die sich spaltet. Ein Teil der Perspektive bleibt ganz dem Protagonisten ‚verhaftet‘, ist so ‚verhaftet‘, wie er selbst. Aber aus der sprachlichen Formulierung entsteht eine zweite Sehweise, die sich von der Sicht des Protagonisten distanziert und dem Leser Gelegenheit gibt, dessen Sicht, gewissermaßen von einer höheren Warte aus, zu beurteilen. Die beiden Perspektiven sind aber so dicht verwoben, daß es äußerst schwer fällt, sie auseinanderzuhalten.“ (Walter H. Sokel: Kafkas „Der Prozeß“. Ironie, Deutungszwang, Scham und Spiel. In: Was bleibt von Franz Kafka? Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 1. Wien, 1985. S. 43.)

<sup>12</sup> Ebenda, S. 44. – „Am auffälligsten ist wohl der Aspekt der Zweisinnigkeit, der als Ironie erscheint. Ein ironisierender Ton durchzieht das Werk, und Ironie, die gegen die Perspektiventräger gerichtet ist, kann ihrem Wesen nach nicht einsinnig sein. (...). Während also die Sicht der Szene ausschließlich von K. ausgeht, läßt ihre sprachliche Darstellung eine Sehweise zu, die K. entlarvt. Diese Ironie ist nur möglich durch eine Erzählperspektive, die sich von der K.s deutlich abhebt, die mehr von K. sieht als er selbst zu sehen scheint, bzw. zu sehen zugibt. In diesem Mehrsehen des Lesers, das ihm der Erzähler gestattet, liegt die Ironie des Werkes verankert. Die Erzählperspektive des *Prozesses* spaltet sich also in zwei Teile: Die vom Protagonisten reflektierte Sicht und die Sicht, die von ihm nicht reflektiert wird.“ (Ebenda, S. 43 f.) – Demgegenüber bleibt aber die Ungewißheit des Lesers hinsichtlich des Gerichts die gleiche, die Josef K. bestimmt. Spaltung ist ein zentraler Begriff für Sokels Konfliktdeutung. Es ist nur konsequent, ihn auch für die Darstellungsform zu verwenden.

trotz der Perspektivfigur K., die all sein Wissen über den Prozeß bestimmt, mehr weiß als K.: Er weiß um K.s Ängste und Verdrängungen. Dies bewirkt, daß der Leser in reflektierender Weise K.s Scheitern am Prozeß antizipiert. Ein Beispiel:

„Da erschreckte ihn ein Zuruf aus dem Nebenzimmer derartig, daß er mit den Zähnen ans Glas schlug. ‚Der Aufseher ruft Sie,‘ hieß es. Es war nur das Schreien, das ihn erschreckte, dieses kurze abgehackte militärische Schreien, (...).“ (P 18)

Wir sehen K.s starkes Erschrecken, und dann teilt Kafka aus K.s Bewußtsein dessen eigene Erklärung für diese Reaktion mit. Durch das Wörtchen „nur“ verbannt K. jeden anderen tiefergehenden Grund für seine Reaktion. Gerade durch diese Reduktion wird der Leser dahin gesteuert, an mehr als nur K.s Schrecken wegen der Lautstärke des Rufes zu denken. Der Leser merkt, daß Josef K. Angst vor dem Unheimlichen der Verhaftungssituation hat.

So erkennt der Leser wirklich zwei Seiten K.s, die von seinem bewußten Planen bestimmte Seite und jene andere, die er selbst, da sie beängstigend ist, vor sich selbst verborgen hält. Der Leser zieht aufgrund dieser Erzählhaltung den Schluß, daß die Offenlegung der K. nicht bewußten Gedanken und Gefühle, Hilfe und Rettung bedeuten. In der Erzählhaltung selbst steckt ein Plädoyer für das Recht des Individuums auf Selbstreflexion und Selbsterkenntnis. Doch zeigt Kafka an K.s Reaktion auf den Prozeß, daß in der Epoche der spätbürgerlichen Gesellschaft dieser Anspruch auf Innentransparenz durch die Zerteilung des Lebens in Berufswelt und Privatleben zerstört wurde. Vertrat die bürgerliche Gesellschaft des *Fin de siècle* noch die Trennung von privater und öffentlich-beruflicher Existenz, um so Bereiche individueller Integrität aufrechtzuerhalten, zeigt Kafka für die bürgerliche Gesellschaft des ersten Weltkrieges, daß ein solcher Freiraum nicht nur real illusionär geworden ist, sondern auch gänzlich aus dem Bereich des Möglichen verschwunden ist. Auch Thomas Mann zeigt die ruinösen Seiten bürgerlicher Existenz und die Unvereinbarkeit der Lebensanforderungen mit den Wünschen des Seelenlebens. Gustav von Aschenbach scheitert in seiner Beschränkung auf eine ethisch-asketische Lebensführung, die allein auf seine Kunstausbübung abgestimmt ist. Um seine Sublimationsfähigkeit aufrechtzuerhalten, verbündete er sich mit konservativ-reaktionären Kreisen und versagt sich Nähe und Liebe zu anderen. Die damit verbundenen Verleugnungen wenden sich gegen ihn, als die erwünschte Trennung seiner Existenz in einen privaten und einen öffentlichen Bereich durch den Einbruch erotischer Wünsche in sein geordnetes abgezirkeltes Leben zerfällt. Seinen Untergang kann und will er nicht aufhalten.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Thomas Mann: Der Tod in Venedig. Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Band VIII. Frankfurt am Main, 1960.

Fräulein Bürstner ist die Person, die am ehesten, gerade weil sie durch ihren Status so angreifbar ist, sich eine für andere uneinsehbare Privatsphäre erhalten möchte.

Der einzelne wird durch den Konkurrenzkampf in der Berufswelt derartig in Anspruch genommen, daß Innensicht und moralische Befragung die Fähigkeit zum Überleben in der Arbeitswelt in Frage stellen würden, statt das Individuum in seinen Bestrebungen zu unterstützen. Dadurch verschwindet auch der real vorhandene Gegensatz zwischen Berufswelt und Privatleben: Die Normierungen und Kategorien des hierarchisch organisierten Arbeitslebens werden mit in das Privatleben übernommen. Wir sehen das an K., wenn er auf die Enttäuschung, Fräulein Bürstner nicht sprechen zu können, mit dem Gedanken an ihre ihm untergeordnete Stellung reagiert; „ein kleines Schreibmaschinenfräulein“ (P 324).

Kafka stellt demnach zwei Spannungsbögen her, deren Anfänge auf der ersten Seite des Romans angelegt sind: einmal die Spannung zwischen den Polen Angeklagter und Gericht und zum anderen jene zwischen den bewußten und unbewußten Einstellungen Josef K.s.

In den ersten Wochen des Prozesses lernt Josef K. das Gericht als sinnlich erfahrbaren Ort und in direkter Auseinandersetzung mit den in der Hierarchie unten stehenden Gerichtsbeamten kennen. Diese Zeitspanne umfaßt fast genau die Hälfte der „Erzählzeit“, also die Hälfte des Romans.<sup>14</sup>

Josef K. kann das Gericht als Herrschaftsapparat durchschauen. Aber er will sich nicht eingestehen, daß das Gericht ganz andere als ökonomische Ziele verfolgen könnte:

„Der Proceß war nichts anderes, als ein großes Geschäft, wie er es schon oft mit Vorteil für die Bank abgeschlossen hatte, ein Geschäft, innerhalb dessen, wie dies die Regel war, verschiedene Gefahren lauerten, die eben abgewehrt werden mußten.“ (P 168)

---

<sup>14</sup> Günther Müller untersucht das Verhältnis von ‚erzählter Zeit‘ zu ‚Erzählzeit‘ als wichtige Kategorien epischen Erzählens. Erzählte Zeit ist das, was im Laufe der fiktionalen Zeit erzählt wird. Erzählzeit bedeutet den Umfang (Seitenzahl) des Erzählten. Der Begriff Phase erklärt die einzelnen erzählten Ereignisse, die in zeitlich vermittelter oder in abrupter Folge erzählt werden. Günther Müller vergleicht den Roman „Das Schloß“ mit dem Roman „Der Proceß“: „Bei gleichartiger Anlage der einzelnen Phasen erstreckt sich hier die erzählte Zeit genau über 1 Jahr: an seinem 30. Geburtstag wird Josef K. von einer bis zum Schluß unenthüllten Instanz verhaftet; er unternimmt mehrere Versuche, den Prozeß zu gutem Ausgang zu bringen, büßt inzwischen beruflich immer mehr ein, und am Tage vor seinem 31. Geburtstag wird er im Auftrag jener Instanz getötet. Wie ist bei gleichartiger Phasenanlage und geringerer Phasenzahl diese viel längere erzählte Zeit erreicht? Hier wird die Bedeutung der Phasenverbindung grell sichtbar: die Zeiten z w i s c h e n den dargestellten Phasen, teils gemessen, teils angedeutet, teils wortlos übersprungen, sind im ‚Prozeß‘ bedeutend länger.“ (Günther Müller: Über das Zeitgerüst des Erzählens. Am Beispiel des ‚Jürg Jenatsch‘. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. hrsg. von Paul Kluckhohn, Hugo Kuhn und Erich Rothacker. 24. Jahrgang, 1950. S. 29.) – Zwischen dem Gespräch Josef K.s mit dem Gefängniskaplan und seinem Tod im Frühsommer liegt ein halbes Jahr unerzählter Zeit, das auch die Fragmente nur teilweise füllen.

Josef K.s Ton zeigt, daß er sehr wohl weiß, daß ihm die gewohnten Kategorien von Gewinn und Verlust beim Prozeß nicht weiterhelfen werden. Doch er weiß nicht, welche anderen Motive der Lebensbewegung, außer denen des Profitstrebens, noch existieren. Daher redet er sich selbst Mut zu, indem er die Intentionen des Gerichts zu einer ihm durch die Bank vertrauten Größe macht. Wieder erscheinen die Eindimensionalität und die damit verbundenen Hilflosigkeit seiner auf das Geschäftsleben reduzierten Existenz. Seine Reduktion des Prozesses auf einen ökonomischen Tauschakt dient ihm zur Selbstberuhigung, führt aber zu Fehleinschätzungen seiner selbst und des Gerichts, die seinen Widerstand gegen das Verfahren schwächen.

In diesen Denkfehlern, die Josef K. macht, und die der Leser aufgrund der Erzählperspektive nachvollzieht, liegt einerseits der starke inhaltliche Sog des Lesers in den „Proceß“, und andererseits schafft Kafka wie bei einem Blick in den Vexierspiegel eine ständige Irritation zwischen individueller und gesellschaftlicher Ebene. Josef K. kann nicht zwischen eigenen Denkhemmungen und Verdrängungen und der Anklage des Gerichts unterscheiden. Man kann so weit gehen zu sagen, daß Josef K.s intellektuelle und psychische Unfähigkeit und Zerstörtheit dem Gericht überhaupt den Angriff auf ihn ermöglichen.<sup>15</sup>

Diese Vermischung von Außen- und Innenwelt ist eine Basis der Erzählhaltung.

Das Gericht ist eine Institution innerhalb der Gesellschaft, die totalitäre Züge aufweist, die die Tendenz haben, sich auf die gesamte Gesellschaft auszuweiten. Die Begründung für die Verhaftung wird dem Verhafteten aufgebürdet, das Gericht kommt nicht aus eigener Dynamik, sondern wird von der Schuld des Angeklagten angezogen. Damit liegt zum einen die Verantwortung allein beim Angeklagten, zum anderen wird aus der Verhaftung ein Naturprozeß, in dem das Gericht nur seine notwendige Funktion ausübt. Das Eigeninteresse des Gerichts, nämlich zu verhaften, erscheint nicht mehr.

Durch den Aspekt der relativ hohen gesellschaftlichen Stellung Josef K.s erscheint an seiner Person auch die Darstellung der Verfolgung eines Angehörigen des Bürgertums durch das Gericht. Darin ist ein sozialkritisches Element enthalten. Dennoch dürfen die

---

<sup>15</sup> Die äußeren Ereignisse, die K. zustoßen, können als Manifestationen seiner unbewußten Vorstellungen und Ängste gesehen werden, die wiederum als innere nicht differenzierbar zu den äußeren Ereignissen sind. Hans Helmut Hiebel meint: „Die Figur des ‚Zirkels von Innen und Außen‘ bestimmt hier wieder den Binnenraum der Gerichtswelt. Für Josef K. allerdings sind sozusagen auch die Allegorien des Äußeren geträumt: Die Imago des Vaters und die sozialer Machthaber gehen ineinander über; frühere Abdrücke der Außenwelt in der Innenwelt und spätere überlagern sich. So wird es ununterscheidbar, ob das Gericht in seiner Funktion als symbolisierte ‚wirkliche‘ Außenwelt K. hinrichtet oder ob es die allegorisierten Mächte des ‚unwirklichen‘ Inneren sind (als sowohl primär wie sekundär verinnerlichte Gewalten des Draußen).“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 226.) – Damit ist keiner Beliebigkeit das Wort geredet, sondern Kafkas Darstellungskunst erreicht eine Verquickung von Innenwelt und Außenwelt, die vor allem die Idee des agierenden und klar erkennbaren Ich unterminiert.

autoritären und aufklärungsfernen Methoden des Gerichts nicht mit einer auf Wahrheitsbegriffen beruhenden gerechten Instanz in eins gesetzt werden. Josef K.s intellektuelle und psychische Reaktion auf das Gerichtsverfahren gegen ihn spiegelt seine Autoritätsgläubigkeit und ein Schuldbewußtsein unterhalb aller rationalen Einsichten wider. An dieses Schuldbewußtsein dargestellt als archaisches Erbe und als individuelle Zurichtung knüpft die Institution Gericht an, um sich ihre Opfer gefügig zu machen.

Im zweiten Teil des Romans erzählt Kafka die Zeitspanne von Anfang November bis zum Frühsommer, dem Vorabend von Josef K.s 31. Geburtstag, seinem Todestag.

Josef K.s intellektuelle und psychische Entwicklung wird nicht mehr mittels direkter Konfrontation mit der Gerichtssphäre erzählt. Vielmehr zeigt Kafka in Gesprächen und Reflexionen Josef K.s Verhältnis zur Institution Gericht und zu sich selbst, und aus diesen Reflexionen und Deutungen muß sich Josef K. seinen Standort im Geschehen bewußt machen. Ebenso muß sich der Leser mit den verschiedenen Ebenen der Deutungen auseinandersetzen.<sup>16</sup>

Trotz der Einschätzung des Gerichts als Herrschafts- und Unterdrückungsapparat kann sich Josef K. nicht wirklich vom Gericht distanzieren. Er wird vielmehr von der Gerichtssphäre intellektuell und psychisch besetzt. Wie geschieht dies?

Seine eigene gesellschaftlich bedingte Entfremdung durchschaut Josef K. nicht. Er sieht sich als Opfer eines Justizirrtums. Daß er selbst auch die Täterposition einnimmt, kann er nicht erkennen. Er kann durch seine Arbeit in der Bank Existenzen vernichten. Sein

---

<sup>16</sup> Die Kafka-Forschung meint ab den siebziger Jahren übereinstimmend, daß keine der Deutungen und Meinungen im „Proceß“ verabsolutiert werden darf, um aus dieser dann den Sinn-Gehalt des Werkes zu ziehen. Durch die Analyse der Bewußtseinsproblematik von Kafkas Figuren, kommt Jörgen Kobs zu dem Ergebnis, daß Urteilen und damit Welterkenntnis immer subjektive Durchsetzung beinhalten und verlangen. Diese spiegeln Meinungen, aber nicht die Wahrheit: „Man könnte sich mit der Folgerung begnügen, jedes urteilende Weltverhalten sei im Sinne des Dichters grundsätzlich verfehlt, da alle Urteile nur in den Zirkel der immer stärker ‚in Unordnung‘ geratenden Meinungen führen. Andererseits hatte es sich jedoch gezeigt, daß sich die allenthalben spürbare Indifferenz nur durch das entschiedene Urteil überwinden lasse. Wer nicht anzugeben vermag, was ihm die Welt, in die er hineingestellt ist, bedeutet, für den verliert das In-der-Welt-Sein jeden erkennbaren Sinn.“ (Jörgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v.d.H., 1970. S. 250.) – Dies spreche für die Deutbarkeit der Werke trotz ihrer als inhaltliche Problematik dargestellten Bewußtseinsproblematik und für den Versuch, sich als Leser ein Urteil zu bilden. – Der Leser ist in ganz anderer Weise als in Werken des 19. Jahrhunderts dazu aufgefordert, seinen Sinnzusammenhang zu finden und eventuell ebenso sein Weltverhalten und Weltverstehen anhand der Texte neu zu konstituieren: „Es wäre der Typ eines Kunstwerks, das sich in seiner Funktion als Sinn- und Bedeutungsganzes nur im Akt individueller oder subjektiver Sinn- und Bedeutungszuerkennung erfüllte. Der Umgang mit derartigen Kunstwerken kulminierte nicht mehr in einem als gemeinsam erfahrenen Bezugspunkt der Interpretation, die sich aus vielen Einzeldeutungen und über sie hinaus ergibt, sei es auch vielleicht lediglich in einer Art Minimumbedeutung.“ (Horst Steinmetz: Negation als Spiegel und Appell. Zur Wirkungsbedingung Kafkascher Texte. In: Was bleibt von Franz Kafka? Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 1. Wien, 1985. S. 161.)

Privatleben ist von Lieblosigkeit und schematischer Gleichförmigkeit geprägt. Doch daraus ergibt sich ihm kein Anlaß zur Reflexion, geschweige denn zur Veränderung. Er will zum Beispiel den Bankbeamten Kaminer aus der Bank werfen, weil er Fräulein Bürstners Photographien durcheinandergebracht hat (siehe P 41). In bezug auf Härte und Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal anderer bestehen zwischen Josef K. und dem Gericht Ähnlichkeiten. Diese erkennt der Leser, sie lassen für K.s Leben fürchten und verhindern Identifikation.<sup>17</sup>

Die Ausrichtung des Lebens auf die Erfordernisse des Berufs hat sich durch seinen Erfolg in der Bank bewährt. Es lag kein subjektiver Grund vor, die Inhalte seines Lebens in Frage zu stellen. Die ihn umgebende Leere und Einsamkeit nimmt er erst in der erzwungenen Isolation des Prozesses wahr. Josef K. führt ein überaus durchschnittliches Leben. Kafka überzeichnet leicht seine Gleichgültigkeit und Ignoranz. Erschreckend ist seine Arroganz gegenüber Helene, Hasterers Freundin. Ebenso befremdlich sind auch die Rachephantasien, die er gegenüber Kaminer hegt. In beiden Fällen handelt es sich um ihm Unterlegene. Daß K. sich nicht um seine Mutter kümmert, hat keine Berechtigung. Von seinem Onkel allerdings kann er nur Hilfe erwarten, wenn er sich gesellschaftlich konform verhält. Kühle und Geschäftsmäßigkeit bestimmen auch die familiären Beziehungen.

Den Gedanken an eine mögliche Schuld wehrt er ab. Nur am Abend der Verhaftung wagt er es, den Gedanken an Schuld psychisch zuzulassen und sogar offen auszusprechen. Er fragt Fräulein Bürstner, ob sie ihn für schuldig halte. Fräulein Bürstner kann sich zu einer Verneinung nicht durchringen:

„Nun, schuldlos ...“, sagte das Fräulein, „ich will nicht gleich ein vielleicht folgeschweres Urteil aussprechen, auch kenne ich Sie doch nicht, immerhin, es muß doch schon ein schwerer Verbrecher sein, dem man gleich eine Untersuchungskommission auf den Leib schickt.“ (P 42)

Dann lenkt sie auf eine konventionelle Art ein, um die Wirkung ihrer Verneinung abzuschwächen. Immer wieder im Laufe der ersten Monate kämpft Josef K. mit der Abwehr von Schuldgefühlen. Er überschätzt sich:

---

<sup>17</sup> Kafka zeigt die notwendige intellektuelle und psychische Deformation als Auswirkung kapitalistischer Produktionsweise. „Das System, in das Josef K. beruflich eingebunden ist, kennt prinzipiell keine Rücksicht. Genauso rücksichtslos wie Josef K. den untersten Bankbeamten Kullich, Rabensteiner und Kaminer begegnen möchte, wird die Bank auch ihm selbst gegenüberreten, wenn es einen Anlaß gäbe, dessen ist sich K. vollkommen sicher. (...) Kafka definiert damit exakt die Schattenseite der Verabsolutierung des Konkurrenzprinzips in der kapitalistischen Gesellschaft.“ (Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988. S. 257.) – Josef K.s unreflektierte Übernahme des Konkurrenzprinzips kommt ihm als äußere Bedrohung in Form des Gerichts entgegen. Die Wirkung auf den Leser ist durchschlagend; er wird Zeuge mieser Alltagstricks, deren selbstzerstörerische Tendenz Kafka bloßlegt.

„Blieb er nicht immer so frei, daß er das ganze Gericht, wenigstens soweit es ihn betraf, sofort zerschlagen konnte?“ (P 83)

Unterhalb der aggressiven Selbstbehauptung ist der Zweifel an der eigenen Autonomie spürbar.

Der Prozeß bewirkt einen inneren Prozeß: Josef K. nimmt seine inneren Einstellungen wahr. Seine Schuldgefühle und hastigen Autonomiebeteuerungen verhindern einerseits eine realistische Einschätzung seines bisherigen Lebens und damit einen nüchternen Umgang mit der Krise, in die er geraten ist, andererseits binden diese inneren Einstellungen Josef K. an die Gerichtsbehörde. Da er dem Prozeß ein Aufbrechen dieser Konflikte zu verdanken hat, erhofft er sich vom Verursacher Entschuldung (den Freispruch).

Josef K. akzeptiert das Gericht vom ersten Tag an, ohne die expandierende Rolle zu ahnen, die es in seinem Leben übernehmen wird:

„ ‚Das wäre neu‘, sagte K. sprang aus dem Bett und zog rasch seine Hosen an.“  
(P 8)

In diesem Sinnzusammenhang sind zu Recht die existentiellen Deutungen des „Proceß“ angesiedelt. Dennoch sollen Josef K.s Krise und Entwicklung als eine von den Absichten und Zielen des Gerichts vollkommen getrennte Bewegung analysiert und gedeutet werden. Der Prozeß bewirkt sie nur, ohne daß dem Gericht aufgrund der Auslösefunktion moralische Rechtfertigung zukäme.

Telefonisch ist Josef zu seinem ersten gerichtlichen Untersuchungstermin bestellt worden. Josef K. ist entschlossen, für sich zu kämpfen, „diese erste Untersuchung sollte auch die letzte sein.“ (P 50). Neben dieser bewußten Haltung ergreifen ihn die widersprüchlichsten Regungen: Er beschließt, um neun Uhr vor Gericht zu erscheinen, es ist ihm aber gar keine bestimmte Zeit genannt worden. Er will sich nicht „durch allzugroße Pünktlichkeit vor der Untersuchungskommission (...) erniedrigen“ (P 52), dennoch läuft er, statt die Elektrische zu benutzen, um pünktlich anzukommen. „(...) es war irgendein Trotz“ (P 52), der ihn davon abhält, Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Einerseits befolgt er dadurch die Weisung des Aufsehers, daß Hilfe ganz sinnlos in seiner Sache sei, denn als K. den Staatsanwalt Hasterer anrufen wollte, sagte der Aufseher:

„ ‚Gewiß‘, (...), ‘aber ich weiß nicht, welchen Sinn das haben sollte, es müßte denn sein, daß Sie irgendeine private Angelegenheit mit ihm zu besprechen haben.’ “ (P 23)

Andererseits verdeckt das Einzelkämpfertum ihm die Erkenntnis seiner Isolation. Im Gerichtssaal angekommen, hält Josef K. eine offensive Verteidigungsrede. Hierin wird

er ermutigt durch die vermeintlich heterogene Zuhörerschaft. Er verteidigt sich, indem er die Verteidigung aller von diesem Gericht zu Unrecht Angeklagten übernimmt. Er beruft sich dabei auf liberale Grundsätze, deren Unterhöhlung durch Wirtschafts- und Klasseninteressen er sich trotz seiner Banktätigkeit nicht vorstellen kann:

„(...) was mir geschehen ist, ist ja nur ein einzelner Fall und als solcher nicht sehr wichtig, da ich es nicht sehr schwer nehme, aber es ist das Zeichen eines Verfahrens wie es gegen viele geübt wird. Für diese stehe ich hier ein, nicht für mich.“ (P 64)

Josef K. kennt keine anderen Angeklagten, er kann sich nicht einmal sicher sein, daß er nicht der einzige Angeklagte ist. Josef K.s gesellschaftliche Erfahrungen beruhen nicht auf solidarischem Verhalten, das ihn angeblich zu seiner Rede bewegte, sondern auf Konkurrenz. Hier entlarvt Kafka die Berufung auf die Schwäche anderer zur Durchsetzung eigener Interessen als ein rhetorisches Mittel. Daß die gesellschaftlich bedingte Isolation und Konkurrenz sich unter den Bedingungen des Anklageverfahrens verschärft, wird Josef K. später in den Gerichtskanzleien, als er zum ersten Mal andere Angeklagte sieht, erfahren. Die Angeklagten wagen es nicht einmal, miteinander zu sprechen.

In der realitätsfernen Rede Josef K.s drückt sich dennoch sein Wunsch nach moralischer Integrität aus. Er entlarvt das Gericht als eine „große Organisation“ (P 69) und erkennt deren Funktion darin, daß „unschuldige Personen verhaftet und gegen sie ein sinnloses und meistens wie in meinem Fall ergebnisloses Verfahren eingeleitet wird.“ (P 69). Das Pathos seiner Rede ist aber nicht echt.

Das tumultartige Ende seines Vortrags wird von der Wäscherin verursacht. Sie hatte ihm den Weg in eines ihrer Zimmer gewiesen, das dem Gericht als Untersuchungszimmer dient.

Hier bedient sich Kafka eines Spiels, um den Leser zu verwirren, in welchem er dem Gericht zuungunsten Josef K.s recht zu geben scheint: Josef K. identifiziert sich mit Hauptmann Lanz. Josef K., in der Vorstadt angekommen, in der sich die Gerichtsbehörde befindet, konnte den richtigen Ausgang zu dem bezeichneten Haus nicht finden. Halb aus Neugier, halb im Spaß probiert er die Aussage eines Wächters aus, daß das Gericht von der Schuld angezogen würde. Dann, so folgert er für sich, kann er den richtigen Weg in den Gerichtssaal auch nicht verpassen. Daher folgt er einfach einem Treppenaufgang. Josef K. fragt in dem Haus nicht nach dem Gerichtssaal, sondern nach einem Tischler Lanz, den er suche. Hauptmann Lanz ist der Neffe von Frau Grubach und der äußere Anlaß für das Scheitern der versuchten Beziehungsaufnahme zu Fräulein Bürstner. Die Hausbewohner weisen den immer wieder nach dem Tischler Lanz Fragenden den Weg durch die verschiedenen



Stockwerke. Dabei trifft Josef K. auf die Wäscherin, als er auch sie befragt, weist sie auf eine offene Tür ihrer Wohnung. Damit ist K. an seinem Bestimmungsort, dem Gerichtssaal, angekommen. Es ist Ironie, daß sich durch das Finden eines Treppenaufgangs die Berechtigung der Anklage des Gerichts erweisen könnte.<sup>18</sup>

Dieselbe Wäscherin begeht während K.s Verteidigungsrede am anderen Ende des Untersuchungsziimmers obszöne Handlungen mit einem ‚kreischenden‘ (siehe P 70) Mann. Josef K., der sich so schmähsch in seinen Ausführungen unterbrochen sieht, schreitet ein. Vom Podium, auf dem er stand, herabgestiegen, bemerkt er die Homogenität der Zuhörerschaft. Er glaubt nun, daß sie „alle Beamte“ (P 71) seien. Und begreift so, daß sein wirkliches Vorhaben, das darin bestand, eine der vermeintlichen Parteien auf seine Seite zu ziehen, gescheitert ist. Daher werden ihm die Zuhörer zu Verursachern einer aufsteigenden Panik:

„Was für Gesichter rings um ihn! Kleine schwarze Äuglein huschten hin und her, (...) die langen Bärte waren steif und schütter und griff man in sie, so war es als bilde man bloß Krallen, (...)“ (P 71)

Unangefochten kann K. den Raum verlassen, er glaubt aber, daß „die Vorfälle wahrscheinlich nach Art von Studierenden“ (P 72) besprochen werden. In seinen Gedanken macht er sich selbst zum Objekt des gerichtlichen Interesses. So gibt er dem Gericht in seiner Phantasie eine Macht, die gegen ihn real noch nicht ausgeübt worden ist. Seine Ohnmacht und Hilflosigkeit beruhen auf seinem Fehler, die Versammlung, ohne einen Beweis dafür zu haben, als Zweiparteienversammlung anzusehen, deren Spaltung er für sich nutzen könnte. Daß er selbst es war, der sich dieser Täuschung hingab, will er sich nicht eingestehen.

Erst eine Woche später läßt Josef K. den Gedanken der Niederlage gegenüber dem Gericht zu. Entgegen seinem Vorsatz, zu keinem Verhör mehr zu erscheinen (siehe P 72) und ohne vom Gericht vorgeladen zu sein, begibt er sich am folgenden Sonntag erneut in die Vorstadt.

Wieder begegnet er der Wäscherin. Jeder von beiden wittert die Chance, aus dem anderen Nutzen für die eigenen Interessen zu ziehen:

„ ‚Sie wollen hier wohl einiges verbessern?‘ fragte die Frau langsam und prüfend, als sage sie etwas was sowohl für sie als für K. gefährlich war.“ (P 75)

---

<sup>18</sup> Theo Elm sieht in dieser Szene vornehmlich Kafkas Absicht, das Normalitätsbewußtsein des Lesers zu erschüttern: „In solchen Situationen wird das personale Erzählen radikalisiert und werden nach dem Prinzip des ‚gleitenden Paradoxes‘ einerseits die konventionellen Begriffe von Ursache und Wirkung demonstrativ entwertet, ohne daß andererseits dem Leser gültiger Ersatz für die Diskreditierung des Kausalgesetzes geboten würde. Was bleibt, ist die Fragwürdigkeit der ihm gewohnten Denkform.“ (Theo Elm: Die moderne Pabel. Pabel und Parabolik in Theorie und Geschichte. München, 1982. S. 196.)

Das gegenseitige Abtasten, um die Grenzen und Möglichkeiten der Hilfe zu erkennen, hat eine sexuelle Tönung. Die Frau stellt sich als Opfer sexueller Nachstellungen eines Studenten namens Berthold und des Untersuchungsrichters dar. Von Josef K. erwartet sie Hilfe, um der Gerichtssphäre zu entfliehen.

„Es ist ja so widerlich hier’, sagte sie nach einer Pause und faßte K.’s Hand.“  
(P 75)

Sie bietet K. ihren Körper an. Josef K. geht darauf ein, er will sie dazu bringen, trotz ihrer anfänglichen Ablehnung, ihm die Bücher auf dem Tisch des Untersuchungsrichters zu zeigen. Das gelingt ihm auch. Es sind pornographische Schriften. Aber erst als Josef K. erfährt, daß die Frau Kontakt zur Gerichtssphäre hat, wird sie für ihn auch sinnlich interessant. Die Wäscherin erzählt von dem Werben des Untersuchungsrichters und daß er ihr „seidene Strümpfe“ (P 82) geschenkt habe.

Als der Student Berthold erscheint, tröstet die Frau Josef K. auf später. Jetzt müsse sie mit Berthold fortgehen. Durch die Konkurrenz zu dem Studenten, der Josef K. häßlich erscheint und überdies ein eitles Gebaren zeigt, wird die Wäscherin für Josef K. wirklich ‚verlockend’ (siehe P 83):

„Und es gab vielleicht keine bessere Rache an dem Untersuchungsrichter und seinem Anhang, als daß er ihnen diese Frau entzog und an sich nahm.“(P 83)

Die Rachephantasie als Ausgleich für die vom Gericht erlittenen Demütigungen bedingt das sinnliche Begehren und kulminiert in dem vorgestellten Besitz des Frauenkörpers; „dieser üppige gelenkige warme Körper im dunklen Kleid aus grobem schwerem Stoff“ (P 83). Josef K. sehnt sich nach schwerer fraulicher Körperhaftigkeit, die ihn stabilisieren soll. Die Wäscherin, im Gegensatz zu Fräulein Bürstners mehr ätherischer Erscheinung, könnte ihm ihre erdhafte Sinnlichkeit geben.

Die Wäscherin aber wird vom Studenten weggetragen. Letztlich zieht sie die Sicherheit des Gerichts der Freiheit, die sie bei Josef K. suchte, vor. Josef K. ist wütend. Er spürt seine Ohnmacht: „(...) Sie will ich nie mehr sehn.“ (P 86). Daß er selbst sich aus ebenso eigennützigen Motiven um die Frau bemühte, gesteht er sich nicht ein. Sein sinnliches Begehren entstand unter den widersprüchlichen Bedürfnissen, sich einerseits am Untersuchungsrichter zu rächen, andererseits durch die Frau mehr Substanz zu erhalten.

Josef K. und das Gericht zeigen damit ein strukturell gleiches Verhalten: Sexualität ist eine Funktion im Gesamtzusammenhang von Herrschaft. Sie erscheint als ein Mittel, Macht zu erlangen oder auszuüben.

Kafka erschafft eine engmaschige Verknüpfung zwischen Angeklagten und Gericht. Josef K. zeigt egoistische Gleichgültigkeit gegenüber anderen, und er kennt keine Selbstauseinandersetzung. Das Gericht bedient sich dieser negativen

Bewußtseinsformen, die Kafka exemplarisch an K. darstellt. Sie erscheinen gebündelt und zu Effizienz gebracht in dem hierarchischen uneinsehbaren Apparat. Da die eigene Zerstörtheit nicht von den Angeklagten erkannt wird, kann sie auch nicht im Gerichtsapparat erkannt werden.

Kafka zeigt, daß innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft dieser Apparat zu Macht kommen konnte. Er bedient sich der gesellschaftlichen Mechanismen – gnadenlose Konkurrenz, Aufstiegswille und endlose Hierarchie – die als Unterströmungen die bürgerliche Gesellschaft bestimmen. Konkurrenz und Expansionswille sind wirtschaftliche Begriffe, die auf die Institutionen übergegangen sind und die die politischen Zielsetzungen überlagert und unterminiert haben. Das Gericht hat es nicht nötig, sich einen liberalen Anschein zu geben. In ihm ist der Mob an die Macht gekommen: pornographische Richter, korrupte Beamte, tumbe verfettete Tenöre. Es sind als Individuen Personen, die nirgendwo anders als im Gericht Macht ausüben können. Gleichzeitig sind sie von moralischen übergeordneten Instanzen unabhängig, ihr Handeln bedarf keiner Legitimation. Jeder von ihnen kann sich auf die anonyme oberste Macht des Gesetzes berufen und so das eigene Tun als Befehlsgehorsam aus dem individuellen Verantwortungsbereich ausschließen. Der Aufseher verhaftet nur, er weiß nichts von K.s Prozeß, der Prügler prügelt nur, täte er es nicht, wäre eben ein anderer zur Stelle.<sup>19</sup>

Kafka zeigt die Verflechtung von K.s Verdrängungen mit den Methoden der Einschüchterung des Gerichts. Hier laufen individuelle und gesellschaftliche Entwicklung zusammen. Das Individuum zeigt die gleichen Mechanismen wie der Apparat, deshalb kann sich Josef K. nicht effektiv gegen den Zugriff des Gerichts wehren. Das Gericht nimmt die zerstörerischen gesellschaftlichen Verhältnisse auf und läßt diese entfesselt und durch den Apparat effizient gemacht auf die Angeklagten los.<sup>20</sup>

---

<sup>19</sup> Jörgen Kobs deutet die Wächter Josef K.s, die Gehilfen K.s im Schloß und den Prügler als „Projektionen“ der K.s. (Jörgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v. d. H., 1970. S. 391.). – Bei dem Prügler vollzieht sich eine „ungebrochene Projektion“, eine „reine Spiegelung“ (ebenda, S. 391.) von Josef K.s Bewußtsein in die Außenwelt. Rolle und Selbst fallen beim Prügler zusammen, so daß kein unverfügbarer, „unzerstörbarer“ (ebenda, S. 391.) Teil bestehen bleibt. „Der Versuch, das Gegenüber dem eigenen Herrschaftsanspruch dadurch verfügbar zu machen, daß man es auf Titel und Dienstrang reduziert, führt in letzter Konsequenz zur Auslöschung des Wirklichen überhaupt.“ (Ebenda, S. 392.). – Deshalb ist Josef K. so entsetzt, denn auch er funktionalisiert seine Untergebenen.

<sup>20</sup> Kurt Krolop beschäftigt sich mit der Frage der Prophetie im Werk. Er meint, daß erst zehn Jahre nach dem Tod Kafkas die Deutungen in diese Richtung gehen, obwohl der Gestus des Prophetischen in der Literatur seit der Jahrhundertwende eingesetzt hat, wurde Kafka zu Lebzeiten nicht als prophetischer Dichter angesehen. Nach der Erfahrung von Auschwitz hat sich diese Linie der Deutung bedeutend herauskristallisiert. Margret Susman schreibt 1946 ihre Kafka-Deutung „Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes“. Auch Theodor W. Adorno findet Bezüge im Werk, die den aufkommenden Faschismus erkennen lassen. Krolop bewertet die Interpretation des Prophetischen im Werk als legitim. Er führt für seine Argumentation eine Deutung eines Gedichts von Georg Trakl an:

Dichterische Präzision und Phantasie und berufliche Erfahrung bedingen Kafkas Darstellung der Bürokratie. Rußland und Österreich-Ungarn verfielen als Antwort auf die imperialistischen Machtbestrebungen Westeuropas und Amerikas der Faszination der Panbewegungen.<sup>21</sup> Ihre zentralistischen Bürokratien gaben ihnen die Macht, Verordnungen in den Vielvölkerstaaten unmittelbar in Handlung umzusetzen.

Im verlorenen Konkurrenzkampf um die Frau erscheint Josef K. zum ersten Mal die eigene Ohnmacht gegenüber dem Gericht:

„K. gieng ihnen langsam nach, er sah ein, daß dies die erste zweifellose Niederlage war, die er von diesen Leuten erfahren hatte.“ (P 86)

Seine Position ist so schwach, daß er offenbar nicht einmal eine Wäscherin für sich gewinnen kann. Der Ehemann der Wäscherin, ein Gerichtsdieners, erzählt Josef K. später, daß seine Frau selbst die „größte Schuld“ (P 90) an den Nachstellungen des Studenten trägt. Denn: „Sie hat sich ja an ihn gehängt.“ (P 90)

Kafka stellt diese Frau in ihrer doppelten Unterdrückung dar: Sie arbeitet als Wäscherin, sie muß ihre Arbeitskraft in niedrigster Stellung verkaufen und zudem wird sie sexuell ausgebeutet, indem sie den Beamten, in der Hierarchie ist sogar der Student Berthold höher als sie, verfügbar sein muß. Sie selbst versucht, mittels Sexualität der Monotonie ihres Lebens zu entfliehen. Durch den Kontakt zu den Beamten erhält sie Geschenke, wie vom Untersuchungsrichter seidene Strümpfe, ferner Schmeicheleien, denn dieser sagte zu ihr, „daß er niemals den Anblick vergessen werde, wie er mich schlafend

---

Franz Fühmann deutet das Trakl-Gedicht „Vor Feuerschlünden“, er meint, es sei weder Schlüsseltyrik, noch Bericht, noch Weissagung. Das Gedicht „prophezeit, was schon da ist, man sieht es nur nicht; (...). Dieser Prozeß vollzieht sich im Außen wie Innen, und solange die Übereinstimmung beider anhält, macht das Gedicht durch seine Konkretheit betroffen, doch die liegt nicht in der abbildhaften Kongruenz mit etwas Nur-Objektivem, sondern in der Präzision der poetischen Bilder, deren Logik im Einzelnen wie im Zusammenhang eben jenen Prozeß repräsentiert, und die Bedeutung stellt sich ein.“ (Kurt Krolop: Kafka als Prophet? In: Das Phänomen Franz Kafka. Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft. Prag, 1997. S. 135 f.) – Durch die Kenntnis der Bürokratie-Apparate und ebenso durch das Erkennen des Verhaltens von Menschen innerhalb der Bürokratie kann Kafka im Werk eine modellhafte Anordnung einer möglichen Entwicklung darstellen, in „präzisen Bildern“, wie Fühmann sagt. Kafka hat in den Apparaten gesehen, was durch sie möglich ist, das teilt er mit.

<sup>21</sup> „Die pseudomystische Aura, die in Österreich-Ungarn wie in Rußland die regierenden Dynastien mit einer Art Heiligenschein umgab, ist das typische Produkt einer voll entwickelten und traditionell verwurzelten Bürokratie. (...) Kafka, der aus eigener Berufserfahrung die Herrschaftsform der Bürokratie ausgezeichnet kannte, wußte nur zu gut um den Schicksalsaberglauben, der unweigerlich die erfaßt, die in ihrem täglichen Leben der Herrschaft des Zufalls – nämlich dem, was ihnen nur als Zufall erscheinen kann – anheimgegeben sind: wie sie gar nicht anders können, als dem vernünftig nicht Begreifbaren eine übermenschliche Bedeutsamkeit zu geben, um es nur menschlich überhaupt erträglich zu machen. (...) Man kann diese Romane als Satire auf die russische Literatur lesen, aber das Erstaunliche bleibt, daß Kafka die Grundelemente bürokratischer Herrschaft mit all ihren Konsequenzen begriff, obwohl sie in der ihm bekannten österreichischen Bürokratie nicht voll ausgebildet waren; in dem Verwandlungsprozeß der Wirklichkeit durch die dichterisch verdichtende Einbildungskraft entstand ein Modell, das weit über die damalige Erfahrung hinaus gültig und vorbildlich ist.“ (Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958. S. 373 ff.)

gefunden habe“ (P 81). Diese romantischen Eskapaden des Untersuchungsrichters täuschen die Frau aber nicht über die wirklichen Machtverhältnisse hinweg. Die seidenen Strümpfe findet sie „aber doch eigentlich zu fein und für mich nicht geeignet“ (P 82). Sie weiß, daß ihre soziale Stellung durch ein sexuelles Verhältnis zu einem Beamten nicht verändert wird. Sie fürchtet das Gericht, als K. sie daran hindern will, mit Berthold wegzugehen, ruft sie:

„Lassen Sie ihn doch, o bitte, lassen Sie ihn doch. Er führt ja nur den Befehl des Untersuchungsrichters aus und trägt mich zu ihm.“ (P 86)

Nachdem Berthold mit der Frau auf dem Arm verschwunden ist, erscheint ihr Ehemann. In bezug auf die Frau befinden sich Josef K. und ihr Mann in derselben Position: In ihrem Stolz verletzt müssen sie mit ansehen, wie man ihnen die Frau abspenstig macht. Gleich Josef K. kann auch der Gerichtsdienner nur in der Phantasie seine reale Ohnmacht kompensieren, doch viel offensiver als Josef K. Er will den Studenten Berthold an die Wand drücken:

„Hier ein wenig über dem Fußboden ist er festgedrückt, die Arme gestreckt, die Finger gespreizt, die krummen Beine zum Kreis gedreht und ringsherum Blutspritzer. Bisher war es nur ein Traum.“ (P 90)

Er muß jede Demütigung masochistisch hinnehmen. Daher versucht er, sich mit seinen sadistischen Phantasien Befriedigung zu verschaffen. Kurz glimmt die Hoffnung in ihm auf, in Josef K. jemand gefunden zu haben, der ihm bei seinen Racheplänen helfen könne, da dieser als Angeklagter nichts mehr zu verlieren habe. Das lehnt Josef K. ab, denn er will nicht als jemand gelten, der nichts zu verlieren hat.<sup>22</sup>

Trotzdem will er dem Mann „gelegentlich“ (P 91) den Gefallen tun, den Studenten zu prügeln. Josef K. hat nicht begriffen, – trotz des Morgens seiner Verhaftung, trotz der obszönen Werke auf dem Tisch des Untersuchungsrichters, trotz des ehebrecherischen Untersuchungsrichters – daß die offenbare Korruption und sexuelle Gier der Beamten in keiner Weise die Macht der Behörde, die sie repräsentieren, in Frage stellen und gefährden. Wie die Behörde mit Fällen von Ungehorsam und Korruption umzugehen vermag, wird Josef K. bald in beängstigender Weise vorgeführt werden. Aus seiner Uneinsichtigkeit und um den Gerichtsdienner auszuhorchen, fragt er diesen, ob nicht auch er fände, daß „noch andere Ihrer Beamten“ (P 91) Prügel verdienten. Dieser stimmt

---

<sup>22</sup> Walter H. Sokel sieht in Josef K.s Widersprüchlichkeit ein Hauptmerkmal, das den Roman inhaltlich und formal bestimmt: „Er will das Gericht nicht anerkennen, versucht aber gleichzeitig gegen dieses Gericht seine Unschuld zu beteuern und von ihm den Freispruch zu erlangen.“ (Walter H. Sokel: Das Verhältnis der Erzählperspektive zu Erzählgeschehen und Sinngehalt in „Vor dem Gesetz“, „Schakale und Araber“ und „Der Prozess“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Hrsg. von Hugo Moser und Benno von Wiese. Band 86. Berlin, 1967. S. 283 f.)

durchaus zu, als könne es gar nicht anders sein – und dann mit einem vertraulichen Blick sagt er zu K.:

„Man rebelliert eben immer.“ (P 92)

Dieser Satz entstammt der Perspektive der herrschenden Klasse auf die besiegten Angehörigen der unteren Klassen, die ihre Bemühung um Befreiung als ewig, aber auch als ewig scheiternd anzusehen gelernt haben. Der Gerichtsdieners übernimmt diese Replik, aus dieser Identifikation mit den Herrschenden rührt die ungeheure Resignation und falsche Schlauheit, die in diesem Satz transportiert wird. Unterlegenheit wird hier festgeschrieben.

Eine Freiheitsmöglichkeit wird im Roman nirgends angedeutet. Sie scheint kurz als Josef K.s Wunsch auf, mit Fräulein Bürstner zusammen aus der Pension auszuziehen. Am Ende fragt Josef K. den Kaplan, ob und wie es möglich sei, „außerhalb“ des Prozesses zu leben. Er erhält keine Antwort.

Aufgrund seiner Ichbezogenheit und seinem sozialen Dünkel berühren ihn die Ausführungen des Gerichtsdieners nicht. Obwohl ihn dieser warnte, daß das Gericht „in der Regel keine aussichtslosen Prozesse“ (P 91) führt, erfolgt keine Angstreaktion und keine intellektuelle Auseinandersetzung mit den Informationen.

Für den Leser sind die Ausführungen des Gerichtsdieners erhellend und sie besitzen vorausdeutenden Charakter. Atmosphärisch verdunkelt sich Josef K.s Leben mehr und mehr unter der Bedrohung seines Prozesses. Die Diskrepanz zwischen Josef K. und dem Gericht tritt deutlicher hervor. Es wird klar, daß seine intellektuellen und psychischen Mittel kaum genügen werden, um sich gegen das Gericht durchzusetzen.

Der Gerichtsdieners spricht aus Furcht, etwas ihn selbst Gefährdendes mitzuteilen, nicht weiter, nimmt aber Josef K. in die Gerichtskanzleien mit. Dort wartende Angeklagte grüßen ehrerbietig, da man ihn für einen Richter hält, wie Josef K. glaubt. Erst viel später wird ihm Kaufmann Block erklären, daß es der Gerichtsdieners war, den die Angeklagten so demütig grüßten (siehe P 236).

Kafka schildert die Arbeit der Beamten in den Gerichtskanzleien mit den äußeren Merkmalen eines sich durch jene vollziehenden asketischen Arbeitsethos. Schon die Lage des Gerichts in den Arbeitervororten der Stadt zieht eine scharfe Trennungslinie zu dem Bestreben der staatlichen Rechtsprechung, durch repräsentative Bauten Stabilität und Integration der eigenen Macht nach außen darzustellen. Es herrscht Raumknappheit, so müssen die Wäscherin und ihr Ehemann ihr privates Zimmer an Untersuchungstagen räumen. Die Beamten der Kanzleien arbeiten in den Dachböden der Vororthäuser. Ihre Zimmer sind durch einfache Bretterverschlüsse vom Gang getrennt. Licht fällt durch

deren Lücken auf den Gang, in dem die Angeklagten auf Neuigkeiten in ihren Prozessen warten. Dies geschieht so jeden Tag.

Kafka beschreibt ein bedrückendes und heruntergekommenes Szenario, von dem spürbar wird, daß nur die Gleichgültigkeit der Gerichtsbehörde gegenüber den äußeren Gegebenheiten für die Schädlichkeit bestimmend ist und daß diese nicht aufgrund der Machtlosigkeit des Gerichts besteht. Kein Element dieser erstickend engen Kanzleien besitzt etwas von Komfort oder majestätischer Machtentfaltung, was dem von außen kommenden Blick das Empfinden von Leichtigkeit der Arbeit oder Frivolität der Herrschaft eingeben könnte. Die Beamten scheinen keinem bloßen Beruf nachzugehen, sondern ihre Arbeit ist Selbstaufgabe und Ergebenheit in eine Berufung, deren Ziel und Bedeutung weit über sie selbst hinausweist.

Es existiert keine gesellschaftliche Instanz, die Einblick in die Arbeit der Gerichtsbehörden besitzt. Sie verfolgen die Ziele ihrer Behörde und sind keinen gesellschaftlichen Institutionen gegenüber Rechenschaft schuldig. Ihnen ist die Auslegung des „Gesetzes“ überlassen, in dessen Namen Josef K. schuldig geworden ist. Die Geltung des Gesetzes begründet die unumschränkte Herrschaft des Gerichts. Mit rationalen Kategorien kann die Wahrheit und Existenz dieses Gesetzes nicht überprüft werden, daher ist die Auslegung des Gesetzes die Bedingung für die Herrschaft des Gerichts. Irrationalität, mythische Gefolgschaft, Selbstaufgabe zugunsten eines unendlich wertvolleren und höheren Zieles als das eigene Selbst es je darstellen könnte, sind tragende Momente totalitärer Herrschaft, die Kafka anhand der Gerichtsbehörde darstellt. Der psychische Druck, der auf den Angeklagten aufgrund der erhöhenden und asketischen Selbstdarstellung des Gerichts lastet, macht sie für die Herrschaft des Gerichts verfügbar.

Die öffentliche und private Existenz der Angeklagten wird durch den Prozeß zerstört. Die Angeklagten stehen ihrer bürgerlichen Existenz entkleidet und gleichsam nackt dem Gericht gegenüber. Das Gericht reduziert die Angeklagten durch ihre Herauslösung aus den übrigen gesellschaftlichen Institutionen des Staates auf ein bloßes Menschsein. Dieser Umstand ermöglicht erst einen vollkommenen Zugriff auf die Angeklagten.

Die Angeklagten sind außerdem einem psychischen Verfall preisgegeben: Da niemals der Anklagegrund öffentlich gemacht wird, steht die gesamte Persönlichkeitsstruktur mit ihren psychischen und moralischen Dimensionen zur Debatte. Alle das Ich formenden und bestimmenden Faktoren können Gründe für die Verhaftung sein. Das Denken und Handeln richtet sich ganz auf das Gericht aus. Kaufmann Block:

„So habe ich z.B. alles Geld meinem Geschäft entzogen, (...). Wenn man für seinen Prozeß etwas tun will, kann man sich mit anderem nur wenig befassen.“

(P 235)

Aus den sich widersprechenden und aufkündbaren Verordnungen versuchen die Angeklagten, Anhaltspunkte für ihren Prozeßverlauf herauszukristallisieren. Da das ganze System nicht auf rationalem Denken und Funktionen beruht, verfallen auch die Angeklagten irrationalen Denken. Als die anderen Angeklagten Josef K. das erste Mal in den Kanzleien sahen, meinten sie, wie Block K. später erzählt:

„(...) Sie würden nach Ihren Lippen zu schließen, gewiß und bald verurteilt werden.“ (P 237)

Block kritisiert dies zwar als Aberglauben, ist jedoch nicht fähig, sein Denken diesem Irrationalismus zu entziehen. Es ist wenigstens etwas, an das er sich noch klammern kann.

In den Dachkammern der Gerichtskanzlei sieht Josef K. zum ersten Mal andere Angeklagte. Kafka setzt einen starken Kontrast zwischen den Angeklagten, die wie Josef K. bemerkt, den „höheren Klassen“ (P 93) entstammen und der arbeitsintensiven, spartanischen Atmosphäre der Gerichtskanzleien.<sup>23</sup>

Diejenigen in den Vorstädten, die nichts mit dem Gericht zu tun haben, führen kein von persönlicher Entfremdung bestimmtes Leben. Josef K. nimmt auf dem Weg zu seinem ersten Untersuchungstermin das sonntägliche Leben der Arbeiter in der Juliusstraße wahr:

„Jetzt am Sonntagmorgen waren die meisten Fenster besetzt, Männer in Hemdsärmeln lehnten dort und rauchten oder hielten kleine Kinder vorsichtig und zärtlich an den Fensterrand.“ (P 53)<sup>24</sup>

Dem Aspekt, das Gericht als Instanz der Unterdrückten gegenüber der herrschenden Klasse darzustellen, hat Kafka keine Präferenz gegeben.<sup>25</sup>

---

<sup>23</sup> Dieser Aspekt von Verknüpfung der herrschenden bürgerlichen Klasse als Angeklagte und dem Gericht als sie verfolgender Instanz kann meiner Meinung nach nicht wirklich ausgedeutet werden. Es kann sein, daß Kafka hier die Schuld der herrschenden Klasse gegenüber den Ausgebeuteten und Unterdrückten darstellt. Dazu meint Helmut Richter: „Dieser sozialen Herkunft der Angeklagten entspricht die Tatsache, daß das Gericht in den Vorstädten tagt, wo die Armen und Ausgebeuteten der bürgerlichen Gesellschaft ein kümmerliches und entwürdigendes Leben führen, von dem Kafka in einigen Randbemerkungen berichtet.“ (Helmut Richter: Franz Kafka. Werk und Entwurf. Berlin, 1962. S. 208.)

<sup>24</sup> „Das Adjektiv ‚zärtlich‘ gehört nicht zum Standardwortschatz des Schriftstellers Kafka. Wenn man sich Kafkas problematisches Verhältnis zu seinem Vater vergegenwärtigt, das bereits zu einer Mythe der Kafka-Philologie geworden ist, dann bedarf dieses Bild der Väter in einem Arbeiterviertel erst recht der interpretatorischen Erklärung. – Dabei sollte Adornos Rat beherzigt werden, ‚alles wörtlich nehmen, nichts durch Begriffe von oben her zudecken‘ [Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Prismen: Kulturkritik und Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1955, S. 305.].“ (Udo Weinrich: „Dann sind Sie also frei?“ Arbeit bei Kafka. In: Konvergenzen. Studien zur deutschen und europäischen Literatur. Festschrift für E. Theodor Voss. Herausgegeben von Michael Ewert und Martin Vialon. Würzburg, 2000. S. 108.)

<sup>25</sup> Doch auch Helmut Richter räumt ein, daß „sich diese soziale Tendenz in der Gesamtkonstruktion des Gerichtsapparats nicht (hat) durchsetzen können.“ (Helmut Richter: Franz Kafka. Werk und Entwurf. Berlin 1962. S. 208.)



In der Darstellung der Angeklagten in ihrer Demut und Ängstlichkeit liegt eine bitter-ironische Verkehrung der Wirklichkeit. Kafka kennt diese Szenerie aus der Arbeiter-Unfallversicherung – Wartende aber waren dort Arbeiter und eben nicht die „höheren Klassen“. Wenn sich Kafka wundert, warum die Arbeiter demütig um ihre Rechte bitten, statt die Anstalt „kurz und klein zu schlagen“<sup>26</sup>, so trifft sich dieser Aspekt der Wehrlosigkeit und Ängstlichkeit mit seiner Darstellung der Angeklagten im Prozeß.

Kafka untersucht in seinem Werk, wie Herrschaft im Bewußtsein errichtet und dadurch Widerstand verhindert wird. Er zeigt an einem Mitglied der bürgerlichen Klasse, wie die bürgerliche Ideologie des Profitstrebens und des Zweck-Mittel-Denkens auch ihre eigenen Angehörigen zu Opfern werden läßt. Die Monotonie und Armut seines Denkens machen es unmöglich, Josef K. nur als Exponenten der herrschenden Klasse zu sehen, die Kafka stellvertretend durch ihn untergehen ließe. Die bürgerliche Gesellschaft ließ innerhalb der Gesellschaft eine Organisation wie das Gericht emporkommen, die von der herrschenden bürgerlichen Klasse durchaus nicht mehr kontrolliert werden kann.

Die Demut der Angeklagten bewirkt in Josef K. Verachtung. Als er einen Mann am Arm faßt, um diesen wenigstens durch die körperliche Berührung zu einer Reaktion zu bewegen, beginnt der Mann zu schreien „als habe K. ihn nicht mit zwei Fingern, sondern mit einer glühenden Zange erfasst.“ (P 95). Enttäuscht gibt er die Kontaktsuche auf. Die Verachtung verhindert, daß Josef K. in den Angeklagten das erkennt, was er sein wird.

Für den Leser besitzt die Begegnung Josef K.s mit den Angeklagten – ähnlich dem Satz des Gerichtsdieners – ein vorausdeutendes Moment. Zwar ist die „Einsinnigkeit“ der Erzählhaltung gewahrt, aber der Leser ist durch Josef K.s borniertes Denken und seiner Unfähigkeit, dem Geschehen eine andere Handlungsweise als wütend-hilflose Abgrenzung zuzuordnen, alarmiert, K.s Schicksal in jenen vorgezeichnet zu sehen, zu denen er jetzt keine Verbindung zu ziehen vermag. Doch es entsteht auch eine Hoffnung, daß Josef K. nicht so enden möge.

Die äußere Enge und Stickigkeit der Gerichtskanzlei und die Resignation, die ihm entgegenschlägt, bewirken in Josef K. eine erschöpfende Müdigkeit. Er glaubt, ohne den Gerichtsdieners nicht den Ausgang der Kanzleien zu finden. Dieser weist ihn zurecht: „Es ist der einzige Weg“ (P 97). Eine junge Gerichtsbeamtin und der Auskunftgeber des Gerichts sind K. in seiner Not behilflich. Kafka kontrastiert diese beiden Figuren: Die

---

<sup>26</sup> „Sein soziales Gefühl wurde mächtig aufgewühlt, wenn er die Verstümmelungen sah, die sich Arbeiter infolge der mangelhafter Sicherheitsvorkehrungen zugezogen hatten. ‚Wie bescheiden diese Menschen sind‘, sagte er mir einmal mit großen Augen. ‚Sie kommen zu uns bitten. Statt die Anstalt zu stürmen und alles kurz und klein zu schlagen, kommen sie bitten.‘“ (Max Brod: Franz Kafka. Eine Biographie. Erinnerungen und Dokumente. New York, 1946. S. 103.)

Frau ist hilfsbereit und freundlich darum bemüht, Josef K. ein positives Bild der Arbeit des Gerichts zu vermitteln. Der Auskunftgeber hat die Funktion, Fragen der „Parteien“ zu beantworten, „und da unser Gerichtswesen in der Bevölkerung nicht sehr bekannt ist, werden viele Auskünfte verlangt“ (P 102). Die Figur des Auskunftgebers trägt bezüglich Neugier und Indifferenz gegenüber Josef K.s Schwäche mephistophelische Züge, doch besitzt er weder Charme noch Brillanz von Goethes Verführer. Seiner Deutung der Schwäche K.s als Auswirkung der „Atmosphäre“ (P 101) in den Kanzleien stimmt K. erleichtert, daß ihn einer versteht, zu. Doch auf Josef K.s Bitte hin, ihn zum Ausgang zu geleiten, hielt er „die Hände ruhig in den Hosentaschen und lachte laut“ (P 102).

K. entdeckt in dem Gesicht der Gerichtsbeamtin „den strengen Ausdruck, wie ihn manche Frauen gerade in ihrer schönsten Jugend haben.“ (P 99). Ihre Ergebenheit in die Institution erstickt ihre Sinnlichkeit, die sie, um eines vermeintlich höheren Zieles willen, bereitwillig und gerne opfert. In ihr hat das Gericht eine Person gefunden, deren Idealismus die Absichten des Gerichts verschleiern hilft. Das Mädchen entschuldigt sich bei Josef K.:

„Vielleicht ist niemand von uns hartherzig, wir wollten vielleicht alle gerne helfen, aber als Gerichtsbeamte bekommen wir leicht den Anschein als ob wir hartherzig wären und niemandem helfen wollten.“ (P 104)

Sie erkennt nicht, daß Verunsicherung und Isolation gezielt hervorgerufen werden und daß Akte von persönlicher Freundlichkeit die unterdrückende Wirkung der Gerichtsbehörde nicht mildern. An Freundlichkeit innerhalb des Gerichts vermag selbst sie nicht zu glauben.

Da der Auskunftgeber das Gericht nach außen vertritt, ist er der einzige, wie die Beamtin mitteilt, der vornehme Kleidung trägt. Dieser Umstand ist als Ausnahme nur erneute Bestätigung der bei allen anderen Beamten herrschenden spartanischen Ergebung in die Arbeit, die sich auch in deren Gleichgültigkeit gegenüber ihrem äußeren Erscheinungsbild zeigt.

Josef K. geht es physisch und psychisch immer schlechter, seine Wahrnehmung ist herabgesetzt. Er hat keine Möglichkeit der Urteilsbildung. Wie ein Kind auf Erwachsene ist er auf den Auskunftgeber und das Mädchen angewiesen, die ihn zum Ausgang bringen:

„(...) er war wie seekrank. Er glaubte auf einem Schiff zu sein, das sich in schwerem Seegang befand. Es war ihm als stürze das Wasser gegen die Holzwände, als komme aus der Tiefe des Ganges ein Brausen her, wie von überschlagendem Wasser, als schaukle der Gang in der Quere und als würden die wartenden Parteien zu beiden Seiten gesenkt und gehoben. (...), er hörte nur den

Lärm der alles erfüllte und durch den hindurch ein unveränderlicher hoher Ton wie von einer Sirene zu klingen schien.“ (P 105 f.)

Kafka spielt auf den 12. Gesang in der Odyssee an. Die Sirenen gehören wie die Erinnyen und die Furien zu den vor-patriarchalischen chthonischen Gottheiten. Sie sind Totengeister, die Blut als Totenopfer brauchen. Homer zeigt sie aufgrund ihres Gesangs als von den Musen abstammend. Odysseus, der Listenreiche, ist der einzige, der je ihren Gesang hörte und überlebte. Odysseus und Josef K. werden zueinander in Beziehung gesetzt, beider Leben ist in Gefahr. Im Gegensatz zu Odysseus hat Josef K. keine Vorkehrungen gegen die Bedrohung getroffen. Er verliert die Orientierung, und sein klares Denken ist beeinträchtigt. Im Bild der Sirene gestaltet Kafka zusammen mit der tödlichen Bedrohung auch die Verlockung, dem selbstzerstörerischen Prozeß des sich Verlierens nachzugeben.

Als die Ausgangstür sich öffnet, geht es ihm besser, doch scheinen seine Begleiter durch die frische Luft in Bedrängnis zu geraten: Sie taumeln. Daraus zieht K. nicht den naheliegenden Schluß, daß die Beamten außerhalb des Gerichts so hilflos sind wie er innerhalb. Er überdenkt seine Situation und belügt sich wieder einmal selbst:

„Wollte etwa sein Körper revolutionieren und ihm einen neuen Proceß bereiten, da er den alten so mühelos ertrug?“ (P 107)

Josef K. bemerkt, daß eine Verlagerung seiner Ängste vom Denken und Fühlen zu Körpersensationen hin stattfindet. Doch deutet er sich seine negativen Leibesempfindungen selbstgefällig als Indiz für seine Prozeß-Bewältigung. Er sieht nicht, daß ihn das Gericht auf geistigen und sinnlichen Ebenen angreifen wird.<sup>27</sup>

In der Prügler-Szene spitzen sich die bisherigen erschreckenden Erfahrungen, auch Körpererfahrungen, mit dem Gericht, deren Bewältigung Josef K. nur durch Verleugnung erträgt, zu. Die Dichte der Darstellung in diesem Teil basiert auf der Angleichung und Durchdringung von archaisch-grausamer Gewalt und bürokratischer Ordnungsmacht. Die Gewalt, wie sie Kafka zeigt, ist keine Gewalt, die auf individuellen oder politischen Konflikten beruht. Sie leitet sich als strukturelle Gewalt aus dem hierarchischen Aufbau des Gerichts ab. Kafka zeigt an Tätern und Opfern deren Unterjochung und Einordnung, da sie die Herrschaftslogik des Gerichts annehmen.

---

<sup>27</sup> Klaus Jeziorkowski meint zu dieser Stelle: „(...) daß der Prozeß nur zu einem Teil ein juristischer ist, zu einem anderen wichtigen Teil aber eben auch ein Körper-Prozeß, der die physische Welt einbezieht und notwendig die Teile der Körper-Schriftzeichen in diesem Text produziert. Der gerichtliche Prozeß verkörpert sich.“ (Klaus Jeziorkowski: „Bei dieser Sinnlosigkeit des Ganzen“. Zu Franz Kafkas Roman „Der Proceß“. In: Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. Hrsg.: Heinz Ludwig Arnold. München, 1994. S. 203.)

Josef K. wird, von Neugier getrieben, Zeuge einer Strafexekution, deren Anlaß seine Beschwerde über die Wächter beim ersten Gerichtstermin war. In der Darstellung der Verhaftungsszene vermischt Kafka die Handlung der äußeren Welt des Gerichts, welche gegen Josef K. gerichtet ist, mit einer inneren, K. unbewußten Strebung, die darauf antwortet. Ein Teil seines Denkens und Empfindens ist auf das Gericht eingestimmt, ohne daß er sich darüber Rechenschaft geben kann.

Der Strafvollzug an Franz und Willem findet in einer Kammer der Bank statt. Das Gericht dringt in Josef K.s Berufsleben ein, in dem er sich doch so sicher wähnte. Dies erzeugt Panik. Josef K. wahrt aber von Anfang an Distanz zu der Szene, die sich ihm bietet, aus Furcht, von anderen Bankangestellten als Protagonist dieser Exekution entdeckt zu werden. Seine Feigheit setzt dem Versuch, Franz und Willem von dem Prügler zu befreien von vornherein Grenzen. Der Prügler ist einer angebotenen Bestechung gegenüber nicht abgeneigt, fürchtet aber negative Konsequenzen des Gerichts:

„Ich bin zum Prügeln angestellt, also prügle ich.“ (P 112)

Auch für ihn ist das Gericht eine mystisch erhöhte Kontrollinstanz, die niemals zu umgehen ist. Er erfüllt seine Funktion ohne sadistische Freude. Stolz ist er auf seinen Körper, dessen Kraft ihm für das Prügeln besonders geeignet zu sein scheint. Die Delinquenten Franz und Willem zeigen Furcht und Scham. Kafka zeigt an ihnen die Deformation der Beherrschten durch die Herrschaft. Unreflektiert und stumpf gegenüber der grausamen Strafe, die sie gerade erleiden müssen, geben sie an, daß, hätte Josef K. nicht ihr korruptes Verhalten bei Gericht erwähnt, auch sie bald zu Prüglern aufgestiegen wären (siehe P 111).<sup>28</sup>

Sogar als Opfer sind sie nicht mehr fähig, sich in diejenigen, die auch sie dann zu quälen hätten, hineinzusetzen. Sie zeigen kein Mitleid und keine Empathie. Ein gemeinsamer Erfahrungshorizont, der Menschen Situationen beurteilen läßt, erweist sich als zerbrochen. Dieses eindimensionale Denken ist Ausdruck von Herrschaft in ihnen. An ihrer Widerstandslosigkeit, mit der sie die Strafe und damit das Strafsystem hinnehmen, zeigt Kafka den grauenerregenden Ewigkeitscharakter, den Herrschaft in den Beherrschten angenommen hat. Die Unterdrückten selbst akzeptieren ohne Hoffnung auf Veränderung oder Rettung die Unterdrückung, die sie knechtet.

Der Schrei von Franz, als die ersten Rutenschläge auf ihn niederprasseln, „schien nicht von einem Menschen, sondern von einem gemarterten Instrument zu stammen (...)“ (P 113). Kafka treibt hier die Darstellung der Verdinglichung des Bewußtseins von

---

<sup>28</sup> Der Prügler bezweifelt das, denn er findet Willem zu „fett“ (P 76), um Prügler zu werden. Sein Berufsethos rebelliert gegen dicke Prügler.

Josef K. auf die Spitze: Der Schmerz des Lebendigen wird erst im Vergleich mit einem leblosen Ding nachvollziehbar. Nach diesem Schrei fürchtet Josef K. um so mehr die Entdeckung durch andere. Er kaschiert seine Unfähigkeit zu helfen, indem er Franz die Verantwortung zuschiebt:

„(...) gewiß es mußte sehr wehgetan haben, aber in einem entscheidenden Augenblick muß man sich beherrschen (...).“ (P 114)

Unvermittelt ragt dieser Satz als ein Ausdruck repressiver Erziehungsmoral und früh eingeübter Triebunterdrückung aus seinen Selbstrechtfertigungsversuchen auf. Hier läßt Kafka den Leser Einblick gewinnen in die Entstehung von Herrschaft und Ohnmacht: Indem Wut und Schmerz im Individuum niedergehalten werden, entsteht Abstumpfung gegen eigenes und fremdes Leid, und so erhöht sich die Bereitschaft, den Druck von außen zu ertragen.

Auch am nächsten Tag kann sich Josef K. dem Eindruck der Prügel-Szene nicht entziehen. Ein Zwang läßt ihn am Abend wiederum die Tür zur Kammer öffnen. Er sieht dasselbe wie am Tag zuvor:

„Sofort warf K. die Tür zu und schlug mit den Fäusten gegen sie, als sei sie dann fester verschlossen.“ (P 117)<sup>29</sup>

Ohnmächtig flüchtend versucht Josef K., diese quälende und schmerzvolle Wirklichkeit aus seiner Wahrnehmung zu verbannen. Die Täter-Opfer-Konstellation der Prügel-Szene hat seine Position verdeutlicht, aufgrund sozialer Angst vor dem Absinken in der Bankhierarchie konnte Josef K. keine eindeutige Stellung gegen die Verfahrensweise des Gerichts einnehmen. Da er aus Angst nicht versucht hat zu helfen, hat er auch keine intellektuellen Möglichkeiten, das Geschehen zu verarbeiten. Daher wird er psychisch von den Ereignissen niedergedrückt, „müde und gedankenlos“ (P 117) geht er nach Hause. Seine Unfähigkeit zu helfen, erzeugt einen subtilen Selbsthaß, den er kaum wahrnimmt.

Seit der Verhaftung bis zum Besuch des Onkels ist ein Vierteljahr vergangen. Kafka erzählt diese Zeitspanne auf der Hälfte der Erzählzeit des gesamten Romans. Die verbleibenden dreiviertel Jahre nehmen mit großen zeitlichen Abständen die andere Hälfte der Erzählzeit ein.

---

<sup>29</sup> Theodor W. Adorno deutet nicht die die Folter der Konzentrationslager antizipierende Prügelsszene, sondern Josef K.s ohnmächtigen Wunsch, diesen Anblick zu vergessen. „Das ist die Gebärde von Kafkas eigenem Werk, das wie manchmal schon Poes, von den äußersten Gesichtern sich abwendet, als könnte kein Auge den Anblick überleben.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 264.)

Josef K. nennt den Onkel das „Gespenst vom Lande“ (P 119). Unter diesem Aspekt erhält der Onkel einerseits den Charakter der Heimsuchung, da er Josef K. mit seiner Vergangenheit konfrontiert, die dieser lieber hinter sich ließe. Andererseits rechtfertigt sich dieser Ausdruck aufgrund des auffälligen, cholerischen Temperaments des Onkels, welches so gar nicht in die glatte Geschäftswelt der Bank einfügbar ist. Er erscheint als ein Relikt vergangener Zeiten. Josef K.s hervorragende Stellung in der Bank wird vom Onkel anerkannt. „Du warst bisher unsere Ehre, Du darfst nicht unsere Schande werden.“ (P 122).

Das hindert ihn jedoch nicht daran, unter Mißachtung der Arbeit seines Neffen, sich auf dessen Schreibtisch zu setzen, und, um es bequemer zu haben, sich herumliegende Geschäftspapiere unter den Hintern zu klemmen.

Kafka benutzt den kritischen, peinlich-berührten Blick Josef K.s auf den Onkel als ironisierendes Stilmittel, um anhand dieser beiden Figuren kontrapunktisch die wirtschaftlich-politische Entwicklung und Differenz zwischen der Zeit, bevor sich der Onkel aus dem Geschäftsleben aufs Land zurückzog (siehe P 127) zu jener darzustellen, in der Josef K. seine Karriere betreibt. Dadurch gewinnt die Erzählzeit des einen Jahres des Prozeß an zeitlicher Tiefe, ohne daß Kafka einen Zeitabschnitt der Vergangenheit erzählt: Der Onkel wird zum Träger von Vergangenheit, der sich Josef K. stellen muß und zu deren scheinbarer Sicherheit es kein Zurück gibt. Der Onkel gehört in die Zeit des Liberalismus. Die moderne Geschäftswelt der Bank mit ihrer im Vergleich zu früher gesteigerten Glätte und Kälte ist ihm fremd.

Nach Alter, Temperament und in seiner Eigenschaft als Vormund Josef K.s gehört der Onkel zu den Vaterfiguren aus „Urteil“ und „Verwandlung“. Durch die distanziertere Onkel-Neffe-Beziehung scheint es, als stelle der Onkel gegenüber Josef K. nicht die tödliche Bedrohung dar, wie sie Kafka in den Vater-Sohn-Konstellationen der früheren Werke figurierte. Der „Lebens-, Geschäfts-, Eroberungswille“ (NSuF II 146) Hermann Kafkas zeichnet aber den Onkel ebenso aus wie die Vaterfiguren der frühen Werke. Diese Eigenschaften erscheinen beim Onkel ironisch gebrochen.<sup>30</sup>

---

<sup>30</sup> Kafkas Vater Hermann hat es vom Hausieren auf dem böhmischen Land zum Großhandel in Galanteriewaren in der Hauptstadt Prag gebracht. Dieser ökonomische und gesellschaftliche Aufstieg war keine Einzelercheinung: Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften des Onkels, im Roman anachronistisch-skurril dargestellt, können auf diesen Typus des jüdischen Mittelstandes, wie Kafka ihn im Vater exemplarisch vorgestellt sah, bezogen werden. Der Onkel ist „immer in Eile“ (P 118), in der linken Hand den „eingedrückten Panamahut“ (P 118) – dies als ein Symbol des europäischen Imperialismus in Südamerika und des großen Börsenschwindels (Panama-Skandal) in den achtziger Jahren. Er will „kein gelegentlich sich darbietendes Gespräch oder Geschäft oder Vergnügen“ (P 118) versäumen, wenn er in der Stadt weilt. – Christoph Stölzl spricht von einem „nach 1848 explosiv sich entfaltenden jüdischen Wirtschaftswunder“. (Christoph Stölzl: Kafkas böses Böhmen. Zur Sozialgeschichte eines Prager Juden. edition text + kritik. München, 1975. S. 22.) – In dieser Zeit des Aufstiegs bis zur Zeit der großen Finanzskandale könnte der Onkel tätig gewesen sein.

Das Detail, daß der Onkel Grundbesitzer auf dem Land ist, widerspricht der These vom Onkel als einem typischen Vertreter des jüdischen Mittelstandes. Das jüdische Bürgertum lebte vorzugsweise in den Hauptstädten Wien oder Prag. Auf dem böhmischen Land waren die physische und ökonomische Sicherheit nicht garantiert. Immer wieder – und ab den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts verstärkt – erschütterten antisemitische Ausschreitungen das Leben der kleinen jüdischen Händler und Handwerker auf dem Land. Der wirtschaftliche Aufschwung und die Industrialisierung besonders Nordböhmens verschärften die Klassengegensätze und die ethnischen Konflikte zwischen Deutschen und Tschechen. Die Wirtschaftskrise, die mit dem Wiener Börsenkrach 1873 begann und bis in die neunziger Jahre andauerte, ließ den Liberalismus zerbrechen. In seiner Folge wurde auch das deutsche Bürgertum Österreichs antisemitisch. Die Juden als Minorität, die in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts nur 1,8 % der Gesamtbevölkerung ausmachten, standen zwischen Tschechen und Deutschen. Sie wurden von allen Parteien, auch von der kommunistischen, wechselweise als Sündenböcke und als Bündnispartner herangezogen.<sup>31</sup> Die jüdische Minderheit wurde auch für die Unterdrückung der Arbeiter verantwortlich gemacht, sie wurden als Prototypen kapitalistischer Ausbeuter gebrandmarkt. Es war jedoch jedem deutlich, der nachdachte, daß sie aufgrund der früheren restriktiven Berufsgesetzgebung nur in den Handel ausweichen konnten und daher durch ihre Beziehungen mehr Wissen und Verbindungen besaßen, um die sie wiederum beneidet wurden.

Erna, die Tochter des Onkels, besucht ein Gymnasium. Dies ist ein Ausdruck der liberalen Gesinnung und der Wertschätzung des Onkels seiner Tochter gegenüber.

Der Onkel zeigt die gleiche Verbundenheit zum Militär wie Kafkas Vater, beim Begrüßen salutiert der Onkel (siehe P 124). Kafkas Vater war besonders stolz, wenn sein Sohn nach seinen Anweisungen fehlerfrei „salutierte und marschierte“ (NSuF II 150). Diese Vorliebe für das Militär findet ihren Grund in der unbedingten Treue der böhmischen Juden zu Kaiser Franz-Josef, dem sie die Emanzipation verdankten und in dessen Person sie daher den Garanten ihrer gesellschaftlichen und ökonomischen Sicherheit sahen. 1914 – zur Zeit der Niederschrift des Romans – ist diese Epoche endgültig untergegangen. Die liberalen Werte und Beziehungen, die für den Onkel Gültigkeit und Orientierung bedeuteten, haben für die kapitalistisch-imperialistische

---

<sup>31</sup> Christoph Stölzl beschreibt die Zeit nach dem Untergang des liberalen Österreich: „Mit dem Eingang der achtziger Jahre, in denen auch Franz Kafkas Leben beginnt, ist in Österreich das Tor aufgetan für das große ideologische und politische Nebelfeld; es beginnt eine Epoche der Angst und Unsicherheit. Schließung der lokalen Märkte, Aufhebung der freien Konkurrenz, Zementierung, der durch die große Krise ins Rutschen gekommenen Gesellschaftsschichtung, sozialrevolutionäre Tendenzen: das sind die Triebkräfte, die das Geschehen auf dem ideologischen und politischen Markt Österreichs antreiben.“ (Ebenda, S. 43.)

Epoche keine Wirksamkeit mehr. Die Nervosität und gesellschaftliche Ungelenkheit des Onkels, die sich besonders beim Besuch bei dem Advokaten unvorteilhaft bemerkbar machen, lassen aber auch diese Figur in ihrer Unsicherheit erscheinen.

Josef K. ist bemüht, den aufgebracht, Aufklärung verlangenden Onkel aus der Bank zu entfernen, um über den Prozeß kein Aufsehen zu erregen. Dabei realisiert er nicht, daß dort der Prozeß schon längst kein Geheimnis mehr ist. Ein Bankdiener hat der Tochter des Onkels von dem Prozeß des Herrn Prokuristen erzählt. Der Onkel weiß davon durch seine Tochter. Als sich Josef K. noch siegesgewiß dem Gericht gegenüber wähnte, wahrte er der Tatsache gegenüber, daß er einen Prozeß hat, noch keine Diskretion:

„(...) er selbst hatte unvorsichtiger Weise mit einer gewissen unerklärlichen Genugtuung vor Bekannten den Prozeß erwähnt, andere hatten auf unbekannte Weise davon erfahren, (...).“ (P 167)

Die sich verstärkende Verunsicherung bewirkt, daß er den Prozeß geheim halten möchte.

Der cholerische Onkel reagiert, als Josef K. ihm erklärt, daß es sich nicht um einen normalen Strafprozeß handelt, ungewöhnlicherweise mit Schweigen. Dann sagt er:

„Solche Dinge kommen doch nicht plötzlich, sie bereiten sich seit langem vor, (...).“ (P 125)

Damit zeigt er erstens, daß er das Gericht als Institution kennt. Zweitens rekurriert er auf eine Ebene der Verfehlung, deren Verantwortung bei Josef K. liegt. Da der Onkel sofort die als nächstes zu tätigen Schritte zu erörtern beginnt, verhindert dieses Vorgehen bei Josef K. die Frage nach dem Wesen dieser Prozesse. Statt dessen wählt er nun die Möglichkeit der Abwehr und Bagatellisierung:

„Ich dachte, (...), daß Du dem Ganzen noch weniger Bedeutung beimessen würdest als ich und jetzt nimmst Du es selbst so schwer.“ (P 126)

Dies ist der gleiche unwirksame Trost, mit dem ihn die Wirtin am Verhaftungsmorgen abpeiste: „(...), aber vor allem dürfen Sie es nicht zu schwer nehmen.“ (P 33)

Den Onkel erregt die zur Schau getragene Gleichmütigkeit:

„Willst Du denn den Proceß verlieren? Weißt Du was das bedeutet? Das bedeutet, daß Du einfach gestrichen wirst. Und daß die ganze Verwandtschaft mitgerissen oder wenigstens bis auf den Boden gedemütigt wird.“ (P 126)

Dann:

„Wenn man Dich ansieht möchte man fast dem Sprichwort glauben: ‚Einen solchen Proceß haben, heißt ihn schon verloren haben.‘“ (P 126)



Mit der vernünftigen Ermahnung, doch Aufregung zu vermeiden, den angebotenen Landaufenthalt ablehnend und mit der Zusicherung, sich dem Prozeß und den damit verbundenen Aufgaben zu widmen, gelingt es Josef K., den Onkel zu beruhigen und ebenso einer inhaltlichen Stellungnahme aus dem Weg zu gehen.

Gleich den Vaterfiguren des Frühwerks spricht der Onkel die Todesdrohung aus. Dies geschieht zwar im Ton der Mahnung, sich auf zweckmäßige Methoden zu besinnen, um die tödliche Bedrohung des Prozesses abzuwenden. Dennoch ist er Träger der Vorstellung, die bis zu seinem Besuch noch nicht ausgesprochen wurde, daß der Prozeß tödlich für Josef K. enden könnte. Seine Äußerungen knüpfen an K.s Selbstmordgedanken am Morgen der Verhaftung an.

Kafka hat bis zu dieser Äußerung eine Stimmung geschaffen, die man mit dem Anziehen einer Schlinge um Josef K.s Hals beschreiben kann. Diese unbestimmte Atmosphäre der Drohung wird durch die Äußerung des Onkels zur Gewißheit.

Die Beziehung zwischen dem Onkel und Josef K. verhält sich umgekehrt zu den Vater-Sohn-Beziehungen aus „Verwandlung“ und „Urteil“: In den Erzählungen des Frühwerks sterben die Söhne, weil sie gegen die Macht der Väter rebellierten – sie gehen zugrunde für die Macht der Väter. Josef K. aber darf nicht sterben, um die Familie nicht dem Untergang preiszugeben. Der psychische und soziale Druck, der auf der Generation der Söhne lastet, ist aber in beiden Fällen der Darstellung der gleiche: An den Söhnen hängt die Existenz der anderen. Um seinen Sohn zum Tod zu verurteilen, „aufersteht“ der bis dahin sieche Vater Georg Bendemanns. Durch den Tod Gregor Samsas wird aus der ins Proletarische herabgesunkenen Familie eine kleinbürgerlich-heile Familie. An dem emotionalen und physischen Sieg über die Söhne kompensieren die Väter ihre gesellschaftliche und körperliche Deklassiertheit.

Im „Proceß“ hat Kafka den Autoritätskonflikt von der Vater-Sohn-Ebene auf eine gesellschaftliche Ebene des Konflikts gehoben. Die Bedrohung geht von einer Institution aus. Sie besitzt aber als Institution archaische Machtanteile wie die persönlichen Vaterfiguren im Frühwerk. Der Onkel ist gekommen, um die Deklassierung der Familie zu verhindern. Er beruft sich Josef K. gegenüber auf seine Funktion als dessen Vormund:

„Du weißt daß ich für Dich alles tue, ich bin ja gewissermaßen noch Dein Vormund und war bis heute stolz darauf.“ (P 125)

Er bleibt Autoritätsperson wie die Väter, der sich Josef K. voller Ablehnung zwar, dennoch unterwirft. Im Gegensatz zu den Vätern des Frühwerks hat der Onkel die völlige Macht über Leben oder Tod eingebüßt. Der Behörde gegenüber ist er ebenso ohnmächtig wie Josef K. selbst. Seine persönlichen Beziehungen werden sich als wertlos zur Durchsetzung gegen das Gericht erweisen.

Die Vernichtungswünsche der Väter gegen die Söhne in den ersten Erzählungen sind im „Proceß“ als Selbstvernichtungswünsche und als unbestimmte Autoritätsangst in die Hauptfigur hineinkomponiert. Das Gericht als Außen-Instanz entfacht in Josef K. den Wunsch nach Unterwerfung und Selbstaufgabe. Dies äußert sich in seinem Mangel an Widerstand. Josef K. akzeptiert das Gericht unbewußt, obwohl er die Organisation bewußt bezweifelt.

Kafka zeigt den Entfremdungsgrad gerade darin, daß sich Josef K. seiner Unschuld selbst nicht gewiß ist, unbewußt erwartet er den Schlag der Autorität. Dadurch ist er von Beginn an dem Gericht ausgeliefert. Im Individuum selbst liegen Vernichtungsimpulse gegen das eigene Ich. Die Autorität von außen trifft im Ich auf Instanzen, die sich der Herrschaft entgegenkommend unterwerfen wollen. Die Wünsche der Unterwerfung erscheinen ab dem Morgen der Verhaftung als das Gegebene. In ihnen erscheint die Leere des Lebens von Josef K.: Eine Leere, die er weder durch seine Aufstiegswünsche noch persönlich zu füllen vermochte. Der Prozeß verleiht seinem Sein eine selbstzerstörerische Richtung, deren Dynamik er sich nicht entziehen kann.

Den Prozeß der Introjektion von Herrschaft in das Ich stellt Kafka nicht dar. Doch sieht man die Entwicklung von den Frühwerken zum „Proceß“, dann wird deutlich, daß die Familie die Schlüsselposition innehat, in das Kind Autoritätsabhängigkeit und Unterwerfungswünsche einzupflanzen, die beim Erwachsenen fortbestehen. Das Ich wird auf jede erdenkliche Form von Autorität vorbereitet. Die inhaltliche Bestimmung der Autorität verliert dabei ihre Bedeutung.<sup>32</sup>

Die Macht der Väter über die Söhne, wie Kafka sie im Frühwerk darstellt, spiegelt eine urzeitliche Gewalt des Stärksten gegen die von ihm Abhängigen wider. Diese Vaterherrschaft schafft ein mythisch-patriarchalisches Bezugsfeld in Kafkas Darstellung der materiellen und sozialen Situation der bürgerlichen Gesellschaft. Deklassierung und

---

<sup>32</sup> Auch Ulf Abraham trennt das Gesetz des Gerichts von den Gesetzen der bürgerlichen Welt, vor dem Josef K. anerkanntermaßen unschuldig sei. Ulf Abraham erkennt im ersten Relikte des archaischen Gesetzes, vor dem zwar jeder allein steht, das aber nur den Erwählten, nicht einem armen Mann vom Lande zugänglich ist. Dieses archaische Gesetz, vor dem man nur in Schuld versagen kann – auch es nicht zu kennen, bedeutet Schuld – erscheint in phylogenetischer und in ontogenetischer Gestalt und bedroht den Delinquenten: „Die Macht solcher Drohungen ist nicht abzuschütteln, weil sie sich auf jenes ‚geheime Gesetz‘ stützen kann, das die Bedrohten in sich selbst tragen; es ist die Macht des Schuldgefühls und der Scham. Dieses Gesetz ist archaisch sowohl im phylogenetischen (historischen) als auch im ontogenetischen (psychologischen) Sinn, ist das Herrschaftsprinzip der Theokratie sowohl wie das Kindheitstrauma des Opfers autoritärer Erziehung. Es ist stärker als alles Recht aller mündigen Bürger, denn es war (wie der Vater) vorher da und bleibt gültig aller (wiederum phylo- und ontogenetischen) *Aufklärung* zum Trotz. *Es ist wie das Pfeifen nachts im dunklen Keller, das jene bösen Geister abhalten soll, an die man eigentlich schon lange nicht mehr glaubt.* Aufgeklärtes Rechtsdenken und archaische Strafangst existieren nebeneinander: Recht – Macht, Öffentlichkeit – Geheimhaltung, ‚Gesetze‘ –, das Gesetz, Urteilsfindung durch Fragen – Schuldzuschreibung im Verhör, Gericht – Ab- / Hinrichtung, Gerechtigkeit – Disziplin.“ (Ulf Abraham: *Der verhörte Held. Verhöre, Urteile und die Rede von Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas.* München, 1985. S. 141.)

Entfremdung bewirken die Wiederbelebung alter Herrschaftsbilder. Im „Proceß“ lehnt sich das Gericht durch dessen rational nicht verstehbares Gesetz an diese alten und tief verankerten Herrschaftsbilder an. Gerade die Irrationalität und Zweideutigkeit des Gerichts bedingen und steigern die Wehrlosigkeit und Isolation der Angeklagten.

Der Onkel erfüllt eine zweifache Funktion: Er bindet Josef K. einerseits an die Familie und die ödipale Bedrohung zurück, andererseits öffnet sich durch seine Vermittlung der Kreis der „Auskunftserteiler“.<sup>33</sup>

### **2.3. Die Beziehung Josef K. / Dr. Huld**

In der Beziehung zwischen Josef K. und Dr. Huld zeigt Kafka die Ohnmacht der Angeklagten und ihrer Vertreter gegenüber dem Gericht. Es existieren keine staatlichen Institutionen, die das Gericht kontrollieren können. Der Anwalt ist aufgrund der Nähe seiner Tätigkeit zum Gericht an die mystische Größe und Macht des Gerichts verloren. Die Hilfe, die Huld den Angeklagten anbieten kann, liegt in einer bestimmten Taktik dem Gericht gegenüber: Diese Taktik ist dem Gericht bekannt, sie wird als „Verschleppung“ bezeichnet.<sup>34</sup>

Die institutionelle Unangreifbarkeit des Gerichts und die Bekanntheit der Taktik der Anwälte spiegeln die hoffnungslose Rechtslage der Angeklagten. Im ganzen erscheint die Arbeit des Anwalts als weitere Zermürbung des Angeklagten, ohne daß das Gericht dabei als Institution in Erscheinung tritt.

Mit Huld diskutiert Josef K. nicht die Frage der Schuld oder Unschuld, denn für den Advokaten spielt dieses Problem keine Rolle. Josef K. hingegen strebt gerade diesen Austausch an. Der Anwalt möchte den Angeklagten von der bürokratischen Maschinerie des Gerichts fernhalten. Da er die Gerichtsorganisation nicht in ihrer Funktion erkennt, die darin besteht, die anderen gesellschaftlichen Institutionen zu unterhöhlen, indem unkontrollierbar Opfer geschaffen werden, kann er intellektuell auch keine der gerichtlichen Maßnahmen in Zweifel ziehen. Er will die Angeklagten verteidigen, ohne von ihrer Unschuld gegenüber dem Gericht überzeugt sein zu können. Vielmehr existiert die Kategorie der Unschuld durch seine Tätigkeit beim Gericht in seinem Bewußtsein gar nicht mehr. So wird seine Tätigkeit unfreiwillig Teil des bürokratischen Apparats. Die Schuldfrage erscheint erst wieder in der Auseinandersetzung K.s mit Titorelli.

---

<sup>33</sup> Dies ist ein Begriff für die vermittelnden Figuren, Dr. Huld, Titorelli und Gefängniskaplan, die Josef K. weiter und noch stärker psychisch und intellektuell an das Gericht binden. (Siehe: Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt, 1978. S. 316.)

<sup>34</sup> So nennt ein Richter den Prozeß von Block (P 167). Titorelli bietet Josef K. diese Taktik als wirksamste Verteidigungsform gegen das Gericht an.

Aufgrund seiner realen Machtlosigkeit versucht der Anwalt aus Lücken oder vorgeblichen Lücken im Organisationskomplex des Gerichts, Vorteile für sich und seine Klienten zu ziehen.

Der größte Vorteil liegt seiner Meinung nach in den Beziehungen zu den niederen Beamten. Allein darin liegt schon Ironie, da Huld gewissermaßen zugibt, an höhere Beamte gar nicht heranzukommen. Ansonsten verfolgt er den Plan, eine „Eingabe“ (P 151) anzufertigen.

K. begreift eine Eingabe als Darstellung seines gesamten Lebens.

Er will „(...) das ganze Leben in den kleinsten Handlungen und Ereignissen in die Erinnerung zurückgebracht, dargestellt und von allen Seiten überprüft“ (P 170) zeigen. Das Eingabe-Vorhaben stellt sich ihm als existentielle Sisyphus-Arbeit dar. Josef K. will alle seine Handlungen nach ihren Motiven und den Beweggründen für diese Motive untersuchen. Seine winzige Hoffnung wird spürbar, daß das Gericht ihn verstehen und freilassen könnte. Aber er würde über dem Versuch, das Leben darzustellen, sein bisheriges Leben verlieren. Er weiß das.

Allein durch die Idee, eine solche Rechtfertigung zu schreiben, begibt er sich auf eine Ebene moralischer Sensibilität und Fragwürdigkeit. Das ganze Leben muß darin enthalten sein, glaubt Josef K., da das Gericht an jedem beliebigen Zeitpunkt als dem Beginn einer wie auch immer gearteten Verfehlung ansetzen kann. K. empfindet die Eingabe als eine ‚traurige Arbeit‘ (siehe P 170).

Zum ersten Mal erscheint Josef K.s Leben ihm selbst und dem Leser als ein zu betrauerndes.

Von dem Anwalt erwartet er keine wirkliche Hilfe, da wirkliche Hilfe in einem Freispruch bestünde. Durch Kaufmann Blocks „hündische“ Existenz, mit der er im Hause des Anwalts konfrontiert ist, erkennt K. die Unzulänglichkeit juristischer Hilfe innerhalb des Gerichts.

„Das war kein Klient mehr, das war der Hund des Advokaten.“ (P 265)

Josef K.s Mut und Konsequenz gegenüber Dr. Huld liegt darin, daß er auf seiner Unabhängigkeit und einem Freispruch als Prozeßende besteht.

Hulds Karriere als Anwalt begann sowohl mit der Arbeit an den normalen Institutionen als auch an dem K. anklagenden Gericht, bis er sich entschied, die Kanzlei alleine, ohne Mitarbeiter, weiterzuführen und sein Wissen und seine Erfahrung den Angeklagten der „Gerichts“-Prozesse zur Verfügung zu stellen. Huld gehört zu den anerkannten Anwälten, ihm zufolge gibt es noch „ein oder zwei Advokaten“ (P 155), die wie er über wichtige Verbindungen zum Gericht verfügen. Laut Kaufmann Block stehen über dem Advokat die „großen Advokaten“ (P 242), diese sind aber von den Angeklagten nicht zu

erreichen. Die großen Anwälte sind nach dem gleichen Muster gebildet wie die hohen Richter des Gerichts, die ebenso, ohne erreichbar und somit verifizierbar zu sein, als höchste und letzte Instanzen die Garanten für den Gültigkeitsanspruch des Gerichts darstellen.<sup>35</sup>

Ebenso wie die Idee der obersten Richter spiegelt die Idee der Existenz der unerreichbaren Advokaten den Wunsch der Angeklagten nach Gerechtigkeit und Freiheit wider. Kafka zeigt hier den unerschütterlichen Glauben an die Autorität. Die oberen Herrschaftsebenen scheinen von der Korruption und Unterdrückung der unteren Ebenen nichts zu wissen, und daher erscheinen sie den Angeklagten als Garanten der Gerechtigkeit des Systems. Daß die Unterdrückung durch alle Schichten der Bürokratie geht und von oben gerechtfertigt und beabsichtigt sein könnte, kommt ihnen aus Angst und Autoritätsgläubigkeit nicht in den Sinn.

Unterhalb Huld's in der Hierarchie-Ebene der Verteidigung arbeiten die Winkeladvokaten, deren Tätigkeit von Huld zutiefst verachtet wird. Kaufmann Block beschäftigt dennoch heimlich fünf Winkeladvokaten, um praktisch jede Möglichkeit zu nutzen und um sich psychisch vor der Erkenntnis der vollständigen Ohnmacht gegenüber dem Gericht durch fieberhaftes Agieren zu schützen.

Auch in der Frage der Verteidigung vollzieht das Gericht einen Bruch mit der tradierten Rechtsprechung. Die Verteidigung der Angeklagten ist Fiktion.

Die Arbeit des Anwalts wird zu einer Farce. Die Anklage bleibt nicht nur gegenüber dem Angeklagten geheim, auch der Anwalt kennt den Grund der Klage nicht. Daher verfügt die Verteidigung über keine Strategie der Hilfe. Dr. Huld arbeitet als erstes an einer Eingabe, in die er sein ganzes Können und seinen Ehrgeiz als Anwalt legt:

„Leider sei aber auch dies meistens nicht richtig, die erste Eingabe werde gewöhnlich verlegt oder gehe gänzlich verloren und selbst wenn sie bis zum Ende erhalten bleibt, werde sie, wie der Anwalt allerdings nur gerüchtweise erfahren hat, kaum gelesen.“ (P 151)

---

<sup>35</sup> Kaufmann Block erzählt Josef K. von den großen Advokaten. Seine Erzählung trägt den Ton wehmütiger Sehnsucht: „Es gibt kaum einen Angeklagten, der nicht, nachdem er von ihnen erfahren hat, eine Zeitlang von ihnen träumen würde. Lassen Sie sich lieber nicht dazu verführen!“ (P 153). Dann, als Josef K. ihn fragt, ob er lange an diese ferne Möglichkeit dachte: „Nicht lange“, sagte der Kaufmann und lächelte wieder, „vollständig vergessen kann man sie leider nicht, besonders die Nacht ist solchen Gedanken günstig!“ (P 154). Titorelli erzählt von der Existenz der hohen Richter: „Die untersten Richter nämlich, zu denen meine Bekannten gehören, haben nicht das Recht, endgültig freizusprechen, dieses Recht hat nur das oberste, für Sie, für mich und für uns alle ganz unerreichbare Gericht.“ (P 136). – Es ist entlastend, an die Existenz eines gerechten, obersten Richters zu glauben. Dadurch werden die negativen Vorkommnisse der unteren Ebenen vergessen.

Die Eingaben sind juristische Formstücke, ohne inhaltlichen Bezug zu dem Angeklagten.<sup>36</sup>

Das Recht auf Verteidigung ist in der Rechtssprechung des Gerichts nicht vorhanden. Das Gericht kann die Verteidigung nach Belieben verbieten oder erlauben. So stellt sich die Frage, warum denn das Gericht überhaupt einen Anwalt zuläßt, wenn der Sinn der Verteidigung der Angeklagten, der in der Findung der wahren Tatsachen beruht, ausgelöscht ist.

Ganz allgemein wahrt das Gericht so den Schein der Rechtmäßigkeit des Verfahrens. Es beruhigt die Angeklagten, den Anwalt zugelassen und bei der Arbeit zu wissen. Josef K. war erstaunt aber auch erleichtert, daß „man in einer solchen Sache auch einen Advokaten zuziehn könne.“ (P 128). Insbesondere auf der gesellschaftlichen Ebene erhöht das Gericht durch die Verteidigung seine Bekanntheit in der Bevölkerung. Es werden mehr Personen in die Prozesse hineingezogen, und es vervielfältigt sich die Mund-zu-Mund-Propaganda über das Gericht. Hier einige Beispiele:

Der Fabrikant weiß von Josef K.s Prozeß durch Titorelli (siehe P 181), der Anwalt Huld hat von Josef K.s Prozeß bei Gericht als einem ‚auffallenderen‘ (siehe P 135) gehört, dem Onkel sind diese Art Prozesse wahrscheinlich durch die Arbeit seines Freundes Huld bekannt. In denjenigen, die vom Gericht als existente Institution wissen, entsteht ein Klima, das zwischen Furcht und Eingeweihtheit schwankt. Der Fabrikant, der Josef K. die Adresse Titorellis gibt, „trat (...) nahe an ihn heran, klopfte mit dem Fingerknöchel leicht an seine Brust und sagte leise: ‚Sie haben einen Prozeß nicht wahr?‘“ (P 180). Aufgrund seines Wissens überschreitet er die Grenzen des bürgerlichen Taktes. Er geht eine verschwörerische Nähe zu Josef K. ein.

Titorelli glaubt, daß auch die kleinen Mädchen, mit denen er spielt, zur Sphäre des Gerichts gehören. In seinem Bewußtsein ist das gesamte Leben von dem Gericht durchdrungen. „Es gehört ja alles zum Gericht.“ (P 202) Die Angeklagten verfallen dem Aberglauben, aus der Lippenlinie des Angeklagten schließen sie auf das Prozeßende (siehe P 237). Der Onkel in seiner polternden Art spricht den Schrecken des Gerichts direkt an, Josef K. wird seiner Meinung nach „einfach gestrichen“ (P 126).

Aus der Mischung von Wahrheit und Illusion webt Kafka einen dichten Schleier der Unfaßbarkeit des Gerichts. Ästhetisch erzeugt dieser eine fieberhafte Suche und Unruhe, die die Tonlage des ganzen Romans bestimmt.

---

<sup>36</sup> Block klärt Josef K. darüber auf: „Übrigens hat es sich bei meinen Eingaben später gezeigt, daß sie ganz wertlos waren. (...). Sie sind zwar gelehrt, aber eigentlich inhaltslos. Vor allem sehr viel Latein, das ich nicht verstehe, dann seitenlange allgemeine Anrufungen des Gerichts, dann Schmeicheleien für einzelne bestimmte Beamte, (...), (...), dann Selbstlob des Advokaten, wobei er sich auf geradezu hündische Weise vor dem Gericht demütigte, und endlich Untersuchungen von Rechtsfällen aus alter Zeit, (...).“ (P 240)

Aufgrund des Geheimnisvollen und Nicht-Erkennbaren der Gerichtssphäre wird die Bedrohung eines Prozesses zwar erlebt, erhält aber auch eine Art Sogcharakter, um dem Unfaßlichen näher zu kommen. Es entsteht eine gefährliche Akzeptanz der Bedrohung, da diese auf eine schicksalhafte Ebene verlegt worden ist. Durch die Organisationsform des Gerichts werden Opfer erzeugt. Politisch wird dem einzelnen der Boden für Erkenntnis und Veränderung der Verhältnisse entzogen. Die politische Auseinandersetzung der unterschiedlichen Positionen innerhalb der Gesellschaft wird erstickt.

Der Prozeß ist nicht öffentlich. Außerdem ist er weitgehend sowohl vor den Angeklagten als auch vor den Gerichtsbeamten geheim (siehe P 154 und 157 f.). Die Beamten führen persönlich niemals einen Prozeß zu Ende, sondern sie bearbeiten nur segmentierte Sachfragen. Ihnen geht es daher um spezielle Probleme, aber nicht um das Schicksal eines Menschen.

Dr. Huld ist ein Beispiel für die nicht erkannte Ohnmacht, die der Verkehr mit dem Gericht bewirkt: Er lebt in einem permanenten Widerspruch. Einerseits arbeitet er hart in seinem Beruf als Anwalt für die Verteidigung seiner Klienten, andererseits sieht er seine Hauptaufgabe im Anknüpfen von Beziehungen zu den Gerichtsbeamten.

„Das Wichtigste bleiben trotzdem die persönlichen Beziehungen des Advokaten, in ihnen liegt der Hauptwert der Verteidigung.“ (P 154)

Dieser Widerspruch, in den ihn seine Arbeit versetzt, ist intellektuell nicht lösbar. Der Anwalt glaubt an das Gericht. Er gibt durchaus die Korruption der unteren, ihm bekannten Ebenen, zu:

„Nun habe ja wohl K. schon seinen eigenen Erlebnissen entnommen, daß die allerunterste Organisation des Gerichts nicht ganz vollkommen ist, pflichtvergessene und bestechliche Angestellte aufweist, wodurch gewissermaßen die strenge Abschließung des Gerichts Lücken bekommt.“ (P 154)

Doch ist er weit entfernt davon, daraus Schlüsse auf die Gesamtorganisation zu ziehen. Auf den höheren Hierarchieebenen und als Ganzes behält das Gericht eine Legitimation, die in nichts anderem begründet ist als in der bloßen Existenz der Organisation. Huld erkennt das Gericht an, ohne im geringsten Zwecke und Ziele desselben zu durchschauen und ohne diesen Mangel seines Denkens zu bemerken. Er sieht im Gericht einen „Organismus“, der „ewig in Schwebe bleibt“ (P 160) und von Veränderung nicht betroffen ist, nur könnte dieser in einem solchen von außen kommenden Fall, „noch geschlossener, noch aufmerksamer, noch strenger, noch böser“ (P 160) werden. Diese Einschätzung Huld's spiegelt die Furcht vor dem Gericht, die keine Probe in der Wirklichkeit bestehen mußte. Sein Vergleich des Gerichts und mit einem „Organismus“ zeigt, daß Huld das Gericht als eine von Menschen zu bestimmten

Zielen geschaffene und auch veränderbare Einrichtung der Gesellschaft nicht begreifen kann. Wie das Schicksal über den griechischen Göttern – schwebt das Gericht, menschlichem Zweifel und menschlicher Einsicht enthoben, über der Gesellschaft.

Die Ausrichtung auf das Gericht hat den Anwalt in jedem Sinne zerstört: Er ist herzkrank. Psychisch ist er der gleichen Art von Faszination erlegen wie Josef K. Das Gericht übt einen Sog auf ihn aus, dem er erlegen ist. Als Huld zum Beispiel begreift, daß der Onkel und Josef K. keinen Krankenbesuch bei ihm machen, sondern in Prozeßfragen kommen, ist er, der sichtlich Kranke, „viel lebhafter“ (P 133) und interessiert. Da das Hauptziel der Verteidigung in den Verbindungen zu den Beamten liegt, befindet sich Huld in einer Grauzone von Devotismus und Tauschakten, um „sich die Gunst der Herren zu erhalten“ (P 156). Er seinerseits glaubt, den Beamten in menschlichen Fragen behilflich zu sein, denn durch ihre Tätigkeit „fehlt (ihnen) der Zusammenhang mit der Bevölkerung“ (P 156).

Die Demütigungen, die er erduldet, um etwas über den Prozeßstand zu erfahren, erklärt er sich als infantiles Gebaren der Beamten, die ‚ja in manchem wie Kinder‘ seien (siehe P 161). Den Druck gibt er nach unten an seine Klienten weiter. Kaufmann Block wird von Leni in einem fast lichtlosen Dienstmädchenzimmer eingesperrt, um dort einen ganzen Tag lang Gesetzestexte zu studieren – immer die gleiche eine Seite (siehe P 247). Huld hat eine hohe Meinung von seiner Anwaltstätigkeit, den Unterschied zu den gewöhnlichen staatlichen Anwälten sieht er folgendermaßen:

„Der Advokat führt seinen Klienten an einem Zwirnsfaden bis zum Urteil, der andere aber hebt seinen Klienten gleich auf die Schultern und trägt ihn zum Urteil und ohne ihn abzusetzen noch darüber hinaus.“ (P 256 f.)

Genauso sinnlos wie Huld an seinen Gerichtsakten arbeitet und Demütigungen der Beamten einsteckt, läßt er seine Klienten arbeiten und diese ihre Abhängigkeit spüren. Die Absurdität und die Lebenslüge seines sinnlosen Verhaltens bleiben ihm verborgen. Das Gericht zerstört so auch die moralische Seite seiner Person.

Auch in dem Aspekt, der die Verteidigung umfaßt, deckt Kafka die vernichtende Logik der Gerichtsorganisation auf. Kafka zeigt an der sinnlosen Tätigkeit Hulds den Zerfallsprozeß des eigenständigen unabhängigen Denkens und den Niedergang der politischen Kultur.

Josef K. kann seine Unabhängigkeit gegenüber dem Anwalt bewahren. Zuerst lehnte er ihn ab, da er den Anwalt als Oktroy des Onkels sah. Doch er versucht, ihn und seine Bemühungen zu respektieren. Zum offenen Streit kommt es, da K. keine Fortschritte in der Eingabe, die er für sich als so entscheidend betrachtet, sieht. Huld ist weiterhin von dem Sinn seiner Arbeit überzeugt. Er will K. nicht als Klienten verlieren. K. kann sich diese Sympathie bei einem hochbeschäftigten Anwalt nicht erklären:



„Wie sich der Advokat vor K demütigte! Ohne jede Rücksicht auf die Standesehre, die gewiß gerade in diesem Punkte [Vertrauen des Klienten zum Anwalt] am empfindlichsten ist. Und warum tat er das?“ (P 255)

Huld unternimmt den Versuch, K. als Klient zu halten, indem er K. vorführt, in welchen Zwängen sich Kaufmann Block im Vergleich zu K. befindet. Huld kann also sein eigenes herrschsüchtiges und Blocks devotes Verhalten im voraus berechnen, sonst könnte er es K. nicht zeigen wollen. Dies will er aber, um K. vor Augen zu führen, daß er noch nicht die Tiefe und Schwere eines Prozesses begriffen habe:

„Ich habe nämlich die Vermutung, daß Sie nicht nur zur falschen Beurteilung meines Rechtsbestandes, sondern auch zu Ihrem sonstigen Verhalten dadurch verleitet werden, daß man Sie, trotzdem Sie Angeklagter sind, zu gut behandelt oder richtiger ausgedrückt nachlässig, scheinbar nachlässig behandelt. Auch dieses Letztere hat seinen Grund; es ist oft besser in Ketten, als frei zu sein.“ (P 257 f.)

Dr. Huld glaubt, daß die sinnliche Erfahrung der Unfreiheit, Josef K. dazu bringen könnte, den Prozeß und damit verbunden auch seine eigene Anwaltstätigkeit ernster zu nehmen. Er durchschaut nicht, daß er durch die repressiven Erziehungsmittel, die er seinem Klienten gegenüber anwendet, dem Unterdrückungsapparat des Gerichts nützt und sich diesem gleich macht. Der Apparat funktioniert in der Weise eines antizipierenden Gehorsams, die Unterwerfung erfolgt ohne Druck von außen:

„Das war kein Klient mehr, das war der Hund des Advokaten. Hätte ihm dieser befohlen, unter das Bett wie in eine Hundehütte zu kriechen und von dort aus zu bellen, er hätte es mit Lust getan.“ (P 265)

Das Entsetzen über die Versklavung Kaufmann Blocks, welcher auch er ausgesetzt worden wäre, das erkennt Josef K., bewirkt eine angewiderte Ablehnung in ihm und das endgültige Verlassen von Dr. Huld.

## **2.4. Die Beziehung Josef K. / Titorelli**

### **2.4.1. Josef K.s Situation vor dem Besuch bei Titorelli**

Kafka zeigt an Josef K. Müdigkeit, Atemnot und Denkhemmungen als körperliche und psychische Reaktionen auf den Prozeß. Diese typisierten Eigenschaften durchziehen leitmotivisch den Roman und sind bestimmend für dessen Rhythmik, indem sie im Widerspiel mit den Hoffnungen und Selbstbehauptungsversuchen Josef K.s eine in jedem Kapitel erkennbare Auf- und Abwärtsbewegung erzeugen. Inhaltlich erscheinen sie als Ausdruck der Stagnation und Handlungsohnmacht. Schuldgefühle und Autoritätsfixierung sind die Ursachen für K.s intellektuelle Widerstandslosigkeit. Beides bleibt ihm weitgehend unbewußt.

Im Titorelli-Kapitel zeigt Kafka Josef K. mit den für ihn typischen Reaktionsweisen. Der erste Teil schildert Josef K. an einem Morgen im frühen Winter in der Bank. Der zweite Teil beinhaltet Josef K.s Besuch bei Titorelli. Insgesamt vergehen ungefähr zwei Stunden, auf beide Orte je zur Hälfte verteilt. Auch für die Erzählzeit verwendet Kafka je die Hälfte, von beiden Begebenheiten erzählt Kafka je auf ca. dreißig Seiten. Die Schilderung in der Bank zeigt Josef K. im Vergleich zu den vorhergehenden Kapiteln in gesteigerter Unruhe und in tieferer Depression als zuvor. Das Erwägen verschiedener Möglichkeiten des Verhaltens gegenüber Dr. Huld und des Verhaltens in bezug auf die Eingabe führt zu keiner Entscheidung. An Arbeit für die Bank ist nicht zu denken. Entschlußunfähigkeit erscheint als die Josef K. bestimmende Reaktionsweise auf den Prozeß:

„Wieder gieng sein Denken in Klagen aus.“ (P 171)

Sein Denken kommt zu keinen Ergebnissen, es zirkuliert und wird zuletzt von seinen Gefühlen des Leidens überlagert. Seine Urteilsfähigkeit ist daher begrenzt, und Josef K. weiß, daß er sich nicht beherrschen und konzentrieren kann. Er ist ohnmächtig seinen Ängsten ausgeliefert. Sein Kopf funktioniert nicht mehr wie gewohnt.

Der Fabrikant nennt ihm den Namen Titorellis, für Josef K. eine Chance, mehr über das Gericht zu erfahren. Titorelli wird vom Fabrikanten als unbürgerlich-dubiose Person eingeführt, er rät Josef K. davon ab, ihn zu sich in die Bank zu bitten, was dieser vorhatte. Sofort beginnt K., an sich selbst zu zweifeln:

„Konnte er sich auf seinen eigenen Verstand tatsächlich schon so wenig verlassen?“ (P 184)

Und:

„Und gerade jetzt, wo er mit gesammelten Kräften auftreten sollte, mußten derartige ihm bisher fremde Zweifel an seiner eigenen Wachsamkeit auftreten.“  
(P 184)

Josef K. diagnostiziert mit Beklemmung seinen eigenen Verfall: Der ihm bekannte, effiziente, auf Bewältigung des Berufslebens zielende Teil seines Ich gerät in zunehmenden Gegensatz zu dem vom Müdigkeit und Depressionen heimgesuchten. Sein trauerndes Ich ist ihm eine Last. Das Auseinanderfallen von Denken, Fühlen und Handeln wird Josef K. erst unter dem Stress des Prozesses bewußt. Depressionen und Ängste konnte er vor dem Prozeß verbergen und verdrängen. Die das Berufsleben störenden Seiten seines Wesens sind nicht erschienen. Kafka zeigt, daß K. schon vorher Anteile seines Ich nicht leben konnte, weil er, um konkurrenzfähig zu bleiben, diese wegdrängen mußte, daß das klassische Ideal der Entfaltung und Ausbildung der menschlichen Anlagen und individuellen Vermögen für die moderne Berufswelt obsolet geworden sind.

Seit dem Eintritt Dr. Hulds in den Prozeß lastet das Verfahren schwerer auf Josef K. (siehe P 149 f.). Er mißtraut der Arbeit des Anwalts aus zwei Gründen: Zum einen könnten die Gerichtsbeamten Huld dazu benutzen, um Belastendes über K. zu erfahren. Ohne daß K. Huld direkten Verrat zutraut, befürchtet er, daß Huld aufgrund seiner Abhängigkeit von den Gerichtsbeamten Informationen über den Prozeß weitergeben könnte, um sich die Beamten gewogen zu halten: „Benützten sie vielleicht den Advokaten dazu, um solche für den Angeklagten natürlich immer ungünstige Wendungen zu erzielen?“ (P 166). Und zweitens sieht K. keine Fortschritte in bezug auf die Bewältigung der „ersten Eingabe“, die doch Huld selbst als die vordringlichste Aufgabe zu diesem Zeitpunkt des Prozeß darstellte (siehe P 166). Es ist psychisch zermürend für Josef K., in dieser passiven Wartehaltung zu verharren. Dr. Huld sammelt kein Material über seinen Klienten. K. ist überzeugt, daß „er selbst alle hier nötigen Fragen stellen könnte“ (P 150). Dies bringt ihn zu dem Entschluß, die Eingabe selbst zu schreiben. Darin plant er sein Leben in einer minutiösen Darstellung von Denken und Handeln offenzulegen. In diesem Plan wird die Vereinnahmung seines Denkens und Empfindens durch das Gericht deutlich. Am Anfang des Prozesses erkannte er im Gericht eine „große Organisation“ (P 69), deren „Sinn“ darin bestehe, „daß unschuldige Personen verhaftet werden und gegen sie ein sinnloses und meistens, wie in meinem Fall, ergebnisloses Verfahren eingeleitet wird.“ (P 69).

Seine kämpferische, auf Selbstbehauptung zielende Haltung dem Gericht gegenüber ist zerstört. Statt dessen beginnt K. von sich aus die Suche nach der Schuld, von der er damals noch überzeugt war, daß sie nicht existiere. Damit vollzieht er intellektuell und psychisch die Auslieferung an das Gericht. Das Konzept der Eingabe, wie er es sich vorstellt zu fertigen, erscheint ihm als ‚traurige Arbeit‘ (siehe P 170):

„Sie war vielleicht geeignet, einmal nach der Pensionierung den kindisch gewordenen Geist zu beschäftigen (...). Aber jetzt, (...), da er noch im Aufstieg war, (...), jetzt sollte er mit der Verfassung dieser Eingabe beginnen.“ (P 170 f.)

Er erlebt den Prozeß in Konkurrenz zu seinem Berufsleben. Das Gegenstück zu dieser verstärkten Präsenz des Prozesses in seinem Bewußtsein bildet die aktive Suche nach Wegen, dem Gericht zu entkommen: K. wünscht die „vollständige und endgültige Befreiung“ (P 176). Da Josef K. von den Sorgen um den Prozeß eingenommen ist, muß er die Arbeit in der Bank vernachlässigen. Der Direktor-Stellvertreter läßt K. seine Genugtuung über den Leistungsabfall spüren. Josef K.s Schwierigkeiten in der Bank, seine Unfähigkeit, sich auf die Kunden zu konzentrieren, bieten dem Direktor-Stellvertreter die Chance, seinen schärfsten Konkurrenten in der Bank-Hierarchie öffentlich zu demütigen. Josef K. kann dem nur „verbittert“ (P 174) und ohnmächtig zusehen.

Kafka zeigt an diesen peinlichen, von Josef K. aus gesehen, fast paranoiden Scharmützeln zwischen den beiden Männern, den unerbittlichen und existenzbedrohenden Konkurrenzkampf in diesem avanciertesten kapitalistischen Unternehmen. K. erkennt nicht die gesellschaftlichen Bedingungen, die dem Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter zugrunde liegen. Aber er weiß, daß das Versagen in der Bank, auch in geringfügigen Angelegenheiten, seine Existenz vernichten kann. K. ist intellektuell nicht fähig, da er das seinem Beruf zugrunde liegende System der Ausbeutung und Konkurrenz nicht durchschaut, die gesellschaftlichen Bedingungen des Berufslebens auf die Arbeitsweisen des Gerichts anzuwenden und miteinander zu vergleichen. Könnte er dies, so wäre ihm die eigene Ohnmacht gegenüber dem Gericht erkennbar. Josef K. aber steht dem Gericht mit dem Bewußtsein des bürgerlichen Individualismus gegenüber. Aufgrund seiner mangelhaften Selbstkritik und seines gewohnten erfolgreichen Anwendens der gleichen Strategien im Umgang mit Kunden und Untergebenen kann er die autoritären Strukturen nicht erkennen.

Mit dem Wunsch, von dem Prozeß freizukommen, einerseits und der drohenden Zerstörung seiner bürgerlichen Existenz andererseits, trifft Josef K. auf Titorelli.

#### **2.4.2. Das Gericht und die Kunst**

An der Figur Titorellis gestaltet Kafka die dialektische Spannung zwischen Innovation und Tradition in der künstlerischen Darstellung.

Titorelli als Auftragsmaler ist nicht autonom gegenüber der Behörde, vielmehr hängt seine gesamte materielle Existenz vom Gericht ab. Doch ist seine Stellung als Gerichtsmaler, der Beamtenportraits ausführt – ganz im Gegensatz zu Josef K.s zunehmend bedrohter Bankposition – unangefochten. Denn seine Profession vererbt sich von den Vätern auf die Söhne. Die Formen der Darstellung sind schriftlich festgelegt, Titorelli hat diesbezüglich kaum Freiheiten. Diese schriftlichen Überlieferungen werden ergänzt von der mündlichen Weitergabe der Regeln, die allein die Familie besitzt. K. begreift die Freiräume Titorellis:

„Das ist beneidenswert, (...). Ihre Stellung ist also unerschütterlich?“ (P 204)

Josef K. vergleicht hier veraltete wirtschaftliche Existenzformen mit seiner auf persönlichem Aufstieg und Durchsetzung beruhenden Arbeit. Er sehnt sich nach der alten Form der Arbeitsteilung, die ihm jetzt fraglose Sicherheit zu garantieren scheint.

Titorelli ist aufgrund seiner künstlerischen Begabung nicht ersetzbar. Außerdem ist er kein Beamter, sondern er zeichnet sich durch Distanz und sogar Kritik dem Apparat gegenüber aus. Die Gerichtsbeamten sind Josef K. im Habitus ähnlich. Ihre spartanische Arbeitsweise unterscheidet sich zwar von der Josef K.s, aber K. kennt doch die äußeren

Merkmale des Aufgehens in der Behörde und der subjektiven Machtgefühle der einzelnen Beamten gegenüber den Angeklagten von seiner Banktätigkeit. Titorelli stellt ein Gegenbild dazu dar: Er lebt zwar persönlich unbeschadet in der Sphäre des Gerichts, doch sein innerer Abstand als Künstler kann nicht seine existentielle und materielle Abhängigkeit verdecken. Durch ihn erscheint für Josef K., wie am Anfang des Prozesses durch Fräulein Bürstner, erneut die Hoffnung auf eine mögliche Befreiung. Das Fragment „Das Haus“ und die Erzählung „Ein Traum“ zeigen den Befreiungswunsch Josef K.s. Auch Fräulein Bürstner wäre eine wirkliche Alternative zum Prozeß und zur Bank gewesen, wenn Josef K. das Bedürfnis erkannt hätte, seine auf Gelderwerb und Aufstieg ausgerichtete Existenz zu verändern. Die neurotische Spaltung seiner Liebesfähigkeit verhinderte die Beziehung. Titorelli hingegen weist auf eine Entwicklungsphase vor der Objektwahl zu Frauen hin. Er ist die weichste Männerfigur des Romans. Sinnlichkeit und eine fast kindliche Gestaltlosigkeit vermischen sich in dieser Figur. Er ist in seiner psycho-sexuellen Entwicklung stehengeblieben. Daher ist er von den anderen bürgerlich sozialisierten, von Leistung und Selbstdurchsetzung bestimmten männlichen Figuren deutlich unterschieden. Der vom Vater ohne Kampf ererbte Beruf und die konfliktlose Einpassung in die Randsphäre des Gerichts haben ihm eine Individuierung nach bürgerlichen Maßstäben erspart. Seine Sexualität trägt polymorphe, nicht von genitaler Sexualität bestimmte Züge, deshalb ist er nicht autoritär-bedrohlich. So stellt diese Figur eine der wenigen männlichen Figuren im Werk dar, die zu den Hauptfiguren keine konkurrierende und bedrohliche Beziehung eingeht. Titorelli lebt in einer Vorstadt, die entgegengesetzt zu jener liegt, in der das Gericht sich befindet:

„Es war eine noch ärmere Gegend, die Häuser noch dunkler, die Gassen voll Schmutz, der auf dem zerflossenen Schnee langsam umhertrieb.“ (P 188)

Der regressive Charakter dieser Figur erscheint auch im Schmutz und in der Nacktheit, die ihn umgibt. Für Josef K. ist er aufgrund seiner mangelnden Individuierung ein Angebot, sich in verantwortungsloses sinnlich-homoerotisches Vergessen sinken zu lassen. Josef K. fürchtet die Regression, doch ist er gleichzeitig von ihr angezogen. Er bietet Geld an, aber dieser Versuch scheitert, denn Titorelli ist mit den für Josef K.s Leben bestimmenden bürgerlichen Normen und Verkehrsformen nicht beeinflussbar.

Als K. die Treppe zu ihm heraufkommt, trifft er auf Mädchen, die fast noch Kinder sind und die er nach dem Maler fragt:

„Das Mädchen, ein kaum dreizehnjähriges, etwas buckliges Mädchen, stieß ihn darauf mit dem Ellbogen an und sah von der Seite zu ihm auf. Weder ihre Jugend noch ihr Körperfehler hatte verhindern können, daß sie schon ganz verdorben war.“ (P 189)

Und etwas später erkennt er:

„Alle Gesichter, (...), stellten eine Mischung von Kindlichkeit und Verworfenheit dar.“ (P 190)

Titorelli und die Mädchen sind auf ähnlicher Entwicklungsstufe: Sie sind sexuell erfahren, aber doch unbestimmt. Gerade ihre Unbestimmtheit bedingt Josef K.s Erschrecken und Ablehnung. Seine patriarchalisch-bürgerliche Ausrichtung, mit der er die sexuelle und soziale Position von Mann und Frau (und Kind) festschreibt, können die Mädchen in ihrer Ballung nicht erfassen.<sup>37</sup> Titorelli und die Mädchen verweisen auf eine Entwicklungsstufe des Ich, die Josef K. hinter sich gelassen hat. Seine Furcht und sein Ekel zeigen die schmerzhaft und gewaltsame Individuierung. Mühsam und mit zwanghafter Distanzierung muß Josef K. seine errungene Position, die ihm im Leben beruflichen Erfolg und soziale Anerkennung einbrachte, aufrechterhalten und verteidigen. Von vergangenen und unbewältigten Existenzstufen geht eine Bedrohung aus, der sich sein bewußtes Ich nicht stellen kann, da er Gefahr laufen würde, in den regressiven Wünschen zu versinken.

Josef K. kann sich in diese Mädchen nicht einfühlen. Wahrscheinlich sind sie in den engen Wohnungen des Arbeitervorortes Zeugen von Sexualität geworden, die keine romantischen Gefühle entstehen läßt. Ihre Ausgesetztheit wirft er den Kindern vor, statt sie als Folge der sozialen Verhältnisse zu sehen. Titorelli ist ihnen gegenüber unbekümmert. Er besitzt ungenierte und selbstverständliche Körperpräsenz, die Fülle weiblicher Präsenz kann ihn nicht in seiner Männlichkeit irritieren. Zudem scheinen ihn die Mädchen sehr zu mögen, er hat ihnen seine Aufmerksamkeit geschenkt, eine hat er sogar gemalt (siehe P 192).

„Er war im übrigen bloßfüßig und nur noch mit einer breiten gelblichen Leinenhose bekleidet, die mit einem Riemen festgemacht war, dessen langes Ende frei hin und her schlug.“ (P 192)<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Reiner Stach erkennt eine Bedrohlichkeit, die von ihrer bloßen Menge herrührt und die sie unkontrollierbar und amorph macht. Er meint, daß auch Kafkas Bordellerfahrungen in dieser Präsenz wieder erscheinen könnten: „Nicht äußere Überwältigung droht – was könnte denn geschehen, wenn K. die bettelnden Mädchen mit in Titorellis Zimmer nähme? -, sondern Fragmentierung und Zerfall des männlichen Ichs, quälende Zerstreuung. Ein insektenhaft Lebendiges ohne Bewußtsein und ohne sichtbare Individuation löst Todesangst aus, vielleicht auch die Angst vor einer bisher nicht gekannten Lust des Versinkens und der Auflösung. Kafka hat diesen Effekt mit subtilen Mitteln genutzt, um das Weibliche ganz in die Nähe des Tierischen, ja des blind Vegetativen zu rücken.“ (Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen. Frankfurt am Main, 1987. S. 75.)

<sup>38</sup> Wilhelm Emrich kommt in bezug auf Titorellis sinnliche Ungezwungenheit zu ähnlichen Ergebnissen: „Er steht den Mädchen frei und heiter ‚lachend‘ gegenüber. (...). Er ist also weder von ihnen erotisch affiziert, noch kennt er ihre eigenen Affekte und Wünsche, die ihm ‚lästig‘ fallen. Wie er fluchend die gewöhnlichen, in sein Schlafzimmer eindringenden oder auf Küchensesseln sitzenden Männer als Richter auf Thronsesseln malt auf höheren Auftrag nach vorgeschriebenen Richtlinien, denen er sich fügt, ohne ihre Bedeutung zu kennen oder auch nur zu erfragen, so malt er auch diese Mädchen, ohne in das innere Leben und Gefühl dieser Mädchen eindringen zu wollen.“ (Wilhelm Emrich: Franz Kafka. Bonn, 1958. S. 290.)

Aufgrund der vom Vater ererbten und durch Generationen tradierten künstlerischen Eingebundenheit in die für das Gericht adäquaten Malweisen, die ihm das Existenzminimum garantieren, und aufgrund der Sonderstellung als Künstler hat er intellektuellen Abstand zum Gericht. Aber Titorelli übt keine radikale Kritik am Gericht, indem er dessen Ziele hinterfragen würde. Er hat nicht so viel persönliche Angst und moralischen Respekt vor der Institution wie der Anwalt Dr. Huld. Er nimmt das Gericht wie ein unvermeidliches Naturereignis, von dem man sich nicht vollständig beherrschen lassen sollte. Einen Nachteil der Sicherheit seiner Stellung erkennt Titorelli:

„(...) der künstlerische Schwung geht zum großen Teil verloren.“ (P 204)

Dies zeigt sich in seiner vom Gericht unabhängigen, nur aus sich selbst inspirierten Malerei: Es sind immer stereotype Heidelandschaften mit Sonnenuntergang (P 220) oder Sonnenaufgang – je nach Sichtweise.<sup>39</sup>

Titorelli arbeitet gerade an einem Beamtenportrait, als K. mit dem Empfehlungsschreiben des Fabrikanten zu ihm kommt. Da K. schon beim Advokaten Huld ein Richterportrait gesehen hat, weiß er um die eitle Selbsterhöhung in der sich die Beamten darstellen lassen (siehe P 142). Josef K. zeigt, als Titorelli nicht auf den Brief eingeht, um dem Maler in anderer Weise näher zu kommen, Interesse an seinem Werk. Titorelli erklärt ihm, daß sich jeder Richter mit besonderen, seinem Rang in der Gerichtshierarchie entsprechenden Insignien malen lassen darf. Die Regeln dafür sind festgelegt.

Das betreffende Bild ist in Pastellfarben gemalt, es zeigt den Richter, wie er sich „drohend vom Thronsessel erheben“ (P 195) will.<sup>40</sup> Josef K. ist von einer undeutlichen

---

<sup>39</sup> Auch Ralf Nicolai sieht keinen bedeutsamen Unterschied darin, ob die Sonne auf- oder untergeht: „Das Gegenstück zu einem Sonnenuntergang ist ein Sonnenaufgang. Osten und Westen werden ununterscheidbar, doch das Wunschbild bleibt das gleiche. Wie bei Heinrich von Kleist ist das Paradies weder auf einem Weg zurück noch über den unendlichen Umweg erreichbar.“ (Ralf R. Nicolai: „Titorelli“: Modell für eine Kafka-Deutung? In: Was bleibt von Franz Kafka? Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 1. Wien, 1985. S. 83.)

<sup>40</sup> Vielleicht hat Kafka den 1914 im dritten Band der Zeitschrift „Imago“ erschienen Aufsatz von Sigmund Freud „Der Moses des Michelangelo“ rezipiert. Die Gestaltung der Richter-Figur erinnert an jene Deutungen, gegen die sich Freud in seiner Interpretation wendet. Kafka hätte für seine Figurenkonzeption also die gängige Interpretation gewählt, nach der Michelangelo seinen Moses in dem Zornesausbruch wegen der Götzendienerei des Volkes und kurz vor dem Aufstehen aus sitzender Position, um Rache zu üben, zeigt. Freud belegt anhand verschiedener Details, wie an der Hand- und Fingerstellung, an der Bewegung des Kopfes, an der verrutschten Lage der Gesetzestafeln und an dem ruhenden Fuß, daß Moses im Gegenteil dazu, seine Affekte beherrscht und nicht (mehr) aufspringen wird. „Damit hat er [Michelangelo] etwas Neues, Übermenschliches in die Figur des Moses gelegt, und die gewaltige Körpermasse und kraftstrotzende Muskulatur der Gestalt wird nur zum leiblichen Ausdrucksmittel für die höchste psychische Leistung die einem Menschen möglich ist, für das Niederringen der eigenen Leidenschaft zugunsten und im Auftrage einer Bestimmung, der man sich geweiht hat.“ (Sigmund Freud: Der Moses des Michelangelo. In: Gesammelte Werke. Zehnter Band. Werke aus den Jahren 1913-1917.

Hintergrundfigur des Bildes eingenommen. Offenbar ist es eine allegorische Figur, die die Bedeutung des Richters erhöhen soll. Augenbinde und Waage sprechen für eine Darstellung der Göttin der Gerechtigkeit. Andere Elemente, wie Flügel an den Fersen und die Bewegtheit der Figur stehen dem entgegen. Titorelli erklärt, daß es laut Auftrag die „Gerechtigkeit und die Siegesgöttin in einem sei“ (P 196). K., „lächelnd“, ohne rechthaberisch sein zu wollen, moniert diese Verbindung:

„(...), die Gerechtigkeit muß ruhen, sonst schwankt die Waage und es ist kein gerechtes Urteil möglich.“ (P 196)

Das Gespräch über sein Bild macht dem Maler „Lust“ (P 197), an seinem Werk weiterzuarbeiten: Er verändert den Schatten um den Richterkopf, der nun rötlich getönt, „strahlenförmig“ (P 197) bis zum Bildrand reicht. Die Figur bleibt hell. Josef K. erkennt in ihr nicht mehr nur die Göttinnen der Gerechtigkeit und des Sieges, sondern die Figur wird ihm zur Göttin der Jagd.

„Die Arbeit des Mannes zog K. mehr an als er wollte, (...)“ (P 197)

Kafka zeigt, daß Titorelli und Josef K. in der Auseinandersetzung um das Bild beide gleichermaßen zu Erkennenden und zu Helfern zur Erkenntnis des anderen werden.

Die Gelegenheit, sein Werk aufgrund der Fragen K.s zu erklären, befähigt Titorelli dazu, eine neue Dimension in seinem Bild hervorzubringen. In der Auseinandersetzung mit Josef K. erreicht er, trotz der ihm auferlegten Gestaltungsrichtlinien, eine innovative Deutung der Figur: Weder die Göttin der Gerechtigkeit noch die des Sieges allein sind die das Gericht treffende allegorische Darstellung, denn die Elemente der Jagdgöttin vervollkommen, füllen und beschließen das Bild. Josef K. hingegen kann mittels der Darstellung Titorellis wesentliche Inhalte und Zielsetzungen des Gerichts erkennen. Die Jagd und Vernichtung der Angeklagten ist das Ziel der Gerichtsorganisation. Hier im Dialog mit Titorelli erscheint Josef K. sympathisch, denn sein Interesse für etwas, das außerhalb seiner selbst liegt, bewirkt Befreiung und Erweiterung seiner um sein Unglück kreisenden Gedanken.

---

London, 1946. S. 198.) – Dies wäre also eine weitaus heroischere Tat als unkontrollierte Befriedigung der Wut und der Rachewünsche. Die vorfreudianische Deutung könnte Kafka in Freuds Aufsatz inspiriert haben, denn zusammen mit dem drohenden Aufstehen des Richters auf dem Bild Titorellis und im Aspekt der Göttin der Jagd erscheint die verfolgende und gerade nicht affektbeherrschte Seite des Gerichts. – Die Freud-Rezeption Kafkas wird allgemein angenommen, doch Kafkas Kenntnis des Werkes im einzelnen ist leider nicht bekannt: „Die Frage, was genau und wann Kafka von und über Freud rezipiert hat, ist kaum definitiv zu beantworten. Doch Freud war unter den deutschsprachigen Intellektuellen Prags damals bereits ein vieldiskutierter Autor. Die Worte ‚Freud natürlich‘ belegen jedenfalls unmißverständlich Kafkas persönliche Verarbeitung Freudscher Grundgedanken.“ (Rainer J. Kaus: *Erzählte Psychoanalyse bei Franz Kafka. Eine Deutung von Kafkas Erzählung *Das Urteil**. Heidelberg, 1998. S. 15.) – ‚Freud natürlich‘ bezieht sich auf die Niederschrift des „Urteils“ (1912).



### 2.4.3. Die Schuldproblematik

Aufgrund seiner unangreifbaren Stellung bei Gericht, schätzt sich Titorelli selbst so ein, daß er es „wagen“ könne „einem armen Manne, der einen Prozeß hat, zu helfen“ (P 204).<sup>41</sup> Titorelli muß nicht wie Dr. Huld die Demütigungen des Gerichts ertragen, und daher muß er auch nicht, dies kompensierend, seinen Besucher herabsetzen.

Titorelli ist die einzige Figur im Prozeß, die Josef K. mit der Frage seiner Schuld oder Unschuld konfrontiert. Der Onkel, Huld und auch der Kaplan beziehen sich auf Strategien der Prozeßbewältigung. Dies aber nicht, weil sie von K.s Schuld oder Unschuld überzeugt sind, denn diese Frage stellt sich ihnen gar nicht. Aufgrund ihrer Autoritätshörigkeit dem Gericht gegenüber, gehen sie, ohne das einzugestehen, von der Berechtigung der Anklage aus. Sie geben die Angeklagten schon vor dem Urteil auf und damit dem Gerichtsapparat preis. Die Anklage wird, da als solche existent, als Faktum hingenommen, nach deren Wahrheitsgehalt zu fragen sich erübrigt. Kafka zeigt an ihren Reaktionen die nicht mehr vom Denken bestimmte Übernahme von Ideologie in das Bewußtsein. Die Behörde erlangt so einen von keiner Kritik hinterfragbaren Zugriff auf die Gesellschaft. Auch Titorelli durchschaut weder diese Deformation des Denkens bei den Angehörigen und bei den Anwälten, welche die Angeklagten ohne Untersuchung und Urteil zu Schuldigen werden läßt, noch die daraus bei den Angeklagten resultierende Erzeugung eines unbestimmten Schuldgefühls. Durch die Anklage fallen die Angeklagten aus den sozialen Bindungen ihrer Gesellschaftsklasse, ihres Standes und ihres Privatlebens. Gegen ein solches gesellschaftlich hervorgerufenes Urteil gibt es keinen juristischen Schutz.

In der praktischen Ausübung seiner Kunst übt Titorelli Kritik an den wirklichen Funktionen des Gerichts, begrifflich bleibt sein Denken hinter dem Erkenntnisgehalt seiner Kunst zurück. Er erörtert die Frage der Unschuld. Er meint, daß, wenn K. wirklich unschuldig wäre, keine Hilfe nötig sei. Der Angeklagte kann sich auf seine Unschuld verlassen (siehe P 202). Titorellis Schuldbegriff hat keine metaphysischen Anklänge. Er bietet Josef K. eine Möglichkeit an, dem Prozeß und dem Gericht zu entkommen, indem er sich ganz auf seine Unschuld verläßt. Josef K. gelingt es aber nicht, nach Hause zu gehen und den Prozeß zu vergessen. Die Arbeitsweisen des Gerichts haben Schuldgefühle hervorgebracht, die er weder als solche erkennt noch mit Vernunftgründen bekämpfen kann: „Die wiederholte Erwähnung seiner Unschuld wurde K. schon lästig.“ (P 205)

Freisprüche gibt es bei Gericht nicht, Titorelli kennt sie nur als Legenden. Das Gericht benutzt die Schuldgefühle der Angeklagten, um sie dem Prozeßgeschehen aussetzen zu können, dem sie ohnmächtig und mit wachsender Verzweiflung ausgeliefert sind.

---

<sup>41</sup> Ob und wie viel Selbstüberschätzung darin liegt, ist meines Erachtens in diesem Zusammenhang nicht wichtig.

Titorelli begreift, daß Josef K. nicht an einem wirklichen Freispruch aufgrund seiner Unschuld festhalten kann. Doch erkennt er praktisch das Recht an, sich auf andere Weise dem Zugriff des Gerichts zu entziehen. Für Titorelli gehört die ganze Welt zum Gericht – auch die kleinen Mädchen. Obwohl er keine Welt mehr kennt, die unabhängig von der Gegenwart des Gerichts ist, erlaubt ihm dennoch sein Pragmatismus, individuelle Auswege zu suchen. Der Absolutheitsanspruch des Gerichts hat für ihn keine Gültigkeit. Titorelli ist aufgrund der ererbten Stellung unabhängiger als die anderen Figuren. Daher rühren die erkenntnistragende Wirkung seines Bildes auf K. und auch das Angebot zu helfen. Er als einziger zeigt ironische Distanz zu den „obersten Richtern“ (P 213). Er sagt:

„Wie es dort aussieht wissen wir nicht und wollen wir nebenbei gesagt auch nicht wissen.“ (P 213)

Huld und der Gefängniskaplan wiederum berufen sich auf diese höchsten Ebenen in ihrem unbedingten Glauben an das Gericht. Beide sind befangen in der Hoffnung, selbst Anteil an der Macht des Gerichts zu haben. Anteil an der Macht des Gerichts bedeutet für sie, Macht über andere Menschen zu erlangen. Diese Autoritätsfixierung hat Titorelli nicht. Er bezweifelt nicht die Existenz des obersten Gerichts, doch richtet er sich sein Leben in der Umgehung der Herrschaft ein. Dasselbe Recht räumt er auch anderen ein. Sein reales Leben versucht er, frei von der Bedrohung des Gerichts zu halten.

Seit der Nacht mit Fräulein Bürstner hat Josef K. niemals wieder die Frage nach seiner Unschuld aufgeworfen. Und auch damals fragte er nicht in der Gewißheit seiner Schuldlosigkeit, sondern in der Hoffnung, von außen Bestätigung und Unterstützung gegen die eigenen Zweifel zu erlangen. Seit jener ersten Nacht bis zu der Begegnung mit Titorelli hat sich K.s Schuldgefühl wesentlich erhöht. Er ist so ängstlich, daß er seine intellektuellen Fähigkeiten anzuzweifeln beginnt. Jeder Rat und jede Kritik (siehe P 184) kann ihn aus der Bahn werfen. Gerade aber durch die Konfrontation, die Titorelli ihm abverlangt, findet K. zurück zu seinen intellektuellen Fähigkeiten, weil er durch Titorelli und dessen Bild der Atmosphäre der Furcht und der undurchschaubaren Lüge entkommen ist. Er entdeckt das eigene Rechtsempfinden, das im Gegensatz zu den Praktiken des Gerichts steht. K. erkennt:

„Ein einziger Henker könnte das ganze Gericht ersetzen.“ (P 207)

Zunächst freut sich Josef K., „gegenüber einem Privatmann, also ohne jede Verantwortung“ (P 200) bejahen zu dürfen, daß er unschuldig ist. Es ist ein Fehlschluß K.s, Titorelli für einen Privatmann im bürgerlichen Sinne zu halten. Denn K. verkennt die Abschaffung der privaten Sphäre durch das Gericht, die sich in Titorellis Glauben an die Allgegenwart der Gerichtswelt subjektiv zeigt und objektiv an der Durchdringung seines Lebens mit Arbeits- und Privatverhältnissen, die alle vom Gericht bestimmt sind.

Das Gericht gründet seine Herrschaft darauf, privaten und öffentlichen Raum ununterscheidbar zu machen. Alle Verhältnisse der Menschen werden zum Gericht in Beziehung gesetzt. Der Sinn dieser Vermischung von öffentlicher und privater Existenz ist ein anderer als in einer tyrannischen Herrschaft, die das Privatleben der Beherrschten bespitzelt und durchschnüffelt, um jedem Widerstand vorzubeugen. Das Gericht eliminiert sowohl öffentliche als auch private Sphäre durch die bewußte Durchdringung beider Bereiche, dadurch wird der Widerstand zerbrochen, da nie deutlich werden kann, ob es sich bei den Anklagen um ein gesellschaftliches oder um ein moralisches Vergehen handelt.

Wenn die ganze Welt zum Gericht gehört, dann ist das Gericht die ganze Welt. Dann gibt es keinen unabhängigen Raum des Denkens und Handelns mehr. Wer nicht in diese Welt paßt, kann ohne Angabe von Gründen eliminiert werden. Die Eliminierung überzeugt die anderen – die Nicht-Opfer – wiederum von der Berechtigung und Wirklichkeit des Gerichts.

K. kann nicht mehr an seine Unschuld glauben, einfach weil er angeklagt ist. Er glaubt an die Berechtigung der Anklage, da sie besteht. Aus diesem Zirkelschluß kann er sich nicht befreien.

Der Maler versichert Josef K., daß er ihn aufgrund seiner Unschuld und aufgrund seiner eigenen Beziehungen vom Prozeß befreien könne. Im Gespräch insistiert Titorelli auf der angenommenen Unschuld als Basis der Befreiung K.s. Auch durch Hinweise K.s, die auf die Strenge des Gerichts zielen, läßt sich der Maler nicht von dem Gedanken der Unschuld und den daraus resultierenden Möglichkeiten der Freisprechung abbringen.<sup>42</sup>

Auf der Basis des Gedankens, daß das Gericht ihm gegenüber vollständig im Unrecht sei, diskutieren K. und Titorelli die theoretische, aber niemals praktisch existierende Möglichkeit der Unschuld eines Angeklagten. Titorelli gibt zu, niemals einen Freispruch erlebt zu haben:

„Aber ist das wahrscheinlich? In so vielen Fällen keine einzige Unschuld? Schon als Kind hörte ich dem Vater genau zu, (...).“ (P 207)<sup>43</sup>

---

<sup>42</sup> Das gleiche Problem des Verlassens von intellektuellen und moralischen Positionen zeigt K. im Gespräch mit dem Gefängniskaplan. Dieser Mangel an Festigkeit dem eigenen Urteil gegenüber wird durch die Undurchschaubarkeit der Gerichtssphäre in den Angeklagten erzeugt, wird aber als ihre Schwäche von den Angeklagten nicht wahrgenommen. Kafka gestaltet in ihrer Willenlosigkeit ein Bild der Ohnmacht des einzelnen gegenüber einer Totalität, deren Funktionen und Zusammenhänge nicht faßbar sind. Kafka zeigt eine Form der Wehrlosigkeit, die nicht mehr, in der in bezug auf Handlung ohnmächtigen Opposition zu einer herrschenden Gesellschaftsklasse besteht, sondern Ohnmacht schlechthin bedeutet.

<sup>43</sup> Hier gibt Kafka eine verborgene Andeutung der Genese des Schuldgefühls. In zwei Sätzen verknüpft Titorelli den Gedanken der Unschuld und die hier überraschende, unvorbereitete Erwähnung des Vaters. Nach Sigmund Freuds Theorie wird das Schuldgefühl in dem Bewußtsein des Kindes erworben, den Vater beseitigen zu wollen, um die Mutter für sich allein zu haben.

#### 2.4.4. Methoden der Prozeßführung

Es existieren keine Freisprüche bei Gericht. Sie kursieren nur in Form von Legenden.

Titorelli erläutert die Möglichkeiten des Überlebens unter den Bedingungen des Prozesses. Es gibt die „scheinbare Freisprechung und die Verschleppung“ (P 208). Die scheinbare Freisprechung beruht darauf, daß ein Bürge für die Unschuld des Angeklagten bei den Richtern der untersten Grade Unterschriften sammelt und diese dem zuständigen Richter vorlegt. Dieser kann aufgrund der mehrfachen Bürgschaft anderer Richter den Angeklagten freisprechen. Aber nicht wirklich und für immer, denn nur das „oberste Gericht“ (P 213) hat das Recht freizusprechen, es ist aber „ganz unerreichbar“ (P 213). Der Angeklagte kann sofort nach der „scheinbaren Freisprechung“ erneut verhaftet werden. Seine Akten werden nicht vernichtet, wie es bei einem wirklichen Freispruch der Fall wäre. Der Prozeß würde von neuem beginnen, so kann es immerfort weitergehen.

Die zweite von Titorelli dargestellte Strategie der Prozeßbewältigung ist die Verschleppung. Sie beruht darauf, daß der Prozeß dauernd auf einem fortschrittslosen Niveau der unteren Instanzen gehalten wird, indem Scheinaktivitäten die Behörde beschäftigen. Dem Gericht ist diese Strategie bekannt, und damit hat sie ihre Wirksamkeit eingebüßt. Die Tätigkeit des Anwalts kann vom Gericht her gesehen als Taktik der Verschleppung gelten. Einer der Richter äußerte sich über Kaufmann Block seinem Anwalt Huld gegenüber:

„Block ist bloß schlau. Er hat viel Erfahrung angesammelt und versteht es, den Proceß zu verschleppen. Aber seine Unwissenheit ist noch viel größer als seine Schlaueit. Was würde er wohl dazu sagen, wenn er erfahren würde, daß sein Proceß noch gar nicht begonnen hat, wenn man ihm sagen würde, daß noch nicht einmal das Glockenzeichen zum Beginn des Processes gegeben ist.“ (P 267)

Hier erscheint die bewußte Verunsicherung der Angeklagten in der Perfidie des Gerichts, Block seine materiellen und psychischen Energien verschwenden zu lassen, ohne daß der Prozeß nach ihren Maßstäben schon begonnen hätte.

Titorelli hat die Chancenlosigkeit, den Prozeß mit einem Freispruch zu beenden, glaubhaft geschildert. Er vertraut Josef K. an:

„Wenn ich hier alle Richter neben einander auf eine Leinwand male und Sie werden sich vor dieser Leinwand verteidigen, so werden Sie mehr Erfolg haben als vor dem wirklichen Gericht.“ (P 201)

Das „Gemeinsame“ der beiden Methoden des scheinbaren Freispruchs und der Verschleppung liegt darin, daß „sie eine Verurteilung des Angeklagten verhindern“ (P 218). Josef K. begreift:

„Sie verhindern aber auch die wirkliche Freisprechung.“ Dies sagt er „leise“, so „als schäme er sich das erkannt zu haben.“ (P 218)

Es ist Scham gleich jener, die kindlichem Zurückgewiesenwerden entstammt. Diese rührt aus dem Begreifen, daß die eigenen Vorstellungen von Wahrheit und Lüge für die Welt der Erwachsenen geltungslos sind. K. schämt sich, nicht auf den Wunsch nach Freispruch verzichten zu können. Die Methoden, die Titorelli schildert, anzuwenden, hieße, zuzugeben, daß man schuldig ist. Hier besteht Josef K. auf der Möglichkeit der Freilassung entgegen dem herrschenden Realitätsprinzip der Gerichtspraktiken. Sein Freiheitsstreben besitzt allerdings nicht mehr die tragische Größe der Helden des bürgerlichen Dramas, die einen Konflikt zwischen innerer Wahrheit und gesellschaftlicher Realität erleben und deswegen sterben müssen. Denn diese sind sich bewußt, daß sie mit der Wahrheit in Einklang stehen. Sie gehen zugrunde, aber in dem Bewußtsein, daß eine spätere Welt sie verstehen und ihnen Recht geben wird. Josef K. ist bewußt, daß sein Leben nicht mehr lebenswert ist, wenn er sich den Gerichtsgepflogenheiten anpaßt und unterwirft. Aber für ihn gibt es kein allgemeingültiges Ideal mehr, dem er Vertrauen schenken könnte. Er hat keine Menschen, die ihn verstehen, aber auch keinen Glauben, der ihn mit zukünftigen Geschlechtern verbinden könnte und seine Einsamkeit mildern würde. In seiner Scham zeigt er instinktive Ablehnung gegen eine Welt, aus der die Freiheit verbannt werden soll.

Wie niemals zuvor erweckt K. hier Mitgefühl und Sympathie. Sein Wunsch nach Freiheit stellt ihn in Opposition zu der herrschenden Ideologie: Weder ist er in seinem Denken von Schuldgefühlen noch von praktischen Erfolgserwägungen bestimmt. Er besteht auf der theoretischen Möglichkeit der Unschuld eines Angeklagten, auch wenn er es nicht mehr wagt, sich selbst dazuzuzählen.

#### **2.4.5. Erlösung**

In dem Fragment „Das Haus“ stellt Kafka die Entwicklung der Beziehung zwischen Josef K. und Titorelli dar. Das Fragment ist inhaltlich nach der Entlassung Huld's einzuordnen. Das „Haus“-Fragment könnte einen Teil der zeitlichen Lücke zwischen dem Dom-Kapitel (im November) und dem Tode K.s (im Frühsommer) füllen.<sup>44</sup>

---

<sup>44</sup> Diesen Vorschlag macht Helmut Richter (siehe: Helmut Richter: Franz Kafka. Werk und Entwurf. Berlin, 1962. S. 192 f.). Ferner stellt er überzeugend dar, daß Kafka diese Zeitspanne zur weiteren Darstellung des privaten Lebens von K. nutzen wollte: „Charakter, Lebensweise und Entwicklung K.s sind in den ‚vollendeten‘ Kapiteln nur thesenhaft skizziert; die ‚unvollendeten‘ und fehlenden Partien hätten diese Thesen mit Leben erfüllen müssen. Offenbar lagen hier die besonderen Schwierigkeiten des Autors, denn alle besonders unausgereiften Episoden und Kapitelansätze behandeln K.s persönliche Verhältnisse: Elsa, die Mutter, den Onkel, Titorelli, den Staatsanwalt und sein Verhältnis zum Direktor-Stellvertreter.“

K. empfindet, „wie schon öfters in der letzten Zeit, daß Titorelli soweit es auf Quälerei ankam, den Advokaten reichlich ersetzte.“ (P 347)

Das „Haus“-Fragment thematisiert die Entwicklung der Beziehung zwischen Josef K. und Titorelli. Titorelli stellte K. die Unmöglichkeit eines Freispruchs für ihn, aber auch die beiden realistischen Möglichkeiten des Umgangs mit der Gerichtsbehörde dar. Im Fragment ist Josef K. erneut in seine Projektionen und Illusionen verstrickt. Er konstruiert ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis zwischen sich selbst und Titorelli. Da er Titorellis finanzieller „Wohltäter“ (P 348) geworden ist, glaubt er, daß Titorelli nun auch von ihm abhängig sei. Die angebliche Quälerei besteht in seinem Mißtrauen, anzunehmen, daß Titorelli ihm wichtige Informationen und Interna der Gerichtssphäre vorenthält und verschweigt, deren Kenntnis ihm unentbehrlich wäre. Im „Haus“-Fragment fällt Josef K. gegenüber dem Erkenntnisniveau der ersten Begegnung zurück. Josef K. ist den Ratschlägen Titorellis gegenüber indifferent und konsequenzlos geblieben: Weder konnte er sich dazu durchringen, einen der von Titorelli beschriebenen Wege zu beschreiten, noch ist es ihm möglich, „ohne Hoffnung“<sup>45</sup> zu leben, das heißt, die Tatsache der Ohnmacht dem Gericht gegenüber anzuerkennen. Das von Josef K. konstruierte Abhängigkeitsverhältnis zu Titorelli enthebt ihn psychisch der Notwendigkeit, aus Titorellis Informationen Schlüsse für sein Verhalten dem Gericht gegenüber zu ziehen.

Das von Kafka gestrichene Traumbild basiert auf einer illusionären Handlungsmöglichkeit, die Titorelli zu garantieren schien:

---

(Ebenda, S. 195.) – Mit den inhaltlichen Schlüssen Richters stimme ich nicht überein. Es kommt auf die Frage an, welche Romankonzeption dem Werk unterlegt wird. Von dem Gedanken einer Charakterdarstellung im Sinne des bürgerlichen Romans muß bei Kafka Abschied genommen werden. Das Bewußtsein ist bei Kafka etwas völlig anderes als bei Thomas Mann. Kafka stellt in dem Konflikt zwischen einem Individuum und einer sich totalitär ausweitenden Herrschaftsclique zum einen die mangelnde Urteilsfähigkeit dar, diese Herrschaft zu erkennen, und er zeigt zum anderen in der daraus folgenden Widerstandslosigkeit die fortschreitende Zerstörung des Bewußtseins. In der Innenwelt von Kafkas Figuren gibt es keine von Herrschaft freien Zonen, die der Gesellschaft autonom gegenüberstehen und die eine Garantie für die Unantastbarkeit des Individuums darstellen. Aus diesem Grund könnten auch, wie ich meine, Darstellungen des privaten Lebens von Josef K. keine weiteren Aufschlüsse über K.s Charakter geben. Kafka will die Zerstörung von Denken und Wollen darstellen. Die ist keine Frage der persönlichen Moral und der Intelligenz. Auch ein stärkerer Mensch als es Josef K. ist, hätte dem Gericht nichts entgegenzusetzen gehabt. Furcht und Gehetztheit als die Auswirkungen des Prozeß bestimmen sein Sein und Bewußtsein. Der Begriff des Charakters trifft einerseits nicht die politischen und gesellschaftlichen Bewegungen, die Kafka zeigen will, und andererseits zeigt Kafka gerade, daß dieser Begriff für die Situation der gesellschaftlichen Ausgrenzung und Herauslösung obsolet geworden ist. Dem Begriff Charakter inhärent ist ein mögliches Erkennen der gesellschaftlichen und individuellen Verhältnisse. Kafka aber zeigt gesellschaftliche Unterdrückung und Herrschaft, die als solche von den Unterdrückten nicht wahrgenommen wird, und so können sich weder Denken noch Erkennen als die eigentlichen Qualitäten des Charakters entfalten.

<sup>45</sup> „Viel Hoffnung – für Gott –, nur nicht für uns.“ (In: Das Kafka-Buch. Eine innere Biographie in Selbstzeugnissen. Herausgegeben von Heinz Politzer. Frankfurt am Main, 1983. S. 251.) – Kongenial sagt Walter Benjamin in seiner Interpretation dieser Stelle: „Dieser Satz enthält wirklich Kafkas Hoffnung. Es ist die Quelle seiner strahlenden Heiterkeit.“ (Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1981. S. 88.)

„(...) hier wenn irgendwo war der Durchbruch möglich.“<sup>46</sup>

Der Traum greift den Eindruck ungezwungener Sinnlichkeit, den Titorelli auf Josef K. bei seinem ersten Besuch machte, auf. Kafkas Darstellung beinhaltet Elemente der Theorie der Traumdeutung von Sigmund Freud. Josef K.s Traum zeigt jene Elemente der Wirklichkeit, die Freud als „Tagesreste“ bezeichnet. Und Josef K. entledigt sich im Traum durch Projektion zudem eigener unliebsamer Gefühle.

Josef K. umschmeichelt und umstreichelt Titorelli, wie er es bei den kleinen Mädchen auch erlebte. Im sinnlichen Agieren ist es Josef K., der sich auslebt, aber die Scham und Verantwortung trägt im Traum statt seiner Titorelli. Dieser ist es, der „schamlos“<sup>47</sup> lächelt. Im Traum ist seine Abwehr von sexuellen Empfindungen den Mädchen und Titorelli gegenüber überwunden, vielmehr sind die nun erlaubten und unzensierten erotischen Einstellungen ihnen gegenüber der Anlaß für die Erfüllung seines Wunsches. Die Wirklichkeit brachte nicht das gewünschte Ergebnis, aber Josef K.s Tun im Traum ist von Erfolg gekrönt. Titorelli kann nicht anders, er muß seinen Wunsch erfüllen:

„Als gehorche er einem Naturgesetz neigte sich endlich Tit zu ihm herab, ein freundliches langsames Schliessen der Augen zeigte, dass er zur Erfüllung der Bitte bereit sei, er reichte K. mit festem Druck die Hand.“<sup>48</sup>

In der Erfüllung erotischer und ehrgeiziger Wünsche erkennt Freud die bewegenden Motive für das Traum- und Phantasieleben der Menschen.

Im Traum zeigt Josef K. Sinnlichkeit, der er sich im Leben einerseits aufgrund seines sozialen Status, andererseits aufgrund seiner psychischen Rigidität und Ängstlichkeit enthalten muß. Er geht zu Titorelli eine erotisch gefärbte Beziehung ein. Er kann dies, denn Titorelli ist eine Figur, die dem Konkurrenz- und Leistungsprinzip entgangen ist. Josef K.s Traum liefert den Beweis für die Mächtigkeit des Ich: Titorelli erfüllt seinen Wunsch, er kann sich nicht entziehen. Diese beide Elemente bilden nur den Auftakt zur Erfüllung des einen größten und mächtigsten Wunsches: der Befreiung vom Gericht.

In einem großen Bild, in dem symphonisch alle Elemente gemeinsam erklingen, stellt Kafka K.s Befreiung dar. Die Gerichtssphäre ist nicht mehr mühsame und unüberwindbare Welt, die schwindeln macht, Atemnot verursacht:

Titorelli und K. „eilten über die Treppen, aber nicht nur aufwärts, sondern auf und ab ohne jeden Aufwand von Mühe leicht wie ein leichtes Boot im Wasser.“<sup>49</sup>

---

<sup>46</sup> Franz Kafka: Der Proceß. Apparatband. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main, 1990. S. 346.

<sup>47</sup> Siehe: Franz Kafka: Der Proceß. Apparatband. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main, 1990. S. 346.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 346.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 346.

Die Vereinzelung Josef K.s ist aufgehoben, denn zusammen erleben sie die Befreiung vom Prozeß und haben eine gemeinsame befriedigende Form der Bewegung erreicht. Zudem ändert das Licht seinen Einfall, es „strömte plötzlich blendend von vorn“.<sup>50</sup> Josef K. erlebt seine Befreiung als sinnlich-körperliche Verwandlung und als Veränderung der Außenwelt:

„Wieder war K. auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes, aber alles war ruhiger und einfacher. (...), K. umfasste alles mit einem Blick, machte sich von T. los und gieng seines Weges.“<sup>51</sup>

Zu der sinnlichen Befriedigung kommt ruhiger und vernunftbestimmter Überblick.<sup>52</sup> Den Tagtraum des „Haus“-Fragments strich Kafka aus dem Werk. Welche Gründe könnte er dafür gehabt haben? Die strenge Abwärtsbewegung in der Konzeption, die Kafka durch den Disput über Freiheit und Notwendigkeit zwischen Josef K. und dem Gefängniskaplan im Dom-Kapitel (im November) bis zu K.s Tod (im Frühsommer) erreichen wollte, erschiene mit dem Befreiungstraum in dieser Zwischenzeit weniger zwingend. Denn dieser vermittelt psychische Reserven der Losgelöstheit und geistigen Unabhängigkeit, die Josef K. zu diesem Zeitpunkt nicht mehr haben konnte. Kafka mußte die Neigung zum Tode hin motivieren, denn das letzte Kapitel stand fest, daher darf die dort dargestellte Resignation und Todesmüdigkeit nicht als plötzlich erscheinendes Empfinden gezeigt werden. Die Erfüllung des Befreiungstraums führt den Leser weg von der gesellschaftlichen Konzeption des Romans, der Traum löst das Prozeßproblem K.s auf einer psychischen Wunscherfüllungsebene. Was Kafka an verbleibendem Wunschdenken bei K. trotz gesteigerter Schuldgefühle und Todessehnsucht vorgeschwebt haben mag, erfüllt die Erzählung „Ein Traum“ in viel tieferer und erschreckender Weise.

In der Erzählung „Ein Traum“ träumt Josef K. seinen Tod.<sup>53</sup>

Spazierengehend zieht es K. plötzlich und gegen seinen Willen zum Friedhof. Bei einem frischen Grabhügel muß er abrupt halten. Zwei Männer rammen einen Grabstein in die Erde. Ein dritter Mann, durch seine Kleidung als Künstler erkennbar, beginnt mit der Beschriftung des Steins. Er arbeitet mit einem schlichten Bleistift, doch auf dem Stein erscheint die Schrift in schönen Goldbuchstaben. Der Künstler kommt nur bis zu den Worten „hier ruht“, dann stockt seine Arbeit.

---

<sup>50</sup> Ebenda, S. 346.

<sup>51</sup> Ebenda, S. 346 f.

<sup>52</sup> Josef K. gelingt hier der ruhige verstehende Überblick, der es ihm ermöglicht, frei wegzugehen. Den Wunsch, den Überblick zu erlangen, hat Jörgen Kobs als durchgängiges Bestreben der Hauptfiguren Kafkas analysiert. Sie scheitern an diesem Bestreben. (Jörgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v.d.H., 1970. S. 213-246.)

<sup>53</sup> Die Erzählung hat Kafkas eigenen literarischen Ansprüchen genügt, denn er publizierte sie zu Lebzeiten im Landarzt-Zyklus.



Jetzt wird K., der bis dahin nur beobachtete, in das Geschehen des Traumes einbezogen. Der Künstler bedeutet ihm, daß er – Josef K. – der Grund für die Unterbrechung sei. K. erschüttert das, er muß weinen und schluchzen. Eine Glocke, die zu läuten begann, wird vom Maler zum Verstummen gebracht. Endlich versucht er die Wiederaufnahme seiner Arbeit, doch das Blei verwandelt sich nicht mehr in Gold. Aber ein Buchstabe erscheint, es ist ein „J“. Hilflos und wütend stampft der Maler auf die Erde des Grabhügels, nur eine dünne Erdschicht bedeckte das Grabloch. K. beginnt zu begreifen: Er kann zum Gelingen des Werkes beitragen. Mit bloßen Händen gräbt er. Sanft – auf dem Rücken liegend – gleitet er in das Grab. Schon im Grab liegend nimmt er wahr, wie sein Name vollendet auf dem Stein erscheint: „Entzückt von diesem Anblick erwachte er.“ (DzL 298)

Inhaltliche und funktionale Elemente des Fragments „Das Haus“ finden sich in der Erzählung „Ein Traum“ wieder: Beide Male verändert sich K.s Art der Fortbewegung: Im Befreiungstraum wird diese zu einem köstlichen freien Schweben. Im Todestraum verwandelt sich zielloses Spazieren zu einem gewaltsamen Fortgerissen-Sein, um wiederum zu einem schwerelosen Gleiten ins Grab zu werden. In beiden Texten ist ein Künstler das Medium der Wunscherfüllung. Beide Male vollzieht sich die Versöhnung des Ich mit der Außenwelt. Die Widersprüche zwischen subjektiver Existenz und Außenwelt heben sich auf. In diesem Aspekt liegt das Motiv der Wunscherfüllung, denn Josef K. erlebt Versöhnung, um dadurch den Zustand des Ausgestoßenseins zu beenden.

In der gestrichenen Stelle, die den Tagtraum beinhaltet, gestaltet Kafka die ersehnte Befreiung vom Prozeß als fühlbare und erkennbare Veränderung Josef K.s und seiner Wahrnehmung der Außenwelt. In „Ein Traum“ stirbt das Ich. Man könnte sagen, sein Tod dient dazu, dem Künstler-Ich die Vollendung seines Werkes zu ermöglichen. Aus seinem Begreifen und seinem Handeln bezieht Josef K., das sterbende Ich, seinen Stolz.<sup>54</sup> Er gehorcht einem ihm befehlenden inneren Gesetz, indem er eine von ihm erkannte und anerkannte Notwendigkeit erfüllt. Diese bestimmt ihn dazu, sich selbst zu opfern. Als er am Ende des einen Jahres im Steinbruch wirklich hingerichtet wird, bedauert er, sich nicht selbst töten zu können. In seinem Traum ist ihm dies möglich, da er die künstlerische Vollendung anerkennt. Diese erachtet er höher und wertvoller als sein Leben. Aufgrund des vollzogenen Einklangs mit der inneren (autoritären) Stimme empfindet er endlich die ersehnte Ruhe.

---

<sup>54</sup> Hans Helmut Hiebel diskutiert diese Stelle im „Prozeß“ im Zusammenhang von Schreiben und Gesetz und im Vergleich zu anderen Stellen im Werk mit thematischer Ähnlichkeit. Sprache und in ihr vermittelt Herrschaft in Form von Erziehung in der Familie und als soziale Hierarchien in der Gesellschaft schreiben sich in die Seele und in den Körper ein. „Vielleicht ist es daher kein Zufall, daß in dem Text EIN TRAUM (ER 164 ff.) der Buchstabe zum Grabmal wird. Das Lebendige erliegt der Schrift, die ‚Eigentümlichkeit‘ der ‚Allgemeinheit‘ (H 227 ff.), deren Sprachmacht ein Letter symbolisiert. Als Josef K. auf dem Grabstein über einem frisch aufgeworfenen Grabhügel erkennt, wie ein ‚J‘ als Initial seines Namens in Goldschrift erscheint, weiß er, daß von ihm gefordert ist, in dieses Grab hinabzusteigen.“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 10.)

## 2.5. Die Beziehung Josef K. / Gefängniskaplan

### 2.5.1. Einführung

Die Parabel „Vor dem Gesetz“ zeigt kristallisiert Josef K.s Verhalten zum Prozeß. Der Roman entfaltet die gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen, die zu Josef K.s Untergang führen, während die Türhüter-Legende den existentiellen Aspekt des vertanen Lebens beleuchtet.<sup>55</sup>

Kafka konzipierte die Parabel als eine Allegorie, die „alles sagt, was zu sagen ist, nirgends ins Tiefere geht und ins Tiefe zieht“ (F 596). Erzählzeit und erzählte Zeit stehen in einem größtmöglichen Gegensatz zueinander. Auf etwas mehr als einer Buchseite erzählt Kafka ein Menschenleben. Kafka benutzt in der Parabel eine auktoriale Erzählweise.<sup>56</sup>

Die inhaltliche und formale Kraft der Parabel trifft den Leser unmittelbar. Kafka verwendet im Dom-Kapitel zwei lange erzählerische Schleifen, um unvermittelt den Kaplan diese Geschichte erzählen zu lassen. Zuerst wird der Josef K. ermüdende Bankalltag geschildert. Danach zeigt Kafka Josef K.s Befinden allein im Dom. Die Verbindung zwischen Bank und Dom stellt Kafka durch die mysteriöse Figur des italienischen Bankkunden her, dem K. den Dom zeigen soll, und der dort nie erscheint.<sup>57</sup>

In der lärmenden, unmotivierten Vitalität des Italieners und in der Unfähigkeit K.s, seine Sprache zu verstehen, paßt der Italiener zur Onkel-Figur: Beide behindern und irritieren K. und lassen ihn tiefer in den Prozeß hineingeraten, weil sie K. zu anderen, ihn beherrschenden Figuren führen.

---

<sup>55</sup> Die gegenseitige Bezogenheit von Roman und Parabel wird allgemein, allerdings in verschiedener Akzentsetzung angenommen. „Weiteren Einblick in die widersinnige Prozeßwelt gibt der Roman durch die Legende ‚Vor dem Gesetz‘, nicht nur für Josef K., der dabei zu keinem abschließenden Urteil gelangt, sondern auch für den Leser, der zugleich die Möglichkeit hat, aus K.s Fehlern zu lernen.“ (Peter U. Beicken: Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung. Frankfurt am Main, 1974. S. 279.)

<sup>56</sup> Dies hat als erster Walter Sokel bemerkt. Er führt für seine Argumentation zwei Stellen an, die er im Text besonders hervorhebt: 1. „Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und *ermüdet den Türhüter* durch seine Bitten.“ (Walter H. Sokel: Das Verhältnis der Erzählperspektive zu Erzählgeschehen und Sinngehalt in „Vor dem Gesetz“, „Schakale und Araber“ und „Der Prozeß“. *Ein Beitrag zur Unterscheidung von „Parabel“ und „Geschichte“ bei Kafka*. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Hrsg. von Hugo Moser und Benno von Wiese. 86. Band. Berlin, 1967. S. 273.) – Die 2. Stelle lautet: „Der Türhüter *erkennt*, daß der Mann schon an seinem Ende ist und *um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen*, brüllt er ihn an.“ (Ebenda, S. 274.) – Daraus schließt Walter Sokel auf eine auktoriale Erzählhaltung: „In der ‚Legende‘ jedoch geschieht viel Grundlegenderes: Denn in den von mir hervorgehobenen Stellen steht der Erzähler außerhalb und über den beiden Figuren der Erzählung und blickt in herkömmlicher Erzählermanier in beide hinein. Vor allem gestattet er uns, wenn auch nur ganz flüchtig, einen Einblick in das Bewußtsein des Gegenspielers der Hauptfigur, was sich Kafka bisher fast immer verwehrt hatte. Nie wird uns sonst im ‚Prozeß‘ der Bewußtseinsinhalt einer anderen Figur als Josef K. mit Gewißheit vermittelt.“ (Ebenda, S. 274.)

<sup>57</sup> Als K. dem Kaplan von seiner Verabredung erzählt, scheint es, als sei der Italiener ein Abgesandter des Gerichts, der K. zum Dom leiten sollte. Die Verabredung ist nur etwas „Nebensächliches“ (P 288).

Diese beiden Schleifen, Banktag und italienischer Gast, sind die Hinführungen zum Gespräch zwischen K. und dem Gefängniskaplan und zur Parabel. Die Deutungen der Parabel, die Josef K. und der Kaplan vornehmen, bezeugen die Endlosigkeit der Deutungsmöglichkeiten. Das gesamte Dom-Kapitel erhält durch die Erzählschleifen des Anfangs und dann durch die formale und inhaltliche Wucht der Parabel, der noch die Auslegungen folgen, eine schmerzhaft und erschöpfende Dehnung. Die Dehnung des Kapitels spiegelt die psychische Schwere und Bewegungslosigkeit Josef K.s, und dies kontrastiert Kafka wiederum zu der Nüchternheit und formalen Geschlossenheit der Parabel. Die Hälfte des einen Jahres der erzählten Zeit ist vergangen. Kafka schildert im Dom-Kapitel zwei Tage, am ersten erfährt Josef K. von dem Auftrag, einem italienischen wichtigen Bankkunden auf dessen Wunsch die kunsthistorische Bedeutung des Domes zu erklären.<sup>58</sup> Der zweite Tag ist dem Geschehen im Dom gewidmet.

Kafka steigert noch die Intensität der Darstellung des Drucks auf Josef K., den er in der Bank erträgt. K.s Sorgen verhindern die Konzentration auf die erforderliche Leistung. Mit dem nächst-höhergestellten Bankbeamten, dem Direktor-Stellvertreter, kämpft er um seine Position, während der Direktor K.s Achtung genießt. Als K. am Morgen in die Bank kommt „lächelte (der Direktor) freundlich, offenbar war er sehr erfreut über K.s Kommen“ (P 273). Seine Art zu sprechen hat einen humanen Charakter. Er übersetzt für Josef K. den italienischen Dialekt des Bankkunden. Der Direktor „(...), mischte sich in das Gespräch und zwar so klug und zart, (...)“ (P 275), daß K. aufgrund seiner Unkenntnis nicht beschämt zu sein braucht. K. konkurriert nicht mit dem Direktor, daher gibt es auch keinen Machtkampf zwischen ihnen. Er ist eine Ausnahme unter den Vaterfiguren im Werk. In seinem Privatleben geht K. eine Beziehung zu einem ihm gesellschaftlich überlegenen Mann ein. Der standesbewußte Staatsanwalt Hasterer duldet und fördert die Beziehung zu dem Jüngeren. Zu Männern seines Alters hat Josef K. keine Beziehung. Die nächsthöhere Position birgt die Versuchung, diese zu erobern und daher den Wunsch, den anderen zu stürzen.<sup>59</sup>

---

<sup>58</sup> In einer Momentaufnahme zeigt Kafka K.s alleinige Ausrichtung auf die Existenzsicherung. K.s Interesse an Kunst erklärt sich aus geschäftlichem und nicht aus geistigem Interesse.

<sup>59</sup> Sigmund Freud erklärt diesen Komplex der Versuchung und Annexion mit dem Begriff „*délire de toucher*“: „Das Haupt- und Kernverbot der Neurose ist wie beim Tabu das der Berührung, daher der Name: Berührungsangst, *délire de toucher*. Das Verbot erstreckt sich nicht nur auf die direkte Berührung mit dem Körper, sondern nimmt den Umfang der übertragenen Redensart: in Berührung kommen, an. Alles, was die Gedanken auf das Verbotene lenkt, eine Gedankenberührung hervorruft, ist ebenso verboten wie der unmittelbare Kontakt; dieselbe Ausdehnung findet sich beim Tabu wieder. (...) Wir wissen auch, wer ein Tabu übertreten hat durch die Berührung von etwas, was tabu ist, der wird selbst tabu, und niemand darf mit ihm in Berührung treten.“ (Sigmund Freud: Totem und Tabu. Gesammelte Werke. Neunter Band. London, 1940. S. 37.) – Theodor W. Adorno greift diesen Hinweis in seiner Deutung auf und bemerkt die Ähnlichkeit der Ansichten über Hierarchie bei Kafka und bei Freud. Sie seien kaum voneinander unterscheidbar. Adorno zitiert aus Totem und Tabu: „Das Tabu eines Königs ist zu stark für seinen Untertan, weil die soziale Differenz zwischen ihnen zu groß ist. Aber ein Minister kann etwa den unschädlichen Vermittler zwischen ihnen machen.“

So ist K. gezwungen, die Nähe zum Direktor-Stellvertreter zu suchen und diese Nähe gleichzeitig zu fürchten. Diese Männer könnten sich seiner erwehren mit der Macht ihrer höheren Positionen. K.s durch den Prozeß verursachte Schwäche erhöht den Zwang, mit dem Direktor-Stellvertreter zu konkurrieren:

„(...) er [der Direktor-Stellvertreter] mußte so oft als möglich erfahren daß K. lebte und daß er wie alles, was lebte eines Tages mit neuen Fähigkeiten überraschen konnte, so ungefährlich er auch heute schien.“ (P 341)

Bei Hasterer, dem gegenüber keine realen Aufstiegschancen eine Rolle spielen, wird Josef K.s Vernichtungsfurcht bewußt:

„Er konnte sich aber lange nicht daran gewöhnen Arm in Arm neben dem riesigen Manne zu gehn, der ihn in seinem Radmantel ganz unauffällig hätte verbergen können.“ (P 329)

Josef K. glaubt, nur noch durch devote Annahme aller möglichen Arbeit, die ihm vor dem Prozeß zu geringfügig erschienen wäre, seine Position in der Bank behaupten zu können. Letztlich ist er sich der Wirkungslosigkeit seines Tuns bewußt, er weiß, „daß er sich nur durch Arbeitserfolge erhalten könne (...)“. (P 272).

Die intellektuelle Einsicht in die Sinnlosigkeit seiner beruflichen Über-Aktivität verhindert nicht, daß er den Auftrag, den Italiener zu führen, annimmt. Selbst die Warnung Lenis, nicht in den Dom zu gehen, kann ihn nicht umstimmen. Josef K. hat die Durchdringung seines Alltagslebens vom Prozeß zwar erkannt: „Ja, sie hetzen mich.“ (P 278). Aber weiterhin bestimmen Gefühle und nicht sein Denken sein Handeln. So versucht er, sich an die einzigen Regeln gesellschaftlichen Verhaltens zu klammern, die er wirklich kennt und beherrscht. Es sind die Regeln des beruflichen Erfolges und Wettbewerbs. Doch jetzt ist K. nicht mehr wie vor dem Prozeß oben, er ist unten und muß sich mühsam und für ihn entwürdigend dem System andienen: So entschließt er sich, dem italienischen Geschäftsfreund den Dom zu erklären.

Kafka schafft im Dom die Atmosphäre von Einsamkeit und Geschlossenheit um Josef K. Er ist dort bis auf eine alte Frau und einen Kirchendiener allein. Draußen ist es kalt und dunkel, auch im Dom ist es dunkel. Die wenigen Kerzen genügen nicht, um die Dunkelheit zu erhellen. Dunkelheit bedeutet Trauer, Ende und Todesnähe. Ein auf

---

Das heißt aus der Sprache des Tabus in die normale Psychologie versetzt: der Untertan, der die großartige Versuchung scheut, welche ihm die Berührung mit dem König bereitet, kann etwa den Umgang des Beamten vertragen, den er nicht so sehr zu beneiden braucht und dessen Stellung ihm vielleicht selbst erreichbar erscheint. Der Minister kann seinen Neid gegen den König durch die Erwägung seiner Macht ermäßigen, die ihm selbst eingeräumt ist. So sind geringere Differenzen der in Versuchung führenden Zauberkraft weniger zu fürchten als besonders große.“ (...) Der ebenfalls für die Sphäre des Tabus zuständige, von Freud zitierte Ausdruck *déire de toucher* trifft genau den sexuellen Zauber, der bei Kafka Menschen, zumal niedrige mit höheren zusammentreibt.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 260 f.)

Gesamtorientierung zielender Blick ist unmöglich. Größe und Geschlossenheit des Bauwerks tragen dazu bei, K. der Sorgen um seine Stellung im Prozeß und in der Bank zu entheben. Erst als er den Geistlichen wahrnimmt und den Druck verspürt, dessen Predigt zu folgen, bemerkt er die lastende Größe des Bauwerks:

„K. fühlte sich ein wenig verlassen, als er dort vom Geistlichen vielleicht beobachtet, zwischen den leeren Bänken allein hindurchging, auch schien ihm die Größe des Doms gerade an der Grenze des für Menschen noch Erträglichen zu liegen.“ (P 286)

Der Gedanke, daß das Bauwerk die Erträglichkeitsgrenze berührt, erscheint ihm erst in Beziehung zu einem anderen Menschen. Josef K. erahnt die Aufforderung des Geistlichen an ihn. Damit ist er in eine drückende Zwangslage geraten. Der Dom, der zuerst nichts Bedrohliches für ihn hatte, wird jetzt zu einer Projektionsfläche für die Anforderungen der Außenwelt. Ebenso verhält es sich mit der Empfindung der „Verlassenheit“, auch dieses Gefühl erscheint erst im Zusammenhang mit einem anderen Menschen, wird aber auch von K. auf die Ausmaße des Bauwerks projiziert. Real ist K.s Leben seit jeher von unerträglicher Einsamkeit erfüllt. Im Kontext dieser Gefühle erscheinen zwei Kindheitserinnerungen in K.s Bewußtsein. Als Erinnerungen besitzen sie nur jene Intensität, die sie wie leichte Pinselstriche auf einem impressionistischen Bild erscheinen lassen.<sup>60</sup>

Sie dokumentieren Einsamkeit von Kindheit an. Sie beziehen sich auf seine emotionale Lage, bestimmen aber nicht das Denken und Handeln. Seit seiner Kindheit erschien K. der Domplatz nie anders als menschenleer, „fast alle Fenstervorhänge waren herabgelassen“ (P 279). Das Hinken des alten Kirchendieners im Dom erinnert K. an die Pferdchenspiele der Kindheit (siehe P 282 f.). Hier wird die Behinderung in trostloser Weise mit seiner Kindheit verknüpft.<sup>61</sup>

K.s Einsamkeit im Dom war ihm selbst angenehm, er hätte dort ein wenig Ruhe finden können. Arbeit und Prozeß schließen diese Ruhe- und Selbstfindung aus. Kafka wirft in seiner Darstellung ein Licht auf die Gesellschaft, die Arbeit und Leben so organisiert,

---

<sup>60</sup> Sie besitzen nicht die Kraft einer psychischen Prägung, die K.s Kindheitserinnerung im „Schloß“ auszeichnet. Die Kindheitserinnerungen im „Schloß“ bekommen eine das Leben bestimmende Bedeutung für K. – Klaus-Peter Philippi deutet die Mauerbesteigung K.s als einen Sieg, der ihm dennoch nicht die gewünschte Sicherheit für sein weiteres Leben gibt: „Da der Sieg kein ‚objektiver‘ war, sondern nur von seinem Bewußtsein produziert wurde, muß K. sich in seinem Selbstbewußtsein wieder zweifelhaft geworden sein. Wäre er echt gewesen, hätte der Sieg ‚für ein langes Leben einen Halt‘ geben sollen. K. aber hat seine alte Heimat verlassen. Offensichtlich war der ‚Halt‘ nicht stark genug, kam seine innere Fragwürdigkeit zum Vorschein.“ (Klaus-Peter Philippi: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966. S. 204.)

<sup>61</sup> Kafka zeigt auch die andere Seite kindlicher Reiterspiele. Im „Wunsch, Indianer zu werden“ (DzL 32) erscheint die Bewegung als eine bei aller Trauer auch freudige, fliegende, von keiner Außenwelt mehr erreichbare.

daß andere Menschen wirklich, wie K. es empfindet, als er den Priester wahrnimmt, nur noch als Bedrohung und Forderung wahrgenommen werden. K.s Leben bestand in der Abwehr gegen diese anderen.

Noch allein untersucht K., ob die Lichtverhältnisse für ein Betrachten der Bilder ausreichend sind, denn halb rechnet er doch noch mit dem Erscheinen des Italieners. Probeweise betrachtet er ein Gemälde in einem der Seitenaltäre:

„Störend schwebte das ewige Licht davor.“ (P 281)

K. sieht eine „Grablegung Christi in gewöhnlicher Auffassung“ (P 281). Der eigentliche Gehalt des Bildes ist für ihn eine Enttäuschung. Doch der Vordergrund, der von einem Ritter mit Schwert beherrscht wird, fesselt seine Aufmerksamkeit. K. phantasiert über ihn:

„Er schien aufmerksam einen Vorgang zu beobachten, der sich vor ihm abspielte. Es war erstaunlich, daß er so stehenblieb und sich nicht näherte. Vielleicht war er dazu bestimmt, Wache zu stehen.“ (P 281)

Josef K. selbst ist der Angeschaute, ohne daß er das bewußt als künstlerische Absicht realisiert, nur ihn kann der Ritter, „der am äußersten Rande des Bildes dargestellt war“ (P 281) ansehen.

Diese Szene erfüllt eine spiegelnde Funktion im Erzählvorgang: Kafka antizipiert in der Darstellung des den Ritter betrachtenden Josef K. die Situation des armen Mannes vom Lande in bezug auf den Türhüter in der Parabel. Beide, der Ritter des Bildes im Dom und der Türhüter des Gesetzes, stehen hindernd vor dem Ziel der Hauptfiguren. Der Ritter und der Türhüter sollen den Einlaß Begehrenden aufhalten. Im Unterschied zur Situation des armen Mannes in der Parabel, kann Josef K. das Innere des Bildes sehen: Es ist aber „gewöhnlich“ (P 281). Kafka zeigt hier, daß die Beziehung, die die Betrachtenden zu dem sie Behindernden eingehen, ein Kernstück der Suche nach dem Gesetz ist. Wenn sie die Behinderung in Form der äußeren Autorität bewältigen, dann haben sie einen freieren Zugang zum Ziel. Das Gesetz erschiene dann dem armen Mann vielleicht ebenso gewöhnlich, wie Josef K. die Grablegung Christi. Neben der formalen Funktion im Erzählgefüge erscheint in dem Bild der Grablegung inhaltlich ex negativo die Darstellung des Lebenswunsches von Josef K.: Kafka hat keine Auferstehungsszene Christi gewählt, sondern eine Todesszene. Vielleicht ist es nicht nur ästhetische Ablehnung, die Josef K.s negatives Urteil über das Bild bestimmt. Josef K. sieht Sterben und Vergehen in diesem Bild. In seiner enttäuschten Abwendung werden K.s tiefer Wunsch nach Leben, das sich nicht aufreißt, und seine Angst zu sterben deutlich.<sup>62</sup>

---

<sup>62</sup> Paul Celan drückt diese Sehnsucht in der letzten Strophe des Gedichts „Spät und Tief“ so aus: „es komme die Schuld über uns./ Es komme die Schuld über uns aller warnenden Zeichen,/ es komme das gurgelnde Meer,/ der geharnischte Windstoß der Umkehr,/ der mitternächtigen Tag,/ es komme, was niemals noch war!// Es komme ein Mensch aus dem Grabe.“ (Paul Celan: Spät und Tief. In: Mohn und Gedächtnis. Gedichte. Frankfurt am Main, 1976. S. 31 f.)

### 2.5.2. Das Verhältnis zwischen Josef K. und dem Gefängniskaplan

Die Funktion des Gefängniskaplans gegenüber Josef K. liegt in der Destabilisierung und Steigerung des Schuldgefühls. Er verschleiern weder Arbeitsweise des Gerichts noch den ungünstigen Prozeßstand:

„Dein Proceß wird vielleicht über ein niedriges Gericht gar nicht hinauskommen.“  
(P 289)

Doch sein autoritäres und dabei feierliches Gebaren versetzt K. einerseits in ein kindliches, rezeptives Gehorsamsverhalten, andererseits bewirkt es eine weitere Konfusion seines Denkens. Auch durch die wie absichtslose Zugewandtheit des Gefängniskaplans gelangt K. nicht zum Erkennen seiner bestehenden Abhängigkeiten und zur Neuorientierung seines Lebensplans. Der Kaplan hält keine Predigt, sondern macht auf der Kanzel nur einige „Mitteilungen“ (P 291). Josef K. möchte ihn gern fragen, ob und wie es möglich sei, „außerhalb des Processes zu leben“ (P 291). Dieser Gedanke ist neu. K. hat erkannt, daß ihn der Prozeß ohne Zutun des Gerichts gefesselt hält. Er sieht seine eigene psychische und intellektuelle Verstrickung, von der er nicht weiß, wie diese zu lösen sei. Josef K. spricht seine Gedanken nicht laut aus, aber der Kaplan gibt ihm trotzdem eine verschlüsselte Antwort. Einmal vermittelt der Parabel, als der Kaplan die Variante diskutiert, daß der arme Mann vom Lande frei sei gegenüber dem Türhüter, der seinen Dienst gebunden an das Gesetz verrichten muß:

„Wenn er sich auf den Schemel seitwärts vom Tor niedersetzt und dort sein Leben lang bleibt, so geschieht dies freiwillig, die Geschichte erzählt von keinem Zwang.“ (P 300)

Auf K. bezogen zeigt der Kaplan nur, daß es in K.s Verantwortung steht, den Prozeß zu haben, was K. schon weiß und akzeptiert hat. Er sagt nicht, wie man die Freiheit zu gehen erlangen kann. Zum anderen bestätigt der Kaplan gegen Ende ihres Gespräches K.s Erkenntnis, daß es möglich sein müßte, den Prozeß zu verlassen:

„Das Gericht will nichts von Dir. Es nimmt Dich auf wenn Du kommst und es entläßt Dich wenn Du gehst.“ (P 304)

Es gibt die Möglichkeit, das Gericht zu verlassen, indem man innerlich den Prozeß für beendet erklärt. Das kann die Form haben, die Titorelli aufzeigte, der Angeklagte verläßt sich auf seine Unschuld, braucht keine Hilfe von niemandem und ist dann frei. Freisprüche des Gerichts gibt es aber real nicht, sie existieren nur als Legende. Und der Freispruch, den der Angeklagte sich so selbst gibt, war noch niemals da, er steht als mögliches Prozeßende zwischen ihnen nicht einmal zur Debatte: So sehr liegt er außerhalb jeder Erfahrung. Dazu korrespondiert die Rechtspraxis des Gerichts, die der Kaplan am Beginn, als er K.s Schuld erklärt, erwähnt:

„Das Urteil kommt nicht mit einemmal, das Verfahren geht allmählich ins Urteil über.“ (P 289)

Hier erscheint das Gericht in seiner Nähe zu unabänderlichen Naturprozessen, deren Verlauf kein Widerstand entgegenzusetzen ist. Der einzig mögliche Widerstand, an die eigene Freiheit zu glauben und daher als Unschuldiger das Gericht zu verlassen, kommt in der Geschichte des Gerichts nicht vor. Der Kaplan warnt Josef K. vor den Frauen und vor dem Nichterkennen seiner eigenen Zugehörigkeit zum Gericht. Der Kaplan nimmt die gescheiterten Beziehungsversuche K.s auf und bestimmt die eigene Position ihm gegenüber, das flößt Josef K. Vertrauen zu ihm ein, denn keiner der Gerichtsangehörigen hat sich so offen zu erkennen gegeben wie er:

„Du bist eine Ausnahme unter allen, die zum Gericht gehören. Ich habe mehr Vertrauen zu Dir, als zu irgendjemanden von ihnen, so viele ich schon kenne. Mit Dir kann ich offen reden.“ (P 292)

Josef K. sieht den Gefängniskaplan mehr als unabhängige Person denn als Gerichtsangehörigen. Der Kaplan bedroht ihn nicht. Außerdem ist er ein Geistlicher, beides bedingt K.s Respekt vor seiner Person.

Die Parabel-Deutungen bewirken Verlorenheit in unüberschaubaren Möglichkeiten, die Josef K.s Erkenntnisvermögen binden und seine Einsicht, in die Notwendigkeit selbst zu handeln, verhindern. Der Gefängniskaplan boykottiert in seinem Insistieren auf den Parabel-Deutungen K.s Handlungsfähigkeit.

Der Kaplan vertritt ein asketisches Ideal. Es zeigt sich in betonter Gleichgültigkeit gegenüber der materiellen Welt, was wiederum seine geistige Unabhängigkeit zur Schau stellt. Unabhängigkeit erscheint schon im ersten Eindruck, den er auf K. macht. Ohne den Kaplan wahrgenommen zu haben, reflektiert K. über die Enge der Kanzel, die den Prediger zu unbequemer Haltung zwingt. Als der Gefängniskaplan die Kanzel erstiegen hat, bemerkt er, daß der Gefängniskaplan genau das klaglos tut, was Josef K. in seiner Phantasie als so behindernd einschätzte. Josef K. muß ganz nah unterhalb der Kanzel Platz nehmen. Ebenso wie der Kaplan seinen Kopf niederdrücken muß, um sich dem engen Bau anzupassen, verlangt er, daß auch Josef K. den Kopf ganz in den Nacken lege, um seinen Ausführungen zu folgen. Der Gefängniskaplan schaut gezwungen von der Kanzel herab – Josef K. muß gezwungen hinaufschauen. Das durch die Kanzel erzwungene Senken des Kopfes ist freiwillige Selbstbeschränkung des Kaplans, für Josef K. ist das Emporschauen eine anstrengende Geste.<sup>63</sup>

---

<sup>63</sup> Die Geste des herabgedrückten Kopfes findet sich auch bei der ersten, vom Gericht anberaumten Untersuchung: „Nur die Leute auf der Galerie hörten nicht auf, ihre Bemerkungen zu machen. Sie schienen, soweit man oben in dem Halbdunkel, Dunst und Staub etwas unterscheiden konnte, schlechter



Das Verhalten des Gefängniskaplans zu Josef K. ist ein Wechselbad von Strenge und Zuwendung. Allein dessen bestimmtes Wesen bewirkt Josef K.s Sympathie, denn es steht in vorteilhaftem Gegensatz zu den Augenblickseingebungen, in denen Josef Ks Urteile entstehen.

Als K. ihn bittet, von der Kanzel herabzukommen, tut er dies zwar, aber nicht ohne mahnende Worte:

„Ich mußte zuerst aus der Entfernung mit Dir sprechen. Ich lasse mich sonst zu leicht beeinflussen und vergesse meinen Dienst.“ (P 291 f.)

Er umgibt sich mit einer Aura von Züchtigkeit und Einsicht in die irdische Fehlerhaftigkeit. Seine Haltung verleiht seinen Absichten einen Nimbus von Wahrhaftigkeit und Integrität. Josef K. bemerkt:

„Auch in der Nähe verlor sich eine gewisse Feierlichkeit aus seinem Wesen nicht.“ (P 292)

Josef K.s kindliche Fragen erregen den Unmut des Gefängniskaplans, und er schreit Josef K. an, der sich die Wut des anderen als Sorge um ihn deutet:

„Es war im Zorn geschrien, aber gleichzeitig wie von einem, der jemanden fallen sieht und weil er selbst erschrocken ist, unvorsichtig, ohne Willen schreit.“ (P 290)

Das Vertrauen K.s in den Kaplan ist durch dessen Zorn nicht mehr zu erschüttern, vielmehr erscheint K. der Zorn als Zeichen der Anteilnahme für ihn:

„Wohl aber schien K. die gute Absicht des Geistlichen zweifellos zu sein, (...). (...), trotzdem er selbst zum Gericht gehörte und trotzdem er, als K. das Gericht angegriffen hatte, sein sanftes Wesen unterdrückt und K. sogar angeschrien hatte.“ (P 291)

Josef K. hatte seine eigenen Frauenbeziehungen gerechtfertigt, indem er die Gerichtsbeamten als ebensolche „Frauenjäger“ (P 290) wie sich selbst bezeichnete. Er übersieht, daß die Fehler der anderen nicht seine eigenen entschuldigen können.

---

angezogen sein als die unten. Manche hatten Pölster mitgebracht, die sie zwischen den Kopf und die Zimmerdecke gelegt hatten, um sich nicht wundzudrücken.“ (P 59 f.). In beiden Situationen benutzt Kafka das „Gestische“ (Walter Benjamin), um Machtverhältnisse aufzuzeigen. Auch Gilles Deleuze und Félix Guattari widmen dieser Geste besondere Aufmerksamkeit. In ihrer Deutung wird das Leben zu Wunschmaschinen, die funktionieren oder stocken, die aus dem ödipalen Dreieck in den Schizo-Inzest mit der Schwester führen oder in den ödipalen Inzest mit der Mutter zurückführen. Das Senken des Kopfes wird mit Photos und Portraits assoziiert und das Heben des Kopfes mit Musik oder Klang. Diese Elemente sollen keiner normativen Deutungsvariante zugeführt werden, sondern sie sind „Zustände oder Stadien des Verlangens, ganz unabhängig von jeder Deutung. Die Fluchtlinie ist selber ein Teil der Maschine. Das Tier, gleich ob drinnen oder draußen, gehört selbst zur Maschine seines Baus. Das Problem ist nicht, wie man frei wird, sondern wie man einen Ausweg findet oder einen Eingang, einen Seitenweg, einen Korridor usw.“ (Gilles Deleuze / Félix Guattari: Kafka. Für eine kleine Literatur. Frankfurt am Main, 1976. S. 13.) – Oft erscheinen erfrischende Einsichten in ihren Deutungen. Alles gehört zur universellen Maschinen-Produktion, deshalb kann es keine Freiheit geben.

In der Kanzelrede erfährt K., daß das Gericht ihn für schuldig hält:

„ ‚Ich bin aber nicht schuldig‘, sagte K. ‚Es ist ein Irrtum. Wie kann denn ein Mensch überhaupt schuldig sein. Wir sind hier doch alle Menschen, einer wie der andere!‘ ‚Das ist richtig‘, sagte der Geistliche, ‚aber so pflegen die Schuldigen zu reden!‘ “ (P 289)

Josef K. versucht, sich einerseits dem anzupassen, was er für das Niveau eines Geistlichen hält, andererseits ermöglicht ihm der Kaplan, seine existentiellen Fragestellungen im Bewußtsein zuzulassen. Der Kaplan zeigt in seiner Antwort Kälte und Teilnahmslosigkeit Josef K. als Person gegenüber. Er antwortet allgemein, Josef K. erhoffte Empathie und Verständnis.

Ein Teil der Abwehr gegen die Schuldfrage ist in der Arbeitsteiligkeit der Gesellschaft selbst begründet: Josef K. stellte sich keine Fragen über den Sinn des Lebens und seine eigenen Lebensziele. Kafka zeigt an K. das Auseinanderklaffen und Auseinanderdriften von ökonomischer Potenz einerseits und existentieller Weisheit andererseits.

Josef K. war daran gewöhnt, ihm unliebsame Gedanken von sich zu weisen mit der Rationalisierung, daß es Beruf und Aufgabe von Juristen sei, sich mit Fragen der Schuld auseinanderzusetzen:

„Aber jetzt, wo K. alle Gedanken zu seiner Arbeit brauchte, wo jede Stunde, da er noch im Aufstieg war und schon für den Direktor-Stellvertreter eine Drohung bedeutete, mit größter Schnelligkeit vergieng und wo er die kurzen Abende und Nächte als junger Mensch genießen wollte, jetzt sollte er mit der Verfassung dieser Eingabe beginnen.“ (P 170 f.)

Am Ende des Gesprächs mit dem Kaplan empfindet er ähnlich:

„Er war zu müde, um alle Folgerungen der Geschichte übersehn zu können, es waren auch ungewohnte Gedankengänge, in die sie ihn führte, unwirkliche Dinge, besser geeignet zur Besprechung für die Gesellschaft der Gerichtsbeamten als für ihn.“ (P 303)

Josef K. trifft mit seiner Antwort, daß die Menschen unschuldig seien, in das Zentrum der Selbsterkenntnis abendländischer Tradition: Vor Gott sind alle Menschen gleich. Josef K. weist in seiner Antwort auf die wesensmäßige Unvollkommenheit der Menschen hin. Diese macht alle gleich und beraubt zugleich jene, die sich zu Richtern erheben wollen, ihrer Legitimität. Es gibt persönliche Schuld im Gegensatz zur allgemeinen Schuld, die wiederum alle Menschen trifft, aber der Kaplan erklärt ihm nicht seine persönliche Schuldhaftigkeit.

Die Antwort des Gefängniskaplans besteht nur in einer formalen Abwehr, inhaltlich kann er nicht auf das Problem der Allgemeinheit der menschlichen Fehlerhaftigkeit eingehen.<sup>64</sup> Josef K. ersehnt Entschuldung und Verzeihen. Der Schuldbegriff wird dem Kaplan zum Herrschaftsbegriff. Er stößt Josef K. menschlich und theologisch von sich.

Erst als der Kaplan die Parabel und ihre Deutungsmöglichkeiten erzählt, kapituliert K. Sein erstes spontanes Urteil von der Schuld des Türhüters am Versagen des armen Mannes vom Lande wagt er, unter dem Druck der Deutungsvarianten des Gefängniskaplans nicht aufrechtzuerhalten:

„K. sagte das abschließend, aber sein Endurteil war es nicht.“ (P 303)

### **2.5.3. Inhaltsangabe der Parabel**

Ein Mann vom Lande kommt zum Gesetz und will eintreten. Das Tor zum Gesetz ist von einem Türhüter bewacht, der ihm sagt, daß es zu diesem Zeitpunkt nicht möglich sei einzutreten. Der arme Mann beschließt, auf Erlaubnis zu warten. Der Türhüter sieht furchterregend aus.

Das ganze Leben verbringt der Mann wartend vor der Tür. Alle Fragen und Bitten an den Türhüter bewirken nichts. Der Türhüter bleibt bei seiner ersten Aussage, daß es zu diesem Zeitpunkt nicht möglich sei einzutreten. Auch warnt er ihn vor den nächsten Türhütern, denn zum Gesetz führen noch viele weitere Tore mit Türhütern, die noch weit schrecklicher seien als er selbst.

Kurz bevor der arme Mann stirbt, stellt er eine letzte Frage. Er will wissen, warum niemand außer ihm Einlaß begehrte, obwohl doch alle zum Gesetz streben. Der Türhüter sagt ihm, daß dies sein Eingang war und daß er ihn nun schließe. Bevor der arme Mann vom Lande stirbt, nimmt er den Glanz wahr, der aus dem Gesetz kommt.

---

<sup>64</sup> Walter Sokel sieht diese Bemerkung anders, für ihn insistiert der Kaplan auf der Sündhaftigkeit des Menschen, die die Gegenposition zu der Gleichheit aller vor Gott darstellt: „Wie Walt Whitman und nach ihm die Expressionisten es verkündeten, ist der Mensch schuldlos, weil kein anderer Mensch die Anmaßung und den Hochmut haben darf, sich so weit über seinen Bruder zu erheben, daß er ihn schuldig sprechen und verurteilen kann. (...) Der Geistliche antwortet darauf allerdings damit, daß er die andere Seite des Christentums hervorhebt, die auf dem Begriff der Erbsünde und der Verwerflichkeit des Menschen beruht. (...) Voll raffinierter Dialektik setzt er K. daher die Behauptung entgegen, daß Unschuld unmöglich ist und jeder, der sich schuldlos dünkt, dadurch zeigt, daß er zumindest einer Schuld, und zwar der ärgsten, sich schuldig gemacht hat, nämlich der Selbstgerechtigkeit.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 249.). – Ich meine nicht, daß Sokel hier mit dem Begriff der Erbsünde das trifft, was der Kaplan meint. Auf die Erbsünde trifft wiederum das zu, was K. sagte, alle Menschen befinden sich im Zustand der Erbsünde, sie sind gleich darin. Die Dialektik des Kaplans ist gar nicht vorhanden und somit auch nicht raffiniert. Josef K. dünkt sich nicht schuldlos, und er erscheint auch nicht selbstgerecht. Er versteht nicht, warum er jetzt im Unterschied zu den anderen durch den Prozeß aus der Menschenfamilie im Sinne Immanuel Kants herausfällt.

#### 2.5.4. Parabeldeutung auf der Ebene des Textes

Kritik am Gericht beruht für den Gefängniskaplan auf „Täuschung“ (P 292). Um K. seine Täuschung in bezug auf sich selbst und in bezug auf das Gericht zu verdeutlichen, erzählt der Kaplan die Parabel. Die Parabel ist ein Gleichnis, das in den Gerichtsbüchern zur Erklärung der Täuschung, in der sich die Angeklagten befinden, aufgeführt ist. Die Form des Gleichnisses vermeidet als solche eine auf Eindeutigkeit zielende Festlegung und Weisung. In diesen Bahnen bewegen sich die Aussagen des Kaplans:

„Die Schrift ist unveränderlich und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber.“ (P 298)

Indem aber der Kaplan immer von der Deutungsebene auf die Schrift und ihre Aussagekraft zurückverweist, zerstört er die Vermittlung zwischen Erkennen einerseits und Handeln andererseits. Handlung wäre Ergebnis eines Deutungsprozesses, vermittelt durch die Instanz des Urteilens. Das spontane erste Urteil K.s über die Schuldlosigkeit des armen Mannes lehnt der Gefängniskaplan ab. Der Rückverweis auf die Schrift fordert zu neuer Deutung auf: ad infinitum. Der Kaplan benutzt die schon in K. verankerte Spaltung zwischen Denken und Handeln, um ihn in den Deutungsmöglichkeiten der Parabel versinken zu lassen. K. und der Kaplan deuten die Parabel unter verschiedenen Aspekten der Beziehung zwischen dem armen Mann vom Lande und dem Türhüter. Sie diskutieren drei Auslegungen:

1. Josef K. sieht in dem armen Mann den durch die Pflichtvergessenheit des Türhüters Getäuschten.
2. Der Gefängniskaplan tritt dazu den Gegenbeweis an, indem er den Türhüter als den Getäuschten definiert. Dieser unterliegt nämlich der Täuschung in bezug auf das Innere des Gesetzes und in bezug auf die Unterordnung seiner Person als Unfreiem unter den armen Mann vom Lande, der freiwillig zum Gesetz kam, freiwillig blieb und ihm gegenüber, der in einem Dienst steht, frei ist. K. kann dem nicht zustimmen, da die Täuschung des Türhüters, ob frei oder nicht, die tödliche Täuschung des armen Mannes bewirkt.
3. Dem widerspricht mit einer weiteren Auslegung der Kaplan: Das Zweifeln an den ausführenden Organen des Gesetzes, zieht das Gesetz selbst in Zweifel. Er sagt:

„(...) man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten.“

Daraufhin Josef K.:

„Trübselige Meinung,' sagte K. ‚Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht.'“  
(P 303)<sup>65</sup>

Die Menschheit hat in der Entwicklung ihres Denkens und Fühlens die Gegensätzlichkeit von Geist und Materie wahrgenommen und um eine Versöhnung der beiden Bereiche gekämpft. Das Reich der Notwendigkeit und das Reich der Freiheit finden in der abendländischen Philosophie unterschiedliche Vermittlungsinstanzen. Immanuel Kant sah in der Vernunft und in der Kunst Vermittlungen, die die wahre Bestimmung des Menschen, frei von den Zwängen des gesellschaftlichen und kreatürlichen Lebens zu sein, erfahrbar werden ließen. Für G. W. F. Hegel ist der in der Welt zu sich kommende Weltgeist in seiner unendlichen Bewegung der Garant für eine zur Erfahrung und Erscheinung kommende Freiheit. Karl Marx revolutioniert das abendländische Denken, indem er den Handlungsaspekt betont: Er erkennt in der Veränderung der gesellschaftlichen Eigentumsverhältnisse die Chance der Menschheit, in Freiheit von gesellschaftlichem und ökonomischem Druck zu leben.

Kafka zeigt an dem Denken des Gefängniskaplans diejenige politische Entwicklung, die für das 20. Jahrhundert zur bestimmenden werden wird. Der Verlust der Utopien im Denken und der Verlust der liberalen demokratischen Freiheiten in der politischen Sphäre führen im Faschismus und im Stalinismus zur Verherrlichung und Herrschaft der Notwendigkeit im Gegensatz zur frei gewählten Sittlichkeit. Wird die Gesamtorganisation der gesellschaftlichen Einrichtungen als notwendig dargestellt, artikuliert sich darin ein Interesse, die Gesellschaft in ihrer jeweiligen Ordnung als unveränderbare aufzufassen. Dagegen protestiert K. Sein Denken widersteht trotz seiner Autoritätsangst und psychischen Bedürftigkeit dem Konsens mit dem Gefängniskaplan. K. widersteht dem verführerischen Moment, das Gegebene als das Wahre anzunehmen. Die Logik allein kann den Gegenbeweis zu der Haltung des Gefängniskaplans nicht antreten. Josef K. hält in seinem Widerstand den Bezug zu den Wahrheits- und Freiheitsbegriffen entgegen der herrschenden Wirklichkeit aufrecht.

---

<sup>65</sup> Jürgen Born sieht unterhalb des fließenden Übergangs von Unschuld und Schuld im Scheitern die Schuldlosigkeit des Mannes vom Lande. „Kafkas Türhütergeschichte lässt aber noch ein zweites erkennen, den tieferen Grund für den nicht erreichten Durchbruch zum Leben: die Angst und die von ihr bestimmte Denkungsart, der unablässig nagende Zweifel statt des vom Leben notwendig geforderten Wagnisses. Die Angst des Einlassbegehrenden ist es, die dem Türhüter die Macht verleiht, den Eintritt zu verwehren.“ (Jürgen Born: Kafkas Türhüterlegende. Versuch einer positiven Deutung (1986). In: „Daß zwei in mir kämpfen ...“ und andere Aufsätze zu Kafka. Wuppertaler Broschüren zur Allgemeinen Literaturwissenschaft. Nummer 2 / 1988. Bergische Universität – Gesamthochschule Wuppertal. S. 172.)

### 2.5.5. Gesellschaftliche Bezüge

Zwei Verhaltensweisen des Mannes vom Lande weisen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, derer er entstammt. Er ist arm, was beide Merkmale der Armut umfassen kann; materielle und geistige Armut. Zudem benutzt er sein Geld und seinen Besitz zur Bestechung. Das in der Gesellschaft erlernte Verhalten bestimmt seine Reaktionen in seinem Verhältnis zum Türhüter und in seinem Selbstverhältnis hinsichtlich seines Zieles.

1. Der arme Mann unterwirft sich der Drohung und dem Verbot des Türhüters. Er ist es nicht gewohnt, seinen Willen durchzusetzen. Sein Verhalten zeigt Furcht und dadurch bedingt Anerkennung der Autorität.

2. Der Wunsch, in das Gesetz zu gelangen, hat sich in der Gesellschaft gebildet. Der Wunsch einzutreten, erscheint ihm einerseits als selbstverständlich, andererseits als hohes, das Leben vervollkommnendes Ziel.

Sein Leben, das auf der ersten Schwelle zum Gesetz vergeht, ist gespannt zwischen diesem Wunsch und seiner Furcht, sich dem Türhüter zu widersetzen. Am Ende seines Lebens erscheint eine letzte Frage an den Türhüter: Er fragt nach den anderen, die nie Einlaß begehrten, obwohl das Streben zum Gesetz seiner Meinung nach für alle Menschen gleichermaßen bestimmend ist.

Diese Frage wirft ein weiteres Licht auf die gesellschaftlichen Bedingungen, die sein Denken geprägt haben. Einerseits hat er der anderen während all der Jahre nicht gedacht. Sein wirkliches Leben scheint nicht von der Erfahrung der Gemeinsamkeit erfüllt gewesen zu sein. Andererseits geht er von der Annahme aus, daß dieser Eingang für alle Menschen Gültigkeit besitzt. Seine Frage weist auf einen Widerspruch hin. Dieser spiegelt die Differenz zwischen dem moralischen Überbau und der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

„Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, d. h. die Klasse, welche die herrschende *materielle* Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende *geistige* Macht.“<sup>66</sup>

Karl Marx führt weiter aus, daß die Ideen seit dem 18. Jahrhundert ein Eigenleben bekommen haben, sie erscheinen als Ideen, die die Gedanken und Interessen aller Gesellschaftsmitglieder ausdrücken. Sie zeigen scheinbar die vernünftigen und

---

<sup>66</sup> Karl Marx / Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. In: Karl Marx Friedrich Engels: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band 1. Frankfurt am Main, 1983. S. 238.

allgemeingültigen Werte und Urteile einer Gesellschaft, obwohl sie in Wirklichkeit die Werte und Urteile der herrschenden Klasse vertreten.

Der Wunsch, ins Gesetz zu gelangen, scheint eine solche Idee zu sein, in der sich falsches Bewußtsein verbirgt und ausdrückt. Diese Idee scheint dem armen Mann für alle Menschen zu gelten. Selbstverständlich geht er von ihrer Universalität aus.

Er glaubt, daß alle Menschen zum Gesetz streben, und doch bemerkt er nicht, daß er sein ganzes Leben alleine vor dem Tor zum Gesetz wartet. Dies bemerkt er erst in seiner Todesstunde. Darin besteht seine Erkenntnis. Zwischen seiner Idee und der Wirklichkeit besteht eine Kluft. Die anderen Menschen, nach denen er fragt, streben (zumindest in der Form, wie er es tut) nicht zum Gesetz. Die Erfahrung seines Lebens entspricht nicht dem gesellschaftlichen vermittelten Ideal. Das Ideal gab eine Gemeinsamkeit und Universalität vor, die von der Wirklichkeit nicht bestätigt wird. Eine Einigkeit und Gleichheit im Streben nach dem Gesetz wurde durch die Idee, daß alle zum Gesetz streben, nur suggeriert. Die anderen, derer er in seiner Todesstunde gedenkt, kamen jedoch vorher in seinem Bewußtsein gar nicht vor.

Die Bestimmung des Tores, für ihn allein da zu sein, negiert die „Summe der Erfahrung“ seines Lebens. In dieser Bestimmung zeigt sich das Gesetz als Bestimmtes, ansonsten bleibt es leer.<sup>67</sup>

Das Gesetz bestätigt die Erfahrung der Einsamkeit und der Nicht-Solidarität, die der arme Mann erst in der Stunde seines Todes erkennt und ablegen kann. Das Gesetz und die Gesellschaft trennen ihn von jenen, von denen er annahm, daß sie vom gleichen Ziel wie er selbst bestimmt seien.

Die psychische und intellektuelle Leistung des armen Mannes liegt aber gerade darin, daß er die gesellschaftliche Erfahrung der Ohnmacht und des Alleinseins transzendiert, indem er sich der anderen erinnert.

Gleichzeitig entdeckt er den fiktiven Charakter des gemeinsamen Zieles aller, das er im Gesetz suchte. Er entdeckt die anderen als gleiche in ihrem gleichen Sehnen und entdeckt die gesellschaftlich bestimmte Fiktion des Gleichseins.

Das isolierende Gesetz und die wirkliche gesellschaftliche Erfahrung der Einsamkeit stimmen überein. Der arme Mann war und ist allein. Das Gesetz bildet die wirklichen gesellschaftlichen Verhältnisse nach.

---

<sup>67</sup> Die Parabel zeigt die Beziehung des armen Mannes vom Lande zum Gesetz. Die Ziele des Gesetzes läßt Kafka in der Parabel offen. Walter Benjamin bezeichnet dies als „die wolkige Stelle in ihrem Innern.“ (Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1981. S. 20.)

Kafka zeigt im Scheitern des armen Mannes Isolation als Faktum. Nur vom einzelnen selbst hängt es ab, ob er sein Ziel erreicht. Der Mut zum ersten Schritt muß allein gefaßt werden. Kafka zeigt es in der Parabel in der Negation:

Der einzelne Arme kann seine Verlassenheit nur durchbrechen, indem er erkennt, daß er auf sich allein gestellt, die Verantwortung für sich übernehmen und trotz großer Angst allein gehen muß. Erst dann kann er die Funktionen des Gesetzes und der Gesellschaft durchschauen und auf die anderen hoffen. Auch sie müssen wie er selbst, je für sich, den Schritt wagen.<sup>68</sup>

---

<sup>68</sup> Die Untersuchungen zur Erzählperspektive Kafkas brachten Mitte der 60er Jahre eine ganz neue Diskussion um den Realitätsgehalt der Werke mit sich. Aufgrund der personalen Erzählperspektive steht der Wirklichkeitsbezug des empirischen Außen der fiktionalen Welt ganz anders in Frage als in anderen Erzählformen des Romans. In diesen Zusammenhang gehört auch die Diskussion der Schuld im „Proceß“. Welchen Realitätsgehalt hat das Gericht als äußere Behörde? Meiner Meinung nach ist es sinnvoll, die Doppelfunktion des Gerichts aufrechtzuerhalten. Das Gericht zeigt sich als äußere Instanz und als innere unbewußte Autorität, vor denen das Ich sich zu rechtfertigen hat. Als äußere Behörde hat es Kafka mit den Merkmalen eines progressiven bürokratischen Apparates ausgestattet. Es knüpft an die repressiven unterdrückenden Abbilder von Autorität im Innen an. Die Doppelfunktion der Autoritätsdarstellung hat außerdem darin eine ästhetische und erkenntnistheoretische Berechtigung, als sie die Determiniertheit und Verbindung von Außen- und Innenwelt darstellt. Kafka zeigt so, daß das Ich alleine niemals seine Daseinsberechtigung finden kann, nur im Zusammenklang mit einer Außenwelt ist das Ich in der Lage, sich aufzubauen und als gefährdete Einheit durchzuhalten. In einer von Vereinzelung und Entfremdung geprägten Welt ist das Bedürfnis nach Anerkennung und Entschuldung angestiegen. Das einzelne Ich kann dies nicht mehr leisten. Josef K. als schuldig zu erkennen, hieße dem Gericht in seiner Verhaftung und in der Tötung rechtzugeben. – Wilhelm Emrich verweist auf den „sozialkritischen Aspekt“ (Wilhelm Emrich: Franz Kafka. Bonn, 1958. S. 260.) in Kafkas Werk. Bei der Schuld Josef K.s könne es sich nicht um die Schuld der Erbsünde handeln, da sonst alle Menschen, auch Karl Roßmann, den Kafka in einer Selbstdeutung seiner Werke als den „Schuldlosen“ bezeichnet, davon betroffen wären. Auch handle es sich beim Prozeß nicht um einen „biologischen“ Lebens- und Krankheitsprozeß“ (ebenda, S. 260.), dem alle Menschen ausgesetzt seien, sondern um einen Prozeß, der ganz speziell Josef K. trifft. Emrich meint: „Er (Josef K.) ist also im Gegensatz zu Karl Roßmann völlig der Sphäre des Geschäftes und des ‚Man‘ verfallen. Er repräsentiert den Durchschnittsbürger der modernen Gesellschaft. Eben darum ist er schuldig, ohne es zu wissen.“ (Ebenda, S. 260.) – Ingeborg Henel schließt: „Hätte Josef K. seine Schuld bekannt, so wäre er nicht gestorben wie ein Hund, sondern hätte am Ende die Kraft besessen, sein Urteil selbst zu vollziehen wie Georg Bendemann im ‚Urteil‘. Da er nicht den Mut zum Bekenntnis seiner Schuld aufbringt, reicht seine Kraft nur dazu aus, sein Urteil hinzunehmen und ihm nicht mehr zu widerstehen. Er fügt sich dem Gericht. Aber seine Zerstörung, die Hinrichtung durch die beiden Henker, ist keine Stufe zum ewigen Leben.“ (Ingeborg Henel: Die Türhüterlegende und ihre Bedeutung für Kafkas ‚Prozeß‘. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Richard Brinkmann und Hugo Kuhn. 37. Jahrgang, XXXVII. Band. Stuttgart, 1963. S. 66.) – Gerade die Schuld bleibt meines Erachtens doch unbekannt, Josef K. könnte sie gar nicht bekennen. Dies erscheint von ihm aus gesehen negativ darin, daß er auch an seine Unschuld nicht zu glauben vermag. Die Doppelbödigkeit von Schuld und Unschuld und die Doppelfunktion des Gerichts erscheinen noch nicht in den frühen Deutungen. – Jost Schillemeit stellt die Frage, welche Bedeutung, das Ende des Prozesses für den Gefängnis Kaplan habe: „(...) für ihn hat, jedenfalls nach dem, was er zu Josef K. darüber sagt, das Ende die Bedeutung einer Entscheidung darüber, ob K. schuldig ist oder nicht (ohne daß freilich auf Grund des im Werk Gesagten die Möglichkeit bestünde, dies schuldig inhaltlich zu präzisieren).“ (Jost Schillemeit: Zum Wirklichkeitsproblem der Kafka-Interpretation. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Richard Brinkmann und Hugo Kuhn. 40. Jahrgang, XL. Band, Heft 4. Stuttgart, 1966. S. 584.) – Schillemeit kommt zu dem Schluß, daß weder das Innere des Gesetzes noch das Innere Josef K.s „Gegenstand der Darstellung“ (ebenda, S. 588.) seien.



## 2.5.6. Erinnern und Vergessen

Kafka zeigt in den Methoden des Gerichts Formen totalitärer Herrschaft, mittels derer die Herauslösung Josef K.s aus seinen Lebens- und Sinnzusammenhängen vollzogen wird.

Die Herauslösung aus den privaten und beruflichen Bindungen deckt die seit jeher bestehende Vereinzelung und Eindimensionalität in K.s Leben auf.<sup>69</sup>

---

Das Gericht, so führt Schillemeit aus, sei vor allem in Josef K. präsent: „Er selbst genügt bereits, ist selbst die wirksamste Hilfskraft des Gerichts, vorausgesetzt, daß diesem daran liegt, ihn ‚gefangenzusetzen‘.“ (Ebenda, S. 596.). Da aber die Erzählweise Kafkas keine realen Menschen zeige, sei es unmöglich, Josef K. mit Begriffen wie Schuld oder Schuldgefühl zu belegen. Hier wird die Unergründbarkeit der Schuldfrage in den Vordergrund einer Deutung gerückt. – Walter Sokel deutet die Schuld Josef K.s auf verschiedenen Ebenen: „Schuldig wird Josef K. hier gegen das Gericht, gegen seine Familie und gegen sein reines Ich.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 154.) – Auch hier erscheinen die gesellschaftliche Eingebundenheit und der daraus folgende Egoismus als Josef K.s moralischer Mangel, der den Prozeß rechtfertigt. Sokel hat in seiner psychoanalytisch orientierten Deutung Kafkas verschiedene Instanzen des Ich erkannt, das empirische und das reine Ich, um sich gegen das Gericht verteidigen zu können, müßte Josef K. die Ebene des reinen Ich erreichen (siehe: Walter H. Sokel, S. 155 ff.). In einer späteren Deutung verändert Walter Sokel diese Position. Josef K. erscheint als jemand, der nicht fähig ist zu handeln: „Obwohl wir imstande sind, aus K.s geistigen, emotionellen und verhaltensmäßigen Reaktionen einen bestimmten Charaktertyp zu konstruieren, ist das eigentlich nicht das Wesentliche wie in einem psychologischen Roman, wo das Aufzeigen des Charakters das wichtigste Ziel ist, oder auch wie in einem ‚realistischen‘ Gesellschaftsroman, wo die Aufdeckung eines gesellschaftlichen Typus die *raison d'être* des Werkes ausmacht. (...) Es geht also vor allem um die Art des Handelns (bzw. noch viel häufiger des Nichthandelns), für die sich K. bei Alternativmöglichkeiten entscheidet.“ (Walter H. Sokel: Das Programm von K.s Gericht: ödipaler und existentieller Sinn des PROZESS-Romans. In: Franz Kafka. Symposium. Maria Luise Caputo-Mayr (Hrsg.). Berlin, 1978. S. 90.) – Sowohl Josef K. als auch der Leser sind zur Deutung und auch zur Entscheidung über die verschiedenen Ebenen der Deutungen aufgerufen: „Es scheint keinen anderen Weg zu einer Deutung zu geben, als den durch Wahl und Entscheidung, was das Wagnis des Irrtums miteinschließt. K.s Schuld bleibt unerforschlich und der einzige Zugang zu ihr bleibt die Deutung, also das Wagnis, statt der Offenbarung, die Gewißheit brächte.“ (Ebenda, S. 105.) – Die Schuld entstammt nicht mehr nur wie in der früheren Deutung dem sozialen Versagen Josef K.s. Der Akzent liegt auf dem Rätselcharakter des Werkes, das den Zusammenhang von Reflexion und Handlung offenlege. – Heinz Politzer stellt die Frage, in wessen Namen Josef K. sterben muß, und warum die Scham ihn überlebt: „Die Scham für eine Autorität, die zum Mord greifen muß, da der Mensch sich weigert, Selbstmord zu verüben? Für eine Gerechtigkeit, deren Göttin die Jagd ist? Ist die Scham, die K. überleben soll, die Scham des Menschen für die Gnadenlosigkeit des Gesetzes und die Tödlichkeit eines Glanzes, der immer noch als göttlich verehrt wird?“ (Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt am Main, 1978. S. 340.) – Indem Politzer das Gesetz als inhuman kritisiert, erscheint der Tod Josef K.s als nicht gerechtfertigt. Antworten auf die Fragen von Anklage und Schuld gäbe es nicht, da Kafka sie auch nicht hätte: „An dieser Stelle wird Kafka zum Mann vom Lande und der Leser mit ihm.“ (Ebenda, S. 340.) – Diese von Heinz Politzer beschriebene Identifikation des Lesers mit Josef K. erscheint mir als Teil des von Kafka intendierten ästhetischen Reflexionsprozesses. – Peter U. Beicken wirbt um Verständnis für Josef K.: „Josef K., der wie ein Hund verkommt, weil er sich von der ihm auferlegten Schuld nicht hat befreien können, verdient Aufklärung, verdient die Geste der Humanität. Bezeichnend für Kafkas negative Dialektik ist die Art und Weise, wie er den metaphysischen Vorstellungsbereich, von dem die Religionen und Ideologien zehren, ad absurdum führt, indem er den menschenvernichtenden Druck dieser Vorstellungen der Überlieferung, den die Mächtigen sich als Herrschaftsinstrument zueigen machen, als parasitär und destruktiv entlarvt und damit die metaphysische Spekulation in die Kritik überführt.“ (Peter U. Beicken: Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung. Frankfurt am Main, 1974. S. 284.) – Hans Helmut Hiebel erkennt in Josef K.s Urteilsschwäche den entscheidenden Faktor für seinen Untergang: „Täuscht sich K. darin, daß er zuviel Vertrauen in den Geistlichen, oder darin, daß er zuwenig Vertrauen ins Gericht setzt? Offenbar gilt beides: K. ist ‚schuldig‘ darin, daß er den Vorsatz ‚Es gab keine Schuld‘ nicht selbstsicher durchhält

Das Gericht baut auf den existierenden zerstörerischen gesellschaftlichen Verhältnissen, die die Organisation von Leben und Arbeit bestimmen, auf und erweitert und festigt diese Strukturen, um so die Herrschaft über die dem Gericht ohnmächtig gegenüberstehenden Angeklagten zu erhalten.

Die Arbeitsweise des Gerichts stellt eine radikalisierte Form der Kafka durch die Arbeiter-Unfallversicherung bekannten Methoden bürokratischer Herrschaft dar. Kafka zeigt in der Form der Herrschaftsausübung des Gerichts im Gegensatz zu den K. bekannten staatlichen Institutionen die Bruchstelle und den Übergang von den Organisationsformen der liberalen kapitalistischen Ära zu den Formen unbeeinflussbarer monopolistisch-bürokratischer Herrschaft, die sich als elitäre Cliqueswirtschaft organisiert. Kafka zeigt diese in ihrer Tendenz, sich aller gesellschaftlichen Institutionen durch Adaption oder Ausschaltung zu bemächtigen. Er zeigt die Machtübernahme und den Machterhalt des Gerichts an den sozialen Beziehungen der Menschen untereinander und auf K. als Perspektivfigur bezogen, an dessen fortschreitender intellektueller und psychischer Deformation, die eine realistische Selbsteinschätzung und praktische Veränderung verhindert.<sup>70</sup>

Diese gesellschaftliche Deutung des Gerichts läßt die Frage nach Kafkas Intentionen in der Darstellung der unbekannten Schuld, die gerade K. als Person trifft, offen.

Titorelli deutet auf einen Aspekt dieses Zusammenhanges hin, als er K. die Macht, auf die sich das Gericht gründet, erläutert:

„(...) es gibt bei Gericht kein Vergessen.“ (P 214)

Das Gericht erscheint in zwei Funktionen, zum einen als äußere bürokratische Behörde, zum anderen als geballte Vergegenständlichung der inneren widersprüchlichen Einstellungen Josef K.s. Das durch den Prozeß entstehende Schuldgefühl führt zu

---

und zugleich darin, daß er das Geständnis, das zu machen ihm Leni vorschlägt, verweigert, d.h. das Eingeständnis seines Schuldgefühls, seiner Schwäche von sich weist.“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 209 f.) – Josef K.s Einsichtslosigkeit in seine unbewußten Vorgänge, bietet dem Gericht, wie ich meine, den Angriffspunkt gegen ihn. Hans Helmut Hiebel führt weiter aus, daß das Gericht die letzte Vernichtungsgewalt gegenüber den Ansprüchen eines irrenden Josef K. an sich reißt: „Im letzten Kapitel wird er dann nämlich die von ihm erfahrene Welt als *factum brutum* zu nehmen lernen und alle Wahrheits-, Begründungs- und Sollensansprüche aufgeben.“ (Ebenda, S. 210.) – Ulf Abraham vertritt in seiner Deutung die Position, daß die Paradoxie des Prozesses, einen double bind (Paul Watzlawick) erzeuge. Josef K. möchte einerseits seine Unschuld beweisen, andererseits ist ja die Existenz seines Prozesses Beweis der Schuld. (Siehe: Ulf Abraham: Der verhörte Held. Verhöre, Urteile und die Rede von Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas. München, 1985. S. 61.) Abraham vergleicht „In der Strafkolonie“ mit dem „Prozeß“: „An die Stelle der *physischen* Einschreibung der Schuld in den Körper des Delinquenten tritt (im Prozeß) die Einschreibung ins empfänglich gemachte *Bewußtsein*. An die Stelle des Körpers als Objekt des Strafvollzugs tritt die Seele.“ (Ebenda, S. 74.)

<sup>69</sup> Vom Gericht aus gesehen erscheint selbst die überwältigende Einsamkeit Josef K.s nicht als Resultat der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern trägt das Stigma persönlichen Makels.

<sup>70</sup> Josef K.s intellektuelle und geistige Ohnmacht erscheint nicht als Ausdruck der moralischen Verwerfung seiner Person, sondern ist Indiz für das politisch und sozial neue Klima, das durch die Herrschaftsformen des Gerichts die Gesellschaft erfaßt und verändert.

Störungen in seiner Intellektualität und Leistungsfähigkeit. Das Nicht-Vergessen stellt eine innere Bestimmung des Gerichts dar. Es erscheint zusammen mit dem Schuldgefühl als eine weitere innere Konfrontation des Gerichts mit Josef K.

Durch das Nicht-Vergessen des Gerichts ergeben sich Bezüge zu Sigmund Freuds Begriff des Unbewußten / des Es. Das Gericht als Ort des Nicht-Vergessens erscheint im Licht der Theorie des Unbewußten als Angriff auf Josef K., jenseits seiner rationalen, vom Ich bestimmten Verarbeitungsmöglichkeiten. Eine bewußt geführte Auseinandersetzung mit den triebbestimmten und verdrängten Anteilen seines Ich, die ihm in entäußerter Gestalt in den irrational anmutenden Erfahrungen mit dem Gericht gegenüberzutreten, könnte die Befreiung bedeuten. Diese sehnt Josef K. bewußt herbei. Seine unbewußten Anteile stehen dem entgegen.<sup>71</sup>

Widersprüche im Denken, Zeit als Wissen um die eigene Endlichkeit und moralische Ausrichtungen spielen für das bewußte, der Außenwelt zugewandte Ich eine Rolle. Im Unbewußten wäre aber gerade dies nicht der Fall. Verpönte und peinliche Einstellungen, ödipale und aggressive Wünsche bleiben erhalten: Im Seelenleben geht nichts verloren.<sup>72</sup> Das Unbewußte ist dem wachen, vom Ich beherrschten Bewußtsein nicht erreichbar.<sup>73</sup> So bleibt zwar das Gesamte des Lebens erhalten und damit potentiell erinnerbar, aber dem bewußten Denken und Erkennen nicht zugänglich. Das Es braucht das Ich auf motorischer Ebene, um seine Triebansprüche in der Realität durchzusetzen. Seine Primärvorgänge drängen das Ich zur affektiven und körperlichen Abfuhr.<sup>74</sup>

---

<sup>71</sup> Sigmund Freud definiert das Unbewußte als Reservoir der Triebe Eros und Aggression, zugleich sind im Unbewußten die Verdrängungen enthalten. Das Vergessen des bewußten Seelenlebens findet keine Entsprechung in den unbewußten Primärvorgängen. Im Es gibt es kein Vergessen. Um diese Funktion zu veranschaulichen, vergleicht Freud das Unbewußte mit der Stadt Rom. Alle Tempel und Kirchen aller Bau- und Siedlungszeiten wären, so schlägt er vor, bis heute erhalten und sichtbar. Leicht sei einsehbar, daß es Mühe mache, sich dies vorzustellen, da ja an den gleichen Plätzen Gebäude übereinander stehen müßten. „Wenn wir das historische Nacheinander räumlich darstellen wollen, kann es nur durch ein Nebeneinander im Raum geschehen; derselbe Raum verträgt nicht zweierlei Ausfüllung.“ (Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: Gesammelte Werke. Vierzehnter Band. Werke aus den Jahren 1925-1931. London, 1948. S. 428.)

<sup>72</sup> „Auf seelischem Gebiet hingegen ist die Erhaltung des primitiven neben dem daraus entstandenen umgewandelten so häufig, daß es sich erübrigt, es durch Beispiele zu beweisen. Meist ist dieses Vorkommen Folge einer Entwicklungsspaltung. Ein quantitativer Anteil einer Einstellung, einer Triebregung, ist unverändert erhalten geblieben, ein anderer hat die weitere Entwicklung erfahren.“ (Ebenda, S. 426.)

<sup>73</sup> „Die unbewußten Vorgänge werden für uns nur unter den Bedingungen des Träumens und der Neurosen erkennbar, also dann, wenn Vorgänge des höheren *Vbw*-Systems durch eine Erniedrigung (Regression) auf eine frühere Stufe versetzt werden.“ (Sigmund Freud: Das Unbewußte. In: Gesammelte Werke. Zehnter Band. Werke aus den Jahren 1913-1917. S. 286.)

<sup>74</sup> „Vom Standpunkt der Triebeinschränkung, der Moralität kann man sagen: Das Es ist ganz amoralisch, das Ich ist bemüht, moralisch zu sein, das Über-Ich kann hypermoralisch und dann so grausam werden wie nur das Es.“ (Sigmund Freud: Das Ich und das Es. In: Gesammelte Werke. Dreizehnter Band. Werke aus den Jahren 1920-1924. London, 1940. S. 284.)

Freud führt aus, daß das Es einmal über den direkten Weg ins Ich gelangt, zum anderen über das Über-Ich.<sup>75</sup> Das Über-Ich als Niederschlag der ersten Objektbesetzungen ist eine Reaktionsbildung auf die ödipalen verbotenen Wünsche des Kindes. Da aber auch diese Wünsche verdrängt sind, ist auch ein Teil des Über-Ich unbewußt und somit der Ratio entzogen.

Hierin erscheint die Parallele zu Josef K.s Schuldgefühl, dessen negative Auswirkungen, Müdigkeit und Denkschwierigkeiten, Rastlosigkeit und Getriebenheit er zwar erkennt, das er aber nicht als Schuldempfinden begrifflich zu fassen und daher auch nicht zu bewältigen vermag.

Freuds Bestimmung der Funktionsweise des Unbewußten stimmt inhaltlich auffallend mit den Funktionsformen des Gerichts überein. Das Gericht ist abseitig, dem normalen Zugang durch die Lage in den Vorstädten entzogen. Es ist schmutzig dort, im realen, aber auch im sexuellen und moralischen Sinn. In der Sexualität zeigt das Gericht alle Entwicklungsstufen der Schamlosigkeit, der Gier und der homoerotischen Unbestimmtheit bis hin zu heterosexueller Objektwahl, die in ihrer Ausformung durchgängig als Besitzdenken und Unterwerfung erscheint. Sexueller Hunger treibt wahllos und rücksichtslos die Figuren aufeinander zu. Die Befriedigung, die sie erlangen, ist von den sozialen Hierarchien abhängig und muß ständig erneuert werden. Die psychische Verfallenheit an das Triebleben spiegelt sich sowohl in der Sexualität als auch in der Korruption und Undurchschaubarkeit der Gerichtsbehörde. Sexuelle und aggressive Triebimpulse unterliegen keiner Kontrolle.

Welchen Sinn sollte eine Parallelisierung des Unbewußten der Psychoanalyse mit dem Josef K. verfolgenden Gericht haben? Die Verfolgung der Behörde fände so nicht nur in dem Josef K. beschneidenden Schuldgefühl statt, sondern auch in der Konfrontation mit seinen eigenen ihn ängstigenden Triebkonstellationen und -konflikten.

Das Gericht wolle nichts von ihm, sagt der Gefängniskaplan. Wenn er unschuldig sei, könne er das Gericht verlassen, und nichts würde ihm geschehen, erklärt Titorelli. Diese Sätze scheinen der Parallelisierung von Gericht und Unbewußtem zu widersprechen.

Das Gericht spiegelt die innere Auseinandersetzung Josef K.s mit sich selbst auf zwei Ebenen: Schuldgefühl und Triebbestimmtheit bilden den Untergrund seiner Existenz. Sein bewußtes Gefühlsleben zeigt nur unendliche Müdigkeit und Hinfälligkeit gegenüber den in ihm wirkenden Kräften. Die Befreiung vom Gericht ist als Erkennen

---

<sup>75</sup> Zusammenfassend charakterisiert Freud das Unbewußte: „*Widerspruchslosigkeit, Primärvorgang* (Beweglichkeit der Besetzungen), *Zeitlosigkeit*, und *Ersetzung der äußeren Realität durch die psychische* sind die Charaktere, die wir an zum System *Ubw* gehörigen Vorgängen zu finden erwarten dürfen.“ (Sigmund Freud: Das Unbewußte. In: Gesammelte Werke. Zehnter Band. Werke aus den Jahren 1913-1917. London, 1946. S. 286.)

der Faktoren angelegt, die ihn in seinem Konflikt mit sich selbst und mit dem Außen beherrschen. Er könnte die Gleichheit zwischen sich und Gericht erkennen, indem er sich durch Bewußtwerdung von seiner Triebgebundenheit und seinen Schuldgefühlen und damit vom Gericht befreit.

Kafka gibt dem Leser in Josef K.s Scheitern und Blindheit sich selbst gegenüber jenes Verstehen und Erkennen, das Josef K. nicht erreicht. Erinnerung, die Walter Benjamin als Gehalt des Werkes bestimmt, erhält so auch den Gehalt des Verstehens der eigenen unbewußten Triebkonflikte.

Der Maler Titorelli bezieht sich Josef K. gegenüber auf die Ausgeschlossenheit eines Freispruchs als Prozeßende. Es gibt kein Vergessen und daraus folgend auch keine Vergebung bei Gericht. Aufgrund dieser vergebungs- und gnadenlosen Rechtspraxis wendet sich Walter Benjamin gegen eine metaphysische Deutung des Gerichts. Der Gott der jüdischen Tradition erkennt und beurteilt alles menschliche Denken und Handeln, doch ist es seine Bestimmung – aufgrund der Beziehung zwischen Menschen und Gott – auch Vergebung zu gewähren.

Es ist Benjamins Verdienst, den Zusammenhang von Erinnern und Vergessen als Gehalt des Werkes fruchtbar gemacht zu haben. Angeregt wurde Benjamin durch einen Aufsatz von Willy Haas, der als erster in der Darstellung des Vergessenen das bestimmende Grundmotiv im Prozeß erkannte:

„Es ist für mich inzwischen ganz klar geworden, daß der Gegenstand dieses Prozesses, ja der eigentliche Held dieses unglaublichen Buches, ‚das Vergessen‘ ist, der ‚Begriff‘ des Vergessens, dessen tiefste Haupteigenschaft ja ist, daß er ‚sich selbst vergißt‘, daß er sich selbst auslöscht, daß er nicht mehr existiert, sobald er da ist – man vergißt ja nicht nur, sondern, indem man vergißt, vergißt man auch, daß man vergessen hat: so ist das Phänomen ‚Vergessen‘ vergessen und daher nicht mehr faßbar, nicht mehr nennbar, nicht mehr vorhanden.“<sup>76</sup>

Die Konzeption der Verfolgung ohne die Möglichkeit der Befreiung und Vergebung ist auch für das „Schloß“ bestimmend. Benjamin führt die berühmte Stelle an:

„Kann denn‘, heißt es gerade im ‚Schloß‘, ‚ein einzelner Beamter verzeihen? Das könnte doch gerade die Sache der Gesamtbehörde sein, aber selbst diese kann wahrscheinlich nicht verzeihen, sondern nur richten.“<sup>77</sup>

---

<sup>76</sup> Willy Haas: Franz Kafka. In: Gestalten. Essays zur Literatur und Gesellschaft. Frankfurt/M – Berlin, 1962. S. 226.

<sup>77</sup> Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, 1981. S. 26.

Kafka sagt nicht, daß die Anklage zu Unrecht erfolgt ist. Doch in der Darstellung der Arbeitsweisen des Gerichts wird erkennbar, daß das Gericht nicht auf Gerechtigkeit – und sei diese noch so hart, sondern auf Vernichtung abzielt. Die Abhängigkeit und Unterwerfung aller unter die vom Gericht vertretene Notwendigkeit bedingt, daß die Prozesse zerstörerisch sind und in Zerstörung enden. So ist aus der Rechtspraxis des Gerichts zu schließen, daß es sich kein Urteil über die von ihm Angeklagten anmaßen darf, es aber dennoch tut. Dies bezieht sich nicht nur auf das individuelle Leben der Angeklagten, sondern das Rechts- und Freiheitsbewußtsein der gesamten Gesellschaft wird durch das Gericht beeinträchtigt und letztlich vernichtet. Denn aufgrund der vom Gericht zur Herrschaft erhobenen Notwendigkeit kann nicht mehr verändernd in die gesellschaftlichen Prozesse eingegriffen werden.<sup>78</sup>

Kafka stellt im Gericht ein gesellschaftliches Gefüge dar, dessen Ziel die Abschaffung der menschlichen Freiheit und die Inthronisierung der Notwendigkeit ist. Hannah Arendts gesellschaftliche Theorie besteht in der Widerlegung totalitärer Herrschaftssysteme durch die Hervorhebung der menschlichen Freiheit, die die Fähigkeit der Menschen trägt und garantiert, handelnd und verändernd in die Welt einzugreifen.

Walter Benjamin sucht nach den von Kafka gezeigten gesellschaftlichen Bedingungen der Aufhebung dieser Freiheit. Er weist auf die der Kultur inhärenten unterdrückenden Bedingungen, die K. zum Opfer des Gerichts werden lassen. Benjamins Deutung stellt eine Beziehung zwischen Jetztzeit und den Menschheitsanfängen her. Für seinen Gedankengang führt er einen Aphorismus Kafkas an:

„An Fortschritt glauben heißt nicht glauben, daß ein Fortschritt schon geschehen ist. Das wäre kein Glauben.“<sup>79</sup>

Nach Benjamin sieht Kafka seit den Uranfängen keine Entwicklung. Fortschritt wird von Kafka nicht nur als technisch-materielle Entwicklung gedacht, sondern als Ausbildung und Vervollkommen der humanen und vernunftbegabten Fähigkeiten des Menschen. Benjamin bezeichnet die Stufe des Kulturanfangs mit Johann Jakob Bachofen als die „hetärische“.<sup>80</sup>

---

<sup>78</sup> „Der natürliche Weg ist immer der Weg des Untergangs, und eine Gesellschaft, die sich blind der Notwendigkeit der in ihr selbst beschlossenen Gesetze anheimgibt, kann immer nur untergehen. (...) Das Wunder ist immer die Rettung und nicht der Untergang: denn nur die Rettung und nicht der Untergang, hängt von der Freiheit des Menschen ab und seiner Kapazität, die Welt und ihren natürlichen Ablauf zu ändern.“ (Hannah Arendt: Franz Kafka. In: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt am Main, 1976. S. 96 f.)

<sup>79</sup> Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, 1981. S. 28.

<sup>80</sup> Ebenda, S. 28. – Dieser Begriff ist als historischer irreführend, da einerseits die spätere archäologische Vor- und Frühgeschichtsforschung weit von Johann Jakob Bachofens Epocheneinteilung abrückt, die dieser für das Matriarchat aus der Mythenforschung gewonnen hat und andererseits, weil Benjamin zur

Entscheidend ist aber Benjamins Herausarbeitung einer geschichtlichen Bewegung, in der das Vergessene der Vorzeit für die Jetztzeit wirksam bleibt:

„Daß diese Stufe vergessen ist, besagt nicht, daß sie in die Gegenwart nicht hineinragt. Vielmehr: gegenwärtig ist sie durch diese Vergessenheit.“<sup>81</sup>

Benjamin erkennt in Kafkas psychischer Durchlässigkeit, die ihn Berührung und Zugang zu der Ebene des Vergessenen haben läßt, eine Form mystischer Erfahrung, die in der jüdischen Tradition wurzelt. Benjamin sieht in Kafkas Werk die Verschmelzung der Tradition des Judentums mit den Erfahrungen der Vereinzelung und des Zerfalls in der Moderne. Er sagt:

„Kafkas Werk ist eine Ellipse, deren weit auseinanderliegende Brennpunkte von der mystischen Erfahrung der Kabbala (...) einerseits, von der Erfahrung des modernen Großstadtmenschen andererseits, bestimmt sind.“<sup>82</sup>

Benjamins Bestimmung des Vergessenen als unbearbeitete Relikte der Vorzeit, die in die Jetztzeit hineinragen, stimmt mit Sigmund Freuds Begriff der „Wiederkehr des Verdrängten“ zusammen. Freud formulierte diesen Begriff erstmals 1912 im Zusammenhang seiner Theorie über die Gleichheit onto- und phylogenetischer Entwicklung.<sup>83</sup>

Das Schuldgefühl der Menschheit und das des Individuums werden im Ödipus-Komplex erworben. Am Anfang der Menschheitsentwicklung steht nach Freud eine kollektiv begangene und psychisch nicht verarbeitete, am Vater verübte Mordtat, deren hohe psychische Besetzung sich durch Jahrtausende erhält und deren ambivalente Gefühlskonstellationen jeweils individuell am Vater erfahren und wiederbelebt werden. Die Ambivalenz- und Schuldgefühle finden ihren Ausdruck in der Hervorbringung eines allmächtigen Vatergottes als Endpunkt langandauernder religiöser Entwicklungen in der Menschheitsgeschichte. Dem Monotheismus liegt eine dem Bewußtsein nicht zugängliche „historische Wahrheit“, die Mordtat am Urvater, zugrunde.

---

Unterstützung seiner These die Darstellung der Frauenfiguren Kafkas heranzieht, die ihm aufgrund ihrer Promiskuität als hetärisch erscheinen. Theodor W. Adorno weist die Einschätzung Walter Benjamins über Kafkas Frauenfiguren zurück, er erkennt in der Wahllosigkeit der sexuellen Beziehungen die sexuelle Unterdrückung im System ökonomischer Ausbeutung: „Kafka hat das eigene neurotische Schuldgefühl, seine infantile Sexualität wie seine Obsessionen mit ‚Reinheit‘ zum Instrument geschaffen, das den approbierten Begriff von Erotik wegkratzt. Das Wahl- und Erinnerungslose der Verhältnisse von Angestellten in den Großstädten des zwanzigsten Jahrhunderts wird, wie später in einer berühmten Stelle aus Eliots ‚Waste Land‘, zur Imago eines seit undenklichen Zeiten vergangenen Zustands. Er ist alles eher als hetärisch. (...). Frauen sind verdinglicht als bloßes Mittel zum Zweck: als Sexualobjekte und als Konnexionen.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 276 f.)

<sup>81</sup> Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, 1981. S. 28.

<sup>82</sup> Ebenda, S. 84.

<sup>83</sup> Vergleiche: Sigmund Freud: Totem und Tabu. Gesammelte Werke. Neunter Band. London, 1940.

Entscheidend ist Freuds Erkenntnis, daß im Seelenleben des einzelnen und der Völker nichts verlorengelassen wird. Das, was vergessen werden soll, sucht nach Ausdruck. Das Vergessene wird so lange in der Symptombildung wiederholt, bis die Möglichkeit der Bearbeitung durch das Bewußtsein besteht.

Kafka stimmt den Erkenntnissen der Psychoanalyse zu, die in der Religion das Bedürfnis des Menschen erkennt, sich von einer höheren Instanz abhängig zu wissen, aufgrund des Schutzes und der Verantwortungslosigkeit, die diese Beziehungskonstellation gewährt. Kafka betont im Gegensatz zur damaligen Psychoanalyse die Bedeutung der Mütter bei der Entstehung der seelischen und geistigen Leiden. Er geht vor die Zeit der Entstehung der patriarchalischen Religionen zurück und erkennt als Ursache der geistigen Krankheiten das Zurückdrängen des mütterlichen Anteils an der Individuierung. Die Wertschätzung des Mütterlichen wurde durch die patriarchalischen Religionen zurückgedrängt. Sie wird, Kafkas Meinung nach, in der Krankheit und im Leiden zurückgeholt, unter der Umgehung der gesellschaftlich anerkannten Vater-Religion und ohne noch Rückhalt in einer Tradition zu besitzen:

„Alle diese angeblichen Krankheiten, so traurig sie auch aussehen, sind Glaubensstatsachen, Verankerungen des in Not befindlichen Menschen in irgendwelchem mütterlichen Boden; so findet ja auch die Psychoanalyse als Urgrund der Religionen auch nichts anderes als was die ‚Krankheiten‘ des einzelnen begründet, allerdings fehlt heute die religiöse Gemeinschaft, die Sekten sind zahllos und meist auf Einzelpersonen beschränkt, aber vielleicht zeigt sich das so nur dem von der Gegenwart befangenen Blick.“ (NSuF II 341 f.)

Kafka erkennt in den psychischen und geistigen Leiden individuelle Verarbeitungsversuche des Kulturdrucks. Dieser Kulturdruck kann nicht mehr in gesellschaftlich vermittelbare Bahnen geleitet und somit kollektiv verarbeitet werden, sondern der einzelne muß alleine damit fertig werden. Kafka sieht die Krankheiten und Symptome nicht als vom Denken und körperlichen Empfinden und Aussehen isolierte Phänomene an, und er erkennt in ihnen Ausdrucksformen einer bestimmten Epoche. Freud sieht in der gemeinschaftlichen Religionsausübung die Chance des einzelnen, einer ihn gesellschaftlich isolierenden Individual-Neurose zu entgehen. Demgegenüber sieht Kafka schon das Zerbrechen dieser Schicht gemeinsamer Zivilisation. Er nimmt nur mehr Vereinzelung und Sektierertum wahr.

Kafka sieht den Vater-Sohn-Konflikt unter soziologischen Aspekten, in ihm erkennt er den Generationskonflikt seiner Zeit und seiner besonderen Situation als deutschsprachiger Jude in einer tschechischen Umgebung, deren kulturelle und politische Werte und Maßstäbe von der Minderheit des deutschen Bürgertums in Prag bestimmt werden. Kafka leidet unter der Substanzlosigkeit des Glaubens der



assimilierten bürgerlichen Schicht der Vätergeneration und der negativen Auswirkungen des Assimilationsdrucks auf die nachfolgende Generation.<sup>84</sup>

Eine Anschauung von jüdischer Identität aufgrund gemeinsamen Glaubens, der in der chassidischen Bewegung des 19. Jahrhunderts wurzelt, findet Kafka im Ostjudentum. Im Shtetl, der zerstörten jüdischen Welt Osteuropas, herrschte eine relativ homogene ökonomische Situation – die meisten Menschen waren bitterarm, aber halfen einander und lebten in selbstverständlicher Gemeinschaft. Alle seine Träume, nach Palästina zu gehen, um dort ein einfaches Leben nach sozialistischem Vorbild zu führen (er wollte dort Kellner werden), sind in seiner Neigung zum Ostjudentum zu suchen.<sup>85</sup>

Damit ist er noch kein religiöser Erneuerer, als den ihn sein Freund Max Brod sah, Kafka sehnte sich nach unhinterfragter Gemeinschaft und Identität und dafür hat er im Ostjudentum ein Bild gefunden. Kafkas persönliche Auseinandersetzung mit dem Vater reflektiert den Konflikt des assimilierten jüdischen Bürgertums in Prag. Der Zwang zum ökonomischen Aufstieg und das politische Lavieren zur Zeit eines sich verschärfenden Antisemitismus, der um die Rassenideologie angereichert wurde, trafen in der hochgebildeten Söhne-Generation auf moralische Ablehnung oder bestenfalls auf herablassendes Mitgefühl.<sup>86</sup>

„Wie Du z.B. leicht Dich von meist nur scheinbar höherstehenden Personen blenden ließest und davon immerfort erzählen konntest, etwa von irgendeinem kais. Rat oder dgl. (andererseits tat mir etwas derartiges auch weh, daß Du, mein Vater, solche nichtige Bestätigungen Deines Wertes zu brauchen glaubtest und mit ihnen groß tatest).“ (NSuF II 166)<sup>87</sup>

---

<sup>84</sup> In seinem berühmten Brief über Literatur und Identität deutsch-jüdischer Schriftsteller schreibt Kafka: „Besser als die Psychoanalyse gefällt mir in diesem Fall die Erkenntnis, daß dieser Vaterkomplex, von dem sich mancher geistig nährt, nicht den unschuldigen Vater, sondern das Judentum des Vaters betrifft. Weg vom Judentum, meist mit unklarer Zustimmung der Väter (diese Unklarheit war das Empörende), wollten die meisten, die deutsch zu schreiben anfangen, sie wollten es, aber mit den Hinterbeinen klebten sie noch am Judentum des Vaters und mit den Vorderbeinen fanden sie keinen neuen Boden. Die Verzweiflung darüber war ihre Inspiration.“ (Br 337)

<sup>85</sup> Auch die Entscheidung für Felice, 1912, kann mit der am ersten Abend getroffenen Verabredung einer gemeinsamen Palästina-Reise zusammenhängen (siehe F 43).

<sup>86</sup> Umgekehrt setzt natürlich auch die Vätergeneration ihre Machtmittel gegen die Söhne ein. Ein spektakulärer Fall war der Konflikt zwischen Otto Gross und dessen Vater Hans Gross, einem Jura-Professor, bei dem auch Kafka studiert hatte. Kafka kannte Otto Gross, einen Schüler Freuds. Sie planten zusammen eine sozialkritische Zeitschrift. Gross' Vater ließ seinen Sohn in eine Irrenanstalt einweisen, da er die Verinnerlichung negativer patriarchalischer Autorität anprangerte. Thomas Anz vergleicht die beiden Väter: „Franz Kafkas Vater, der in dem Brief die sozialdarwinistischen Tugenden der Stärke und robusten Gesundheit sowohl verkörpert als auch mit Worten vertritt, denkt in ähnlichen Kategorien wie Hans Gross.“ (Thomas Anz: Franz Kafka. München, 1989. S. 37.)

<sup>87</sup> Die Erniedrigung und Beschämung, die der Vater in einer feindlich-antisemitischen Umwelt in Kauf nehmen muß, schildert auch Sigmund Freud. Seinem Vater wird der Hut vom Kopf geschlagen. Daraufhin bückt er sich und hebt den Hut auf: „Das schien mir nicht heldenhaft von dem großen starken Mann, der mich Kleinen an der Hand führte.“ (Sigmund Freud: Die Traumdeutung. Über den Traum. Gesammelte Werke. Zweiter und dritter Band. London, 1942. S. 202.)

Das Schreiben stellt Kafka im Vater-Brief in einer doppelten Funktion dar: Es ist ihm Befreiung vom Vater und gleichzeitig Ersatz für die fehlende Liebe des Vaters. In der Literatur war Kafkas Grundkonflikt, der zum einen in der ablehnenden Haltung der bürgerlichen Lebensweise und zum anderen in seinem Empfinden des Scheiterns an einer bürgerlich-repräsentablen Existenzgründung bestand, aufgehoben. Durch das Schreiben war Kafka den widersprüchlichen inneren Empfindungen und den widersprüchlichen äußeren Erfahrungen und ebenso seinen Versuchen, dem Mangel durch selbstaufgelegte Askese zu entfliehen, entronnen. Kafka schrieb in inspirierten Zuständen (es begann mit dem großen Durchbruch 1912, als er in einer Nacht „Das Urteil“ schrieb). So war er in gewisser Weise unabhängig von äußeren Umständen, die seiner Meinung nach schlecht waren, aber auch günstige äußere Bedingungen konnten daher keinen oder nur kaum Einfluß auf sein Schaffen nehmen.

Kafka verwendet für seine Deutung der begünstigten Schaffensperioden und -bedingungen nicht den Begriff des Unbewußten, doch zeigt seine Darstellung, daß er zu Bewußtseins-schichten Zugang hatte, die dem Ich normalerweise verschlossen sind, um schreiben zu können.

„Dieses stürmische oder sich wälzende oder sumpfige Innere sind ja wir selbst, aber auf dem im geheimen sich vollziehenden Wege, auf dem die Worte aus uns hervorgetrieben werden, wird die Selbsterkenntnis an den Tag gebracht, und wenn sie auch noch immer verhüllt ist, so ist sie doch vor uns und ein herrlicher oder schrecklicher Anblick.“ (F 306)

Kafkas Auffassung der Selbsterkenntnis entspricht auch hier Freuds Theorie der Bewußtmachung und Befreiung von drückenden, dem Ich unbekannten Zusammenhängen und Vorstellungen. Kafka kann den Bewußtwerdungsprozeß ästhetisch genießen, er erscheint ihm nicht als etwas Ich-Fremdes, sondern als Entdeckung und Eroberung eines Teiles von ihm selbst, daher erklären sich die Glückszustände, die er beim Schreiben hatte.

Kafkas Beschäftigung mit den griechischen Mythen und der biblischen Überlieferung zeigt seine Auseinandersetzung mit der Tradition. Kafka zieht entweder die Überlieferung heran, um sie mit seinem Leben vergleichend in Verbindung zu bringen, oder er verändert den Ablauf der Überlieferung, indem er die eigenen Zeitumstände in die Überlieferung versetzt.

Zwei Beispiele für Kafkas Adaption:

„Manchmal stelle ich mir zum Beispiel einen anonymen Griechen vor, der nach Troja kommt, ohne daß er jemals dorthin wollte. Er hat sich dort noch nicht umgesehen, ist er schon im Getümmel, die Götter selbst wissen noch gar nicht, um was es geht, er aber hängt schon an einem trojanischen Streitwagen und wird um

die Stadt geschleift, Homer hat noch lange nicht zu singen angefangen, er aber liegt schon mit glasigen Augen da, wenn nicht im trojanischen Staub so in den Polstern des Liegestuhls. Und warum? Hekuba ist ihm natürlich nichts, aber auch Helena ist nicht entscheidend; so wie die andern Griechen, von Göttern gerufen, ausgefahren sind und, von Göttern beschützt gekämpft haben, ist er infolge eines väterlichen Fußtritts ausgefahren und unter väterlichem Fluch hat er gekämpft; ein Glück, daß es noch andere Griechen gegeben hat, die Weltgeschichte wäre eingeschränkt geblieben auf zwei Zimmer der elterlichen Wohnung und die Türschwelle zwischen ihnen.“ (Br 313 f.)

Kafka zeigt seinem Freund Max Brod, wie er sich fühlt, indem er seine Ohnmacht in das Bild des ungesegneten griechischen Soldaten faßt.

Im nächsten Bild, in dem es um Abraham geht, zeigt Kafka seine Entschlußlosigkeit:

„Ich könnte mir einen andern Abraham denken, der – freilich würde er es nicht bis zum Erzvater bringen, nicht einmal bis zum Altkleiderhändler – der die Forderung des Opfers sofort, bereitwillig wie ein Kellner zu erfüllen bereit wäre, der das Opfer aber doch nicht zustandebrächte, weil er von Zuhause nicht fort kann, er ist unentbehrlich, die Wirtschaft benötigt ihn, immerfort ist noch etwas anzuordnen, das Haus ist nicht fertig, aber ohne daß sein Haus fertig ist, ohne diesen Rückhalt kann er nicht fort, das sieht auch die Bibel ein, denn sie sagt: ‚er bestellte sein Haus‘ und Abraham hatte wirklich alles in Fülle schon vorher; wenn er nicht das Haus gehabt hätte, wo hätte er denn sonst den Sohn aufgezogen, in welchem Balken das Opfermesser stecken gehabt?“ (Br 333)<sup>88</sup>

Im Gegensatz zu Hartmut Binders Ansatz kann versucht werden, Kafkas Adaption in die jüdische Denktradition einzuordnen, die dem rationalistischen und fortschrittsgläubigen Weltbild entgegensteht. Kafkas Vorstellungen können, da sie nicht

---

<sup>88</sup> Hartmut Binder hat die Formen von Kafkas Mythos-Adaption gezeigt und beschrieben. Er erkennt in den Vergegenwärtigungen und Verbindungen zu den alten Stoffen Kafkas mangelnde historische Verständnisfähigkeit. Zwar räumt er Kafka noch ein Unterscheidungsvermögen zwischen Mythos und Geschichte ein, beklagt aber „die radikale Einschmelzung in die gegenwärtige Problematik“ (Hartmut Binder: Motiv und Gestaltung bei Franz Kafka. Bonn, 1966. S. 27.), die Kafkas Denken bestimme und eine Einsicht in historisches Verstehen verhindere, da sie ihn letztlich doch nicht zwischen Geschichten und Geschichte trennen läßt. Binder schließt: „Es kommt also darauf an, zu sehen, daß Überlieferung bei Kafka nur direkt als Analyse der Gegenwart wirksam werden kann und daß eben keine Dimension einer distanzierten, also abendländischen Geschichtsbetrachtung besteht.“ (Ebenda, S. 30.). – Im Gegensatz dazu kommt Rolf Goebel in seiner Untersuchung zu völlig anderen Ergebnissen. Er betont den produktiven und befreienden Charakter der Rezeption Kafkas: „Hervorgerufen durch die Textstrategien der ironischen, satirischen und grotesken Verfremdung des Bekannten, vollzieht sich der subversive Effekt dieser Texte vielmehr auf der Ebene der distanzierten Reflexion und des intellektuellen Spiels mit gewohnheitsmäßig akzeptierten Bildungsgütern und Denkschemata.“ (Rolf J. Goebel: Kritik und Revision: Kafkas Rezeption mythologischer, biblischer und historischer Traditionen. Frankfurt/Main, 1986. S. 123.)

vom instrumentellen und zweckrationalen Denken geprägt sind, dennoch nicht mythisch genannt werden. Kafkas Denken ist gegenüber der Phantasie und der Transzendenz geöffnet. Das jüdische Volk und sein Gott haben einander in einer langen Zeitperiode hervorgebracht und erkannt. Identität und Kontinuität erhalten sich durch das Bewußtsein der Entfaltung der Beziehung zwischen Gott und seinem Volk in der Geschichte.<sup>89</sup>

Die Geschichte der gesamten Menschheit, nicht nur jene des jüdischen Volkes, zeigt eine Gerichtetheit, sie besitzt ein Ziel. Es ist die Verwirklichung des Guten in der Welt. Das Judentum betont, im Gegensatz zum Christentum, den Handlungsaspekt, der sich im freien Willen des Menschen ausdrückt.

„Beides, die Idee der Menschheit und die der Weltgeschichte, hängt durchaus zusammen. Denn wenn es die e i n e Menschheit gibt, wenn die Einheit das Wurzelhafte, das Ursprüngliche ist, so ist geschichtliches Leben das allein, in dem sich dieses Einheitliche verwirklicht, das allein, was in der Menschheit und für die Menschheit da ist; nur das steht auf geschichtlichem Platze. Nur das erfüllt dann ein Volk wahrhaft, was einen Bestandteil des Menschheitslebens bilden kann. (...) Die Einheit des Menschengeschlechts beruht aber auf dem, was an ihm göttlich ist. Allen Menschen, welchem Volk und welcher Art sie angehören mögen, ist das gemeinsam, daß sie das Ebenbild Gottes sind, daß sie von ihm geschaffen sind, um zu schaffen.“<sup>90</sup>

Im Alten Testament, an Adam, Noah, an den Erzvätern und an Moses zeigt sich sowohl Gottes Eingreifen in die Geschichte als auch das menschliche Bemühen, den Plan Gottes zu erkennen und auszuführen. Die Bestimmung der Menschheit und des einzelnen wird in diesen Gestalten erkannt und daraus erklärt sich ihre fortwährende Deutung. Die Bibel wird für das Heute gedeutet. Die Ausdruckskraft der Propheten hat nicht verloren. Sie bezieht sich auf konkrete politische Ereignisse, und damit auf ein „einst“ (Thomas Mann), das war und kommen wird.

Kafkas distanzloser Umgang mit der Tradition ist weder eine Einzelercheinung noch ein Zeichen für Geschichtslosigkeit. Die Geschichte des Chassidismus, die Kafkas Sympathie und Interesse fand, und eine Erneuerung des geistigen Lebens der jüdischen Diaspora in Osteuropa darstellte, zeugt von einem – Kafkas Beziehungssetzung sehr ähnlichen – undistanzierten Verhältnis zur Tradition. In der inhaltlichen

---

<sup>89</sup> „Sollte ausgerechnet in dem Volk, in dessen Mitte allein im Orient die Geschichte als Ausführung des Geschichtsplanes Gottes erkannt wurde, das trotz aller Katastrophen an seinen eschatologischen Erwartungen festhielt, eine Abwendung von der Geschichte stattgefunden haben?“ (Enno Janssen: Das Gottesvolk und seine Geschichte. Das Geschichtsbild und Selbstverständnis im palästinensischen Schrifttum von Jesus Sirach bis Jehuda ha-Nasi. Neukirchener Verlag, 1971. S. 13.)

<sup>90</sup> Leo Baeck: Das Wesen des Judentums. Frankfurt a. M., 1923. S. 260 f.

Auseinandersetzung mit der Tradition sucht Kafka die Anfänge der Menschheitsgeschichte und des Individuums. Kafkas persönliches Interesse für die Vergangenheit und die Überlieferung gründet in der Richtungssuche für sein Heute und für die Zukunft, auch insofern stimmt er mit der jüdischen Denkweise, die Tradition immer wieder neu zu deuten und auszulegen, überein. Kafka erkennt die Menschheitsgeschichte als Herrschaftsgeschichte seit den Kulturanfängen. Gleichzeitig sind in ihr die Formen des Widerstands und der Befreiung dargestellt. Die Bibel bietet in prophetischer bildmächtiger Sprache einen Deutungsversuch von Gut und Böse.<sup>91</sup>

Kafkas Rezeption und ebenso die Ausrichtung seiner Phantasie zeigen seine Sympathie für die Unterdrückten und Vergessenen (siehe das Troja-Beispiel) und für jene, die die heroische Überlieferung vergessen hat. Kafkas Denken und Fühlen zeigt eine persönliche Geneigtheit zum bescheidenen, unspektakulären Leben.<sup>92</sup>

Herrschaftsverhältnisse, die ein Leben in Ruhe verwehren, bestimmen die menschlichen Beziehungen seit dem Beginn der Menschheit: „Ein Fortschritt ist noch nicht eingetreten“: Diese Erkenntnis ist keine Quintessenz pessimistischer Welthaltung, sondern eine Absage an optimistische Zukunftsvorstellungen aufgrund materieller Entwicklung. Kafka hofft dennoch auf die Veränderbarkeit der Verhältnisse als einer Veränderung in der Zielsetzung menschlichen Handelns.<sup>93</sup>

---

<sup>91</sup> Siehe: Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Kapitel I „Die Narbe des Odysseus“. Tübingen, 1946. S. 5-27.

<sup>92</sup> Hannah Arendt meint, daß Kafka, der in einer Zeit des Genie-Kults lebte, als einer der wenigen frei davon war, die eigene Person mit erhöhenden Phantasmen auszustatten: „Das heißt nicht, daß es nicht gerade in dieser Generation allenthalben Konflikte gegeben hätte (...); aber sie wurden doch in der Regel dadurch beigelegt, daß die Söhne den Anspruch machten, Genies oder auch, wie im Falle der zahlreichen Kommunisten aus begütertem Hause, Menschheitsbeglückter, auf jeden Fall etwas Höheres zu sein, und die Väter nichts lieber glauben wollten. Wo solche nicht gestellt oder nicht anerkannt wurden, konnte es leicht zur Katastrophe kommen. Das war etwa bei Kafka der Fall, der – vielleicht weil er wirklich so etwas wie ein Genie war – von dem Geniewahn seiner Umgebung ganz frei war, den Anspruch nie stellte und daher seine finanzielle Unabhängigkeit durch eine normale Stellung an der Prager Arbeiter-Unfallversicherungs-Anstalt sich sicherte. Aber auch Kafka, kaum hatte er die Stelle angetreten, sah in ihr eine „Anlaufstraße für Selbstmörder“ und meinte einer Pflicht zu gehorchen, die sagt: „Man muß sich sein Grab verdienen.“ (Hannah Arendt: *Walter Benjamin. In: Menschen in finsternen Zeiten*. München, Zürich, 1989. S. 217.)

<sup>93</sup> „Die besitzlose Arbeiterschaft“ (NSuF II 105 ff.) ist am Ende des Krieges, Ende Februar bis Anfang März 1918 in Hunger- und Notzeit entstanden. Es ist ein Text, in dem sich sozialistische mit asketischen Idealen vereinen. Persönlich scheint der Entwurf mit dem Wunsch, sich von der Arbeit als Jurist bei der AUVA zu befreien, zusammenzuhängen. Im Sommer arbeitet Kafka in einer Gärtnerei bei Prag. Ottla führt das Gut ihres Schwagers und macht eine landwirtschaftliche Ausbildung. Politisch ist seit November 1917 eine Wende in der Palästina-Politik eingetreten. In der Balfour-Deklaration spricht sich Großbritannien für die zionistische Bewegung aus. Palästina soll wieder zur Heimat des jüdischen Volkes werden. Ich zitiere Punkt zwei und vier von Kafkas Entwurf: „2.) Nur durch Arbeit den Lebensunterhalt erwerben. Vor keiner Arbeit sich scheuen, zu welcher die Kräfte ohne Schädigung der Gesundheit hinreichen. Entweder selbst die Arbeit wählen oder falls dies nicht möglich sich der Anordnung des Arbeitsrates fügen, welcher sich der Regierung unterstellt. (...) 4.) Mäßigstes Leben. Nur das unbedingt Notwendige essen, z. B. als Minimallöhnung, die in gewissem Sinn auch Maximallöhnung ist, Brot,

Walter Benjamin erkennt in dem Begriff der „Umkehr“ Kafkas gesellschaftliche Utopie. Zusammen mit Gershom Scholem plädiert er daher für eine theologische Interpretation:

„Daß ich den Aspekt der Offenbarung für Kafkas Werk nicht leugne geht schon daraus hervor, daß ich – indem ich sie für ‚entstellt‘ erkläre – den messianischen für sie anerkenne. Kafkas messianische Kategorie ist die ‚Umkehr‘ oder das ‚Studium‘.“<sup>94</sup>

Umkehr ist die Möglichkeit der Veränderung zu jedem Zeitpunkt. Sie ist das Gegenteil der Verherrlichung der Notwendigkeit, wie sie der Gefängniskaplan vertritt. Umkehr versteht sich als individuelle und gesellschaftliche erkennende Veränderung, die ein spontanes oder reflektiertes Urteil voraussetzt. Gerade die prophetischen Schriften lehren und betonen diese Fähigkeit des Menschen.

In der Darstellung der Universalität von Herrschaft untersucht Kafka die Bedingungen, die den einzelnen bestimmen, sich den herrschenden Verhältnissen zu unterwerfen.

Kafka zeigt Bewußtseinschichten im Individuum, an die die Herrschaftsverhältnisse anknüpfen können. Das Gericht im „Proceß“ knüpft an die bestehenden gesellschaftlich vermittelten Selbstvernichtungstendenzen in K. an.

Josef K. hat sich allein emporgearbeitet, aber sein Onkel und die übrige Familie erwarteten den gesellschaftlichen Aufstieg. Josef K. war aufgrund seiner Karriere bei ihnen anerkannt. An ihm als Person haben seine Verwandten kein Interesse gehabt. Ansonsten kennzeichnen Gleichgültigkeit und auf seiten Josef K.s noch Schuldgefühle das wechselseitige Verhältnis. Gleichgültigkeit bestimmt auch sein Verhalten in der Bank gegenüber ökonomisch schwachen Kunden und seinen Untergebenen. Die Gewalt, die er im Beruf ausübt, ist strukturelle Gewalt, für die sich Josef K. nicht persönlich verantwortlich fühlen muß. Eine differenziertere Individualität, die ein reicheres, unabhängigeres Denken und Empfinden äußern würde, wäre der ökonomischen Entwicklung eher hinderlich als förderlich.

Autorität hat K. nur als gesellschaftliche Forderung nach Anpassung und Einfügung in die bestehenden Verhältnisse kennengelernt. Die Anpassungsleistung ist gelungen, aber eine individuelle Emanzipation von den herrschenden Autoritäten und Autoritätsmustern konnte er nicht vollziehen.

---

Wasser, Datteln. Essen der Ärmsten, Lager der Ärmsten (...) Das Arbeitsleben als eine Angelegenheit des Gewissens und eine Angelegenheit des Glaubens an den Mitmenschen.“ (NSuF II 106) – Arbeit als eine Frage der Eigenverantwortung und des Glaubens an die gemeinsame Zugehörigkeit aller Menschen zur gemeinsamen Menschenfamilie könnte, so stellt es Kafka dar, wirklich ein neues Maß an Freiheit und Zufriedenheit schaffen.

<sup>94</sup> Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, 1981. S. 78.

Individuierung geht aber weit über bloße Anpassung an das herrschende Allgemeine hinaus.

Um dem Gericht gegenüber zu bestehen, benötigte Josef K. Autonomie, die sich in der aktiven Auseinandersetzung mit den in Familie und Gesellschaft erworbenen Ich-Idealen entfaltet.

Dem Gericht kann sich Josef K. nicht mehr anpassen. Die Autorität besteht nur als formelle, die von ihm keine inhaltlichen Leistungen erwartet. Doch der Anpassungsversuch bleibt erhalten, er sucht die Anerkennung der scheinbar unendlich viel mächtigeren Autorität. Autonomie kann er nicht entfalten, da nichts in seiner Erziehung und in seinem späteren Leben auf die Entwicklung persönlicher Unabhängigkeit abzielte. Indem das Gericht an die fortwirkende Autoritätsangst und Unterwerfungsbereitschaft anknüpft, bleibt Josef K. psychisch durch Schuldgefühle an das Gericht gebunden.

Das Gericht macht sich die psychisch-anthropologische Grundkonstante der Autoritätsangst und des Schuldgefühls zunutze, um zu unterwerfen.

Kafkas Zugang zum Vergessenen beruht nicht nur, wie Benjamin gezeigt hat, auf mystischer Erfahrung, sondern auf Kafkas Fähigkeit, mythische Überlieferung und gesellschaftliche Wirklichkeit zueinander in Beziehung zu setzen.

Die Anpassungsleistung an die Realität wird von jedem Individuum seit den Kulturanfängen erbracht. Erziehung ist die Einübung und -passung in die jeweils herrschenden Verhältnisse.

Kafka zeigt den Anpassungsdruck, der von jeher auf Josef K. lastet, nicht in seiner Genese. Er zeigte vor dem Prozeß keinen erkennbaren Leidensdruck aufgrund dieser Einfügung. Die Einsamkeit und die Isolation seines Lebens offenbaren sich erst durch den Prozeß.

Das Gericht vertritt im Roman die Seite des vernichtenden Kulturdrucks. Kafka zeigt das Gericht in einer Doppelfunktion: zum einen erscheint in der Darstellung der Arbeitsmethoden des Gerichts die auf totalitäre Herrschaft zielende Bürokratie, zum anderen zeigt Kafka in der Verfolgungs- und Schuldthematik die der Kultur innewohnenden zerstörerischen Kräfte. Der kulturelle Anpassungsdruck, der sich beim einzelnen in Form von Schuld und Scham ausdrückt, wird von Generation zu Generation weitervererbt. Scham und Schuld sind Resultate der Aggression einerseits gegen die Vätergeneration, die die Anpassung fordert, andererseits gegen die Söhnegeneration selbst, die trotz Wut und Aufbegehren diese Anpassung vollzieht. Dieser Konflikt vollzieht sich in wechselnder historischer Gestalt.

Kafkas persönlicher Lösungsversuch des Schreibens als „Hinausspringen aus der Totschlägerreihe“ (T 892) basiert auf der Erkenntnis der zwangsläufigen Weitergabe und auf dem Wunsch, doch freizukommen.

Die Vermittlung dieser beiden Funktionen zeigt Kafka an Josef K. Er zeigt, daß, aufgrund der angepaßt-autoritätsfixierten und gleichzeitig selbstzerstörerischen Charakterstruktur K.s, es für das Gericht möglich wird, K. zum Opfer werden zu lassen. K. wird zum Opfer, da es keine Instanz, weder außen noch in seinem Innern gibt, die dem Gericht das Recht absprechen könnte, zu verurteilen. Selbst die offenbare Korruption und Gnadenlosigkeit vermag nicht, den Widerstand des Angeklagten hervorzurufen.

Die Scham, die Josef K. überlebt, erscheint so auch in einer doppelten Funktion: einerseits beweist sie, daß Josef K. nicht freikommen konnte, andererseits ist sie Anklage gegen die Last und Korruption dieser Welt.

K.s Einfügung in die Gesellschaft läßt alle nicht-konformen Gedanken und Ideen außerhalb seines Bewußtseins. Widerstand hat K. nur in systemkonformer, seine Karriere fördernder Weise, z. B. gegenüber dem Direktor-Stellvertreter, kennengelernt. Unter den Bedingungen der monopol-kapitalistischen Ära ist das für den einzelnen noch erträgliche Maß an Unterdrückung der eigenen Wünsche und Bedürfnisse überschritten.

Kafkas Wahrnehmung erfaßt in der bestimmten historischen Situation auch die menschheitsgeschichtliche Dimension.

Den totalitären Strukturen des Gerichts stehen keine nicht-autoritären, der Vernunft und Humanität verbundenen Kategorien gegenüber. Die von der Gesellschaft in ihrer Zurichtung auf das ökonomische und zweckrationale Denken und Handeln unterdrückten und verleugneten zerstörerischen Kräfte der Kultur brechen sich Bahn. Es gibt weder in der Innenwelt des Ich noch im außen Reservate oder Sicherungen gegen sie.

K.s Gedanke, daß ihm die Überwältigung durch das Gericht an seinem Schreibtisch in der Bank nicht geschehen wäre, ist bittere Ironie Kafkas in bezug auf Josef K.s Verkenntung der Machtverhältnisse.

Josef K. ist nicht in einem moralischen Sinn schuldig, Kafka zeigt an ihm die Symptomatik der Zeit. K.s Frage, ‚wie denn ein Mensch schuldig sein könne, da wir doch alle Menschen sind‘, bestätigt dies, muß aber gleichzeitig zurückgenommen werden.

Die Herrschaft des Gerichts erscheint als eine Konsequenz des auf Leistung und Zweckrationalität gerichteten Denkens und Handelns. Um dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit zu widerstehen, müssen Menschen gemeinsam und verantwortlich



handeln, dafür ist es nötig, die eigene Isolation und Vereinzelung zu erkennen und aufzuheben.

Das Ziel des Gerichts liegt in der Vernichtung der Freiheit und in der Ausrichtung auf die Notwendigkeit. Die Notwendigkeit zerstört die Einsicht in die menschliche Selbstbestimmung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Gesellschaftsprozesse sind nur mehr als Naturprozesse zu erkennen. Ihre Veränderbarkeit ist vernichtet. Kafka hat in dieser Aufrichtung ein Element totalitärer Herrschaft gezeigt. Totalitäre Herrschaft versucht, das Bewußtsein von Freiheit zu vernichten, sie findet Einlaß ins Denken der Menschen und wirkt bewußtseinszerstörend. Kafkas Darstellung der Angeklagten, wie sie in ihrer Würde zerstört werden und an ihrer Unschuld dem Gericht gegenüber zweifeln, ist ein eindrucksvolles Bild dafür.

Die Fähigkeit, Gut und Böse unterscheiden zu können, liegt in der Freiheit des Menschen. Durch die Herrschaft des Gerichts wird auch die Erkenntnis von Gut und Böse aus der Welt verbannt, denn wenn die Notwendigkeit herrscht, ist die Menschheit wieder in einen Naturzustand verbannt, nicht in den paradiesischen, sondern in den geistferner Naturgewalt.

So ist in K.s Scham für den Leser auch ein Zeichen von Hoffnung. Im Tod erinnert die Scham an die Bestimmung des Menschen, frei zu sein. Josef K. hätte für seine Freiheit kämpfen sollen, so wie der Mann vom Lande am Türhüter vorbei ins Gesetz hätte eintreten sollen.

## **2.6. Josef K.s Tod**

Das letzte Kapitel ist gradlinig abfallend vom Besuch des Gerichts bei Josef K. bis zu seinem Tod komponiert. Josef K. wartet auf das Gericht, dann, als die Abgesandten wirklich erscheinen, ergibt er sich ihnen im Verzicht auf inneren und äußeren Widerstand. Seine Reflexionen, sonst Zirkelschlüsse und einsichtsloses Selbstmitleid, bilden die Höhepunkte des Kapitels. Sie zeigen aber als solche keine neue Seite seines Wesens, sondern sind Konsequenzen aus den mit dem Gericht gemachten Erfahrungen, und sie zeigen eine endgültige Überflutung des Ich mit Schuldgefühlen. Es bleibt Josef K. keine psychische und geistige Position offen, die es ihm gestatten würde, am Leben festzuhalten.

Josef K. ist von dem Prozeß nach einem halben Jahr so eingenommen, daß sich für sein privates Leben und für seine Haltung zur Welt keine neuen Ansichten und Möglichkeiten mehr gebildet haben. Aufgrund seiner schwankenden Urteilsfähigkeit, die ihm weder ein spontanes noch ein reflektiertes Urteil zu fällen erlaubt, wagt er es nicht, auf seinem Urteil, daß durch die Aufrichtung und Verherrlichung der

Notwendigkeit die „Lüge zur Weltordnung“ gemacht wird, zu bestehen. In dem verbleibenden halben Jahr bis zu seinem Tod verfestigt sich seine intellektuelle und psychische Unsicherheit. In dieser Konsequenz der Darstellung, die keine qualitativen Sprünge oder märchenhaften Wendungen kennt, liegt der Realismus von Kafkas Darstellung. Seine Figuren scheitern notwendig.

Die Kargheit des Lebensentwurfes von Josef K. wird keine neuen Anklänge erfahren. Unter dem Druck des Prozesses würde auch eine Darstellung der moralischen Mängel Josef K.s deplaziert wirken – der Leser weiß ja um diese von Anfang an. Zwischen dem Dom-Kapitel und dem letzten Kapitel vergeht ein halbes Jahr. Kafka hat das erste und das letzte Kapitel als erste des Gesamtwerkes geschrieben. Daraus erklären sich die formalen und inhaltlichen Entsprechungen beider Kapitel.

Sie finden sich in bezug auf die Theaterbegrifflichkeit und in bezug auf Josef K.s Wissen um seinen Tod am Ende des Jahres, bzw. das Überraschende der Verhaftung am Anfang des Prozesses. Fräulein Bürstner erscheint sowohl am Anfang des Romans, als auch im letzten Kapitel, wenn auch nur noch in einer für K.s Bewußtsein wichtigen Funktion.

Josef K. ist auf das Erscheinen des Gerichts am Vorabend seines 31. Geburtstages innerlich und äußerlich vorbereitet. Kafka erklärt nicht den Grund seiner Vorahnung, dadurch steigert sich die Zwangsläufigkeit und Endgültigkeit von K.s Empfinden, daß er sterben muß. Die Erkenntnis des Endes scheint für K. festzustehen, denn er wartet:

„Ohne daß ihm der Besuch angekündigt gewesen wäre, (...)“ (P 305)<sup>95</sup>

Gregor Samsa erwacht „aus unruhigen Träumen“ (DzL 115) und ist in ein riesenhaftes Ungeziefer verwandelt. Der Landarzt wird aus dem Schlaf von einer Nachtglocke gerissen:

„Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.“  
(DzL 261)

Aber auch im umgekehrten Sinn verwendet Kafka das Bild des Schlafes. Der Schlaf verwehrt die Möglichkeit der Erkenntnis und der Veränderung. K. im Schloß ist zu

---

<sup>95</sup> Im ersten Kapitel bildet das Überraschende des Prozeßbeginns einen Hauptstrang der Handlung. Josef K. wird aus dem Bett heraus verhaftet. Gerhard Neumann hat auf die Unsicherheit und Überwältigbarkeit kafkascher Helden im Schlaf oder an der Grenze zum Wachsein hingewiesen: „Der ‚Prozeß‘ des Romans besteht in der Schärfung der Aufmerksamkeit für diesen ‚riskantesten Augenblick‘ des Übergangs vom einen zum anderen; als Übergang vom Traum zum Wachen, vom Verhör zur Komödie, von der äußeren zur inneren Instanz, vom Gesetz zur Projektion: als Übergang vom ‚Geburtstag‘ zur ‚Hinrichtung‘.“ (Gerhard Neumann: Der Zauber des Anfangs und das „Zögern vor der Geburt“ – Kafkas Poetologie des „riskantesten Augenblicks“. In: Hans-Dieter Zimmermann (Hrsg.): Nach erneuter Lektüre: Franz Kafkas Der Prozess. Würzburg, 1992. S. 140.) – Gerhard Neumann nimmt in der Darstellung dieser Übergänge ein ‚Grundmuster‘ der Kunst Kafkas wahr.

müde, um den Ausführungen Bürgels zu folgen, so verpaßt er die einzige vom Schloß vergebbare Chance, als Landvermesser angenommen zu werden. Der Vater im „Urteil“ mag müde und kränklich erscheinen, doch urgewaltig in patriarchalischer Kraft erhebt er sich aus den Decken, um den Sohn zum Tode zu verurteilen.

K. selbst gibt an, daß die Zeit zwischen Schlaf- und Wachzustand die gefährlichste sei:

„Jemand sagte mir, ich kann mich nicht mehr erinnern, wer es gewesen ist, dass es doch sonderbar sei, dass man, wenn man früh aufwacht, wenigstens im allgemeinen alles unverrückt an der gleichen Stelle findet, wie es am Abend gewesen ist. Man ist doch im Schlaf und im Traum wenigstens scheinbar in einem vom Wachen wesentlich verschiedenen Zustand gewesen und es gehört (wie jener Mann ganz richtig sagte) eine unendliche Geistesgegenwart oder besser Schlagfertigkeit dazu, um mit dem Augenöffnen alles, was da ist, gewissermaßen an der gleichen Stelle zu fassen, an der man es am Abend losgelassen hat. Darum sei auch der Augenblick des Erwachens der riskanteste Augenblick am Tag; sei er einmal überstanden, ohne dass man irgendwohin von seinem Platze fortgezogen wurde, so könne man den ganzen Tag über getrost sein.“<sup>96</sup>

Diese von Kafka gestrichene Stelle sollte im Gespräch mit dem Aufseher stehen. Warum hat Kafka sie aus seinem Text genommen? Die Reflexion, die aufgrund ihrer distanzierten Sichtweise auf eigene Verhaltensweisen faktisch eine Atmosphäre der Angstlosigkeit herstellt, scheint nicht dazu geeignet, Josef K.s Gebanntheit und Ratlosigkeit vor dem Aufseher zu vermitteln. Auch wenn K. nur teilweise seine eigenen Gedanken referiert, er berichtet ja die Meinung eines Mannes, dessen er sich nicht mehr entsinnt, ist doch eine Gleichmäßigkeit der Verarbeitung der Ursprungsidee zu spüren. Diese reflexiven Sentenzen passen nicht zu seinem Verfall und seiner Angst. Sprachlich und inhaltlich erinnert die Stelle an das Frühwerk vor dem „Urteil“.

Doch zeigt Josef K. auch sonst, daß er von der Verletzlichkeit des Zwischenzustandes überzeugt ist. Er glaubt, hätte er ‚unbeirrt‘ (siehe P 34) seinen Tag als Prokurist begonnen, dann hätte das Gericht keinen Platz in seinem Leben errungen:

„In der Bank z.B. bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas derartiges unmöglich geschehn, (...).“ (P 34)

Kafka zeigt die Identität als so fragil, daß sie jeden Tag wie in einem Glücksspiel neu zu besetzen ist. Psychische Gefäßtheit und Sicherheit werden von Josef K. mit seiner sozialen Rolle in eins gesetzt.

---

<sup>96</sup> Franz Kafka: Der Proceß. Apparatband. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main, 1990. S. 168.

Am Vorabend seines 31. Geburtstages verhält es sich völlig anders. Josef K. hat sein naiv-selbstbewußtes Denken aufgegeben. Der Prozeß hat sein Denken und Fühlen überschwemmt. Josef K. hat sich an diesem besonderen Tag auf den Besuch des Gerichts psychisch und physisch eingestellt. Er will die Überraschungssituation vermeiden. Nicht mehr so ungeschützt wie bei der Verhaftung will er dem Gericht gegenüber treten. Er erscheint nicht im ‚besten schwarzen Kleid‘ (siehe P 19), das er bei der Verhaftung wählte, doch aber „schwarz angezogen“ (P 305), wie die Abgesandten des Gerichts auch, und er zieht „langsam neue scharf sich über die Finger spannende Handschuhe an“ (P 305).

K. erwartet das Ende des Prozesses und er weiß, daß dies auch das Ende seines Lebens ist:

„Alte untergeordnete Schauspieler schickt man um mich.“

Und:

„Man sucht auf billige Weise mit mir fertig zu werden.“ (P 306)

Wie bei der Verhaftung denkt Josef K. an Theater im Zusammenhang mit den Vorgängen. In K.s Überlegungen zu Anfang des Prozesses erscheint seine Ambivalenz, er kann nicht an einen Spaß glauben, er sucht aber durch passives Verhalten, das dem äußeren Rahmen entspricht, und durch Zurückhaltung, sich in keinem Fall eine Blöße zu geben. Er schließt die Möglichkeit einer „Komödie“ aus Anlaß seines 30. Geburtstages, die von seinen Kollegen in der Bank organisiert wurde, nicht aus. K. fürchtet als Spielverderber und Langweiler eingeschätzt zu werden, falls er den Spaß nicht versteht, „(...) war es eine Komödie, so wollte er mitspielen“ (P 12). – K. erklärt dem Aufseher zu Beginn des Prozeß:

„Ich will nicht sagen, daß ich das Ganze für einen Spaß ansehe, dafür scheinen mir die Veranstaltungen, die gemacht wurden, doch zu umfangreich. Es müßten alle Mitglieder der Pension daran beteiligt sein und auch Sie alle, das gieng über die Grenzen eines Spaßes.“ (P 21)

Die Ambivalenz beruht auf der Unsicherheit und Unwissenheit darüber, welches gesellschaftliche Verhalten gegenüber der Behörde einzunehmen ist. Hier zeigt Kafka den Zwang, zu jedem Ereignis die passende gesellschaftliche Rolle einzunehmen. K. fällt es schwer, das zu tun, da er die Hierarchien und den Machtapparat der Behörde und deren Gefährlichkeit für sich nicht kennt und deshalb auch nicht einschätzen kann. Er erinnert sich im Zusammenhang mit der Verhaftung an Vorkommnisse, bei denen er,

„(...) ohne das geringste Gefühl für die möglichen Folgen sich unvorsichtig benommen hatte und dafür durch das Ergebnis bestraft worden war.“ (P 12)

Walter Benjamin spricht von Kafkas Welt als einem „Welttheater“: „Ihm steht der Mensch von Haus aus auf der Bühne.“<sup>97</sup>

Zwar hofft Josef K. beim Prozeßbeginn, schon ziemlich zweifelnd, noch auf eine Komödie, bei der ein Wechsel der Rollen und Funktionen stattfinden könnte. Doch das Gericht und seine Funktionäre haben keinerlei Beziehung zum frühbürgerlichen Welttheater, in dem sich alle Verwicklung in Spaß und Freude und in ein Bild der Verwandlungsfähigkeit allen Lebens auflöst. Da er die Funktion des Gerichts nicht kennt, zieht sich K. auf ihm bekannte Topoi zurück. Am Hinrichtungstag ist es das maskenhaft-theatralische Benehmen der Gerichtsabgesandten, das für ihn die Vorstellung von Theater oder Oper hervorruft. Durch Josef K.s Bewußtsein spielt Kafka mit dem Theater als zwar mögliche, aber – um das Gericht zu verstehen – völlig unzureichende Erkenntnisebene. Das Gericht meint es bitter ernst mit seiner Verfolgung, seien seine Träger auch noch so schmierige Komödianten, sind sie doch K. gegenüber an der Macht. Ihre Schmierigkeit und Unechtheit scheint viel mehr ein Zeichen für das Emporkommen des Mobs und dessen Durchdringung der Gesellschaft denn ein Zeichen des Welttheaters.

Auf dem Weg aus der Stadt bilden Josef K. und die Männer „eine solche Einheit, daß wenn man einen von ihnen zerschlagen hätte, alle zerschlagen gewesen wären. Es war eine Einheit, wie sie fast nur Lebloses bilden kann.“ (P 306). Ex negativo erscheint im Gegensatz zur materiellen die Macht der lebendigen, menschlichen Welt, die in der Liebe Vereinigung schafft.

Am letzten Abend seines Lebens erscheinen ihm die Abgesandten des Gerichts als „untergeordnete Schauspieler“ (P 306) und im Mondlicht, auf dem Weg zum Richtplatz als „Tenöre“ (P 307) aufgrund ihrer ‚schweren Doppelkinne‘ (siehe P 307). K. ekelt sich vor ihnen:

„Man sah förmlich noch die säubernde Hand, die in ihre Augenwinkel gefahren, die ihre Oberlippe gerieben, die die Falten am Kinn ausgekratzt hatte.“ (P 307)

An ihnen ist der gleiche ewige Schmutz wie an den Unterhosen von Georg Bendemanns Vater, wie an Gregor Samsas Vater. Es ist Ekel vor Menschen, der aus der gesellschaftlichen Isolation und Entfremdung stammt. Gregor Samsa erwächst als Käfer der menschlich-kulturellen Zurichtung, er ist begierig auf die alte Käserinde. Der Ekel wird als Lust erkennbar, der zu entsagen war.<sup>98</sup>

---

<sup>97</sup> Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, 1981. S. 22.

<sup>98</sup> Theodor W. Adorno hat auf diese Stelle hingewiesen: „Er erkennt den Vater wieder als den Oger, den er immer schon in winzigen Anzeichen gefürchtet hat, der Ekel vor Käserinden erweist sich als die schmäliche vormenschliche Begierde nach ihnen.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 266.)

Die Regression zu den aufgegebenen und doch heimlich ersehnten Wünschen ist alles andere als lustvoll, sie ist voller Scham und Leid.

Josef K. stören die Gerichtsabgesandten nicht mehr. Er beschließt, da mit den Männern aufgrund ihrer Dummheit und Sprachlosigkeit keine Auseinandersetzung möglich ist, sich „selbst das Notwendige zu sagen“ (P 309). So bestimmt gerade die offenliegende Illegitimität der gesellschaftlichen Herrschaft in Gestalt der Gerichtsvertreter Josef K. dazu, sich selbst zu richten.

Kafka läßt Einblick gewinnen in den ungeheuren Mechanismus totalitärer Herrschaft, der Menschen zu Opfern macht. Der Terror hat jede individuelle und politische Alternative ausgelöscht.

Auch K. verinnerlicht den Konflikt, seine Selbsterkenntnis ist das Urteil über sich, das er vom Gericht erwartet:

„Ich wollte immer mit zwanzig Händen in die Welt hineinfahren und überdies zu einem nicht zu billigen Zweck. Das war unrichtig, soll ich nun zeigen, daß nicht einmal der einjährige Proceß mich belehren konnte? Soll ich als ein begriffsstütziger Mensch abgehn? Soll man mir nachsagen dürfen, daß ich am Anfang des Processes ihn beenden wollte und jetzt an seinem Ende ihn wieder beginnen will. Ich will nicht, daß man das sagt.“ (P 308)<sup>99</sup>

---

<sup>99</sup> In dieser Selbstkritik tritt eine neue Form der Selbsterkenntnis hervor. Josef K. deutet sein Leben unter ihm bislang unbekannten Kategorien. Er bezweifelt, das Leben geschätzt und genossen zu haben. Zudem begreift er seine Lieblosigkeit, die den anderen und ihm selbst Schaden zufügte. Wäre es dem Gericht auf den Selbsterkenntnisprozeß angekommen, könnte er jetzt frei sein, denn er hat einen Schritt zur Veränderung eingeleitet. Aber einerseits steht Josef K. selbst noch am Anfang von Erkenntnis, denn die Befreiung von äußerer und innerer Autorität liegen seinem Denken weiterhin fern. Und andererseits bedeutet seine Selbstkritik Bewegung zum Gericht hin – statt vom Gericht weg. Seine Selbstdeutung gibt dem Gericht die Berechtigung, ihn zu verurteilen. Der imaginäre höchste Richter bleibt Fluchtpunkt seiner Gedanken. Auch Gerhard Danzer betont den produktiven Charakter seiner Erkenntnis, er übersieht aber, daß Josef K. noch nicht von den sein Leben bestimmenden Autoritäten befreit ist, vielmehr diese Autorität immer noch beim Gericht sucht. Doch einen Anfang, der zu neuer Selbstbestimmungen führen könnte, hat Josef K. für sich gewonnen: „Josef K. wird in einem Moment hingerichtet und stirbt, in dem er gerade begonnen hat, die ‚richtigen Fragen‘ zu stellen und *bei sich selbst* nach den Antworten zu suchen. Er hofft nun nicht mehr auf ‚Erlösung‘ durch den Einfluß von Frauen oder Autoritäten und versteht statt dessen, was den Inhalt seines ‚Angeklagt-Seins‘ ausgemacht hat: Daß er sein Leben lang den ‚Prozeß‘ seiner Ich-Werdung und seiner Individuation sträflich vernachlässigt hat. Sein ‚Prozeß‘ nahm deshalb einen ‚schlechten Verlauf‘, weil Josef K. Mal um Mal versuchte, die Grundfesten und Umrisse seines Ich von anderen bestimmen und festlegen zu lassen, und damit der Stimme seines existentiellen Gewissens permanent ausgewichen ist. Diese Stimme aber rief Josef K. (und ruft uns allen) zu, der Einmaligkeit unserer Person zur Geburt und Geltung zu verhelfen und so den eigentlichen Sinn unserer Existenz zu verwirklichen. Wer sich dieser Aufgabe entzieht, sieht sich letztlich mit einem *existentiellen Schuldgefühl* konfrontiert, das ihn schmerzlich daran erinnert, sein Leben vertan oder verspielt zu haben.“ (Gerhard Danzer: Franz Kafka oder die Schwierigkeit ein Ich zu bauen. In: Josef Rattner / Gerhard Danzer: Österreichische Literatur und Psychoanalyse. Literaturpsychologische Essays über Nestroy – Ebner-Eschenbach – Schnitzler – Kraus – Rilke – Musil – Zweig – Kafka – Horváth – Canetti. Würzburg, 1997. S. 247.)

Josef K. bemüht sich, seine Würde zu bewahren. Darin erscheint aber auch die repressive Seite der Selbsterkenntnis als Ergebung in die Anklage des Gerichts. Daß K. einen Anklagegrund nicht kennt, verstärkt seine Ohnmacht. K. hat nicht mehr die Kraft, Widerstand zu leisten. Die Erkenntnis über sein falsch geführtes Leben dient dem Gericht dazu, ihn zu unterwerfen. Das Hervorrufen und die Überflutung von Schuldgefühlen und Gewissensangst aufgrund seiner Autoritätsangst sind die Mittel der Vernichtung, derer sich das Gericht bedient. Aus seinem Leben bleibt nichts bestehen, für das es wert wäre, weiterzuleben.

Der Gruppe begegnen auf dem Weg zum Richtplatz einige Polizisten, K. weiß, daß er sie um Hilfe gegen die Männer bitten könnte, doch er unterläßt es.<sup>100</sup>

Dem Geschehen kontrastiert Kafka ein Naturbild; zum einen eine Beschreibung des Moments und zum anderen eine Erinnerung Josef K.s. an vergangene Sommertage:

„Das im Mondlicht glänzende und zitternde Wasser teilte sich um eine kleine Insel, auf der wie zusammengedrängt Laubmassen von Bäumen und Sträuchern sich aufhäuften. Unter ihnen jetzt unsichtbar führten Kieswege mit bequemen Bänken, auf denen K. in manchem Sommer sich gestreckt und gedehnt hatte.“  
(P 309)

Als Insel, von Bäumen bestanden und unter Laub verdeckt, war der Aufenthalt dort ein ihn bergender und verbergender Schutz. Das Bild strahlt Ruhe aus, die zu suchen man Josef K. psychisch gar nicht zugetraut hätte. Insofern gibt Kafka K. am Ende seines Lebens in seiner Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit einen menschlich-vertraulichen Zug. Diese Ruhe hat K. nur außerhalb der Gesellschaft gefunden.

Im Steinbruch angekommen beschreibt Kafka die Nacht:

„Überall lag der Mondschein mit seiner Natürlichkeit und Ruhe, die keinem andern Licht gegeben ist.“ (P 310)<sup>101</sup>

---

<sup>100</sup> Das Problem der Legalität des Gerichts im Unterschied zur politischen Herrschaft des Staates, in dem K. lebt, wird von Kafka nur kurz angerissen behandelt. Einmal im ersten Kapitel wird gezeigt, daß K. seine staatsbürgerlichen Papiere nicht benötigt, um sich vor Gericht zu legitimieren. Das Gericht gibt K. das Lächerliche und Überkommene, das in diesem Versuch liegt, zu verstehen. Im Umgang mit seinem Anwalt Dr. Huld liegt für K. Beruhigung in dem Umstand, daß Huld auch für die Gerichte des Staates arbeitet. Aus diesen Stellen geht hervor, daß auch für K. das Gericht politisch die Aura von etwas Anrühigem und Zweideutigem besitzt (von der sexuellen Promiskuität der Richter einmal ganz abgesehen), ohne daß aber K. – und jetzt am Ende seines Lebens schon gar nicht mehr – daraus Konsequenzen zöge.

<sup>101</sup> „Gerade am Ende, beim Tod des Helden und zu seiner Steigerung vom Bild von der Szene her, gibt Kafka ein Naturbild, das wörtlich einem Text aus dem 19. Jahrhundert entnommen sein könnte. Die ‚Natürlichkeit und Ruhe‘ der Natur als der sinnlichen Erscheinungswelt tritt damit in unüberbrückbaren Kontrast zum Schicksal des Helden, zur Situation des Menschen. Natur als ‚Natürlichkeit‘ erscheint damit schließlich – in Umkehrung des Wortsinns – als bloße Natürlichkeit, als leeres, unverständbares So-Sein einer Welt, deren Gesetze nicht erkannt werden.“ (Chris Bezzel: Natur bei Kafka. Nürnberg, 1964. S. 91.) – Ich meine nicht, daß der Satz so aus dem 19. Jahrhundert stammen könnte, obwohl vom Inhalt her

Kafka zeigt in dem Satz die Trennung von Natur und Mensch. K. und die Männer im Steinbruch, selber Naturwesen, haben sich durch den Grad ihrer Vergesellschaftung so weit von der Natur getrennt, daß diese unerreichbar geworden ist. Sie haben keinen Bezug zur Natur in sich und außer sich. Die Natur besitzt bei Kafka weder Trostcharakter noch ist sie eine Projektionsfläche für inneren Gefühlsreichtum. Gerade, daß auf sie „Natürlichkeit“ projiziert wird, macht den Gegensatz zwischen Natur und Gesellschaft unüberwindlich. Auch die „Ruhe“ verliert in diesem Kontext ihren befriedenden Charakter, sie wird zur Totenstille.

Der Mond gehört zur ersten meßbaren Zeiteinheit der Menschen und der Steinbruch ist die erste menschliche Produktionsstätte: Kafka geht in der Hinrichtungsstätte in der Zeit- und Ortsbestimmung an die menschlichen Uranfänge zurück.<sup>102</sup>

Die Tötung stellt Kafka in drastischer Bildhaftigkeit dar: Er zeigt den nackten Oberkörper K.s, das umständliche Suchen der für die Henker besten Position des Opfers, das doppelschneidige Messer, ein Fleischermesser, K.s genaue Lage auf dem Opferstein, auch die „widerlichen Höflichkeiten“ (P 311) seiner Henker untereinander. All dies wird gleichmäßig beleuchtet dargestellt.

Die Josef K. verbleibende Zeit wird ganz aus seinen Wahrnehmungen und Gedanken geschildert. Zuerst schildert Kafka die letzten Eindrücke der Außenwelt, dann die letzten Empfindungen.

Josef K. befindet sich nicht nur physisch, sondern auch psychisch und geistig in der tiefsten Erniedrigung. Er bedauert, nicht die Kraft zu besitzen, sich selbst zu töten:

„Vollständig konnte er sich nicht bewähren, alle Arbeit den Behörden nicht abnehmen, die Verantwortung für diesen letzten Fehler trug der, der ihm den Rest der dazu nötigen Kraft versagt hatte.“ (P 311 f.)

---

gesehen eine der Romantik zugehörige Naturszene beschrieben ist. Es ist Kafkas Begriff von „Natürlichkeit“, der dem Satz ein modernes Gepräge verleiht. Kafka benutzt ein künstlich-technisches Wort, um ein Naturphänomen zu beschreiben. „Natürlichkeit“ wird vornehmlich von Gegenständen gefordert, die der Sphäre der menschlichen Produktion und Kultur angehören. Kafka verfremdet die romantische Naturszene, indem er einem Objekt der Natur, dem Mond, Natürlichkeit zuspricht.

<sup>102</sup> Die Werkzeugproduktion ist die erste Industrie der Menschen. – „Franz Kafka hat sich als Unfallschutzexperte der Prager Arbeiter-Unfallversicherung besonders mit den Unfällen und Unfallursachen in den Steinbruchbetrieben und in der Holzverarbeitenden Industrie Böhmens befaßt. In den Steinbrüchen und Gräbereien Böhmens wurden von 1907 bis 1911 bei insgesamt 57.389 versicherungsstatistisch angeführten Vollarbeitern 2.359 Unfälle durch die Prager Anstalt entschädigt; davon verliefen 133 tödlich und 1.178 hatten dauernde schwere Gesundheitsschäden für die betreffenden Arbeiter zur Folge. Damit gehören die Steinbruchbetriebe zu den unfallträchtigsten Industrie- und Gewerbebranchen Böhmens.“ (Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988. S. 131 f.) – Auch Kafkas Arbeitsreisen in seine vier Bezirkshauptmannschaften in Nordböhmen können ein Bild für die Topographie der Todesszene gegeben haben.



Darin erkennt er nicht den Wunsch zu leben, sondern sucht nach einer für ihn unspezifisch bleibenden Autorität, der er die Verantwortung zuschiebt, zu schwach zum Selbstmord zu sein.

Wirklich ereignet sich etwas im Außen, das seinen Lebenswunsch noch einmal aufflackern läßt. Kafka zeigt aber auch diesen letzten Wunsch K.s in der Vermischung mit seinen Unterwerfungstendenzen. K. sieht in einem nicht weit vom Steinbruch gelegenen Haus, daß Fensterflügel aufgestoßen werden. Seine letzten Gedanken fließen wie ein Strom in dem Fragen und Antworten einander abwechseln:

„Wer war es? Ein Freund? Ein guter Mensch? Einer der teilnahm? Einer der helfen wollte? War es ein einzelner? Waren es alle? War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte? Gewiß gab es solche. Die Logik ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen der leben will, widersteht sie nicht. Wo war der hohe Richter den er nie gesehen hatte? Wo war das hohe Gericht bis zu dem er nie gekommen war?“ (P 312)

Wie der Mann vom Lande erinnert er sich der anderen, die in seinem Leben real nicht vorhanden waren. K. wird sich im Moment der tiefsten Angst seiner Einsamkeit bewußt. Er hofft auf eine Gegen-Logik zu der Vernichtungslogik der Notwendigkeit. Zudem erweckt es Grauen, daß K. noch immer glaubt, daß es einen höchsten Richter an diesem Gericht gibt, der anders als alle anderen ist.

Kafka steigert in seiner Darstellung die Erniedrigung K.s bis an die Erträglichkeitsgrenzen, denn als einer der Männer ihm das Messer „tief ins Herz stieß“, sagt Josef K.:

„Wie ein Hund!“ (P 312)

Das Opfer sieht sich und sein Sterben mit dem verachtenden Blick der Täter. Josef K. ist so sehr von seiner Minderwertigkeit durchdrungen, daß psychisch die Identifikation mit dem Aggressor als letzte Bewegung des Geistes vollzogen wird.<sup>103</sup>

Dann aber ist Scham die letzte Bewegung des Gefühls. Sie drängt in sein Bewußtsein empor; „es war, als sollte die Scham ihn überleben“ (P 312).

---

<sup>103</sup> Der Begriff stammt von Anna Freud. Sie sieht in der „Identifizierung mit dem Angreifer“ ein besonderes Entwicklungsstadium der Über-Ich-Bildung (bei dem allerdings manche stehen blieben). Bevor die Gewissensfunktion ganz im Über-Ich etabliert ist, wird die Schuld zwar schon im Ich erkannt, aber die Verantwortung für das Schuldgefühl wird noch nach außen projiziert – und eben nicht im eigenen Versagen gesucht. „Die spezielle Kombination von Introjektion und Projektion, die wir hier als Identifizierung mit dem Angreifer bezeichnen, gehört nur solange dem normalen Leben an, solange das Ich sich ihrer im Kampf mit den Autoritätspersonen, also in der Auseinandersetzung mit seinen Angstobjekten bedient.“ (Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: Die Schriften der Anna Freud. Band I. 1922-1936. Frankfurt am Main, 1987. S. 302.) – Für Josef K. ist diese Auseinandersetzung zu Ende.

In diesem Empfinden erfolgt der Umschlag in eine andere Qualität: Der Wunsch nach Freiheit und Widerstand und die Trauer und Verzweiflung über die Überwältigung durch das Gericht spiegeln sich in K.s Gefühl wider. Im letzten Gefühl K.s zeigt Kafka seinen Glauben an ein Bestehen des Humanen und der Vernunft im menschlichen Bewußtsein, das der Zerstörung von Leben entgegensteht. Hoffnung auf Widerstand gegen die totale Beherrschung wird erkennbar.

Diese andere Qualität, die in der Scham erscheint, nimmt dem Leser nicht die Erschütterung von K.s Ermordung, vielmehr steigert sie diese noch. Nirgendwo sonst war Josef K., weder in seinem Handeln noch in seinem Denken, Gegenstand tragischer Darstellung. Im letzten Satz erscheint in der Darstellung dieses kleinen Lebens und dieses grauenhaften Todes eine tragische Höhenlage.

### III. Das Schloß

#### 1. Das Streben ins Schloß

##### 1.1. Integration und Machtstreben

K., ein Mann „in den Dreißigern“ (S 11) überschreitet abends auf seiner Reise eine Holzbrücke. Sie ist die Verbindung von der Welt, aus der er kommt, zu der Welt, die er sich als Ziel seiner Reise gewählt hat. Daß es sich um keine Zufallsankunft handelt, ergibt sich aus K.s Erwartungshaltung. K. weiß um die Existenz des Schlosses, er erwartet, es zu sehen, in der Dunkelheit ist es jedoch nicht zu erkennen. K. blickt „in die scheinbare Leere empor“ (S 7).<sup>1</sup> Sein Ziel ist eine Welt, die nur aus einem Dorf und einem Schloß besteht.

Die Erzählhaltung aus der Perspektive K.s garantiert die ästhetische Unmittelbarkeit der Ankunftssituation. K. erreicht in der Dorf-Schloß-Gesellschaft eine hermetisch geschlossene Welt. Im Dorf leben die Dorfbewohner und im Schloß die Beamten und

---

<sup>1</sup> Sprachlich geläufig ist der Begriff einer scheinbaren Fülle anstelle des von K. gewählten Begriffes „scheinbare Leere“ für das unsichtbare Schloß. Eine scheinbare Fülle enttäuscht die in sie gesetzten Erwartungen. Dem entgegengesetzt dürfte eine „scheinbare Leere“ nicht enttäuschen. Obwohl das Schloß existiert, die Leere also wirklich nur scheinbar ist, wird es für K. eine Enttäuschung werden, da die erwartete Fülle des Schlosses leer bleibt. – „Es war spät abend als K. ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schloßberg war nichts zu sehen, Nebel und Finsternis umgaben ihn, auch nicht der schwächste Lichtschein deutete das große Schloß an.“ (S 7) Schon die ersten Sätze im „Schloß“ führen zu unterschiedlichen Interpretationen. Klaus-Peter Philippì schließt aus einer späteren Frage K.s, daß dieser bei seiner Ankunft ein Schloß erwartet habe. K. fragt ein wenig scheinheilig im Brückenhof: „In welches Dorf habe ich mich verirrt? Ist denn hier ein Schloß?“ (S 8) Daraus folgert Philippì: „K. ist nicht unwissend; seine Frage enthüllt bei genauerem Zusehen eben den Grad von Informiertheit, den er selbst am Anfang schon zeigte. Sie gilt nicht der Existenz, sondern der Art des Dorfes; vom Schloß schien er zwar zu wissen, aber er konnte es selbst nicht sehen.“ (Klaus-Peter Philippì: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966. S. 37.) – „K. brachte ein Wissen um die Existenz des Schlosses schon mit.“ (Ebenda, S. 35.) – Dem entgegengesetzt meint Ingeborg Henel, daß K. nicht vom Schloß gewußt habe. Für sie ist der Anfangssatz der „scheinbaren Leere“ ein Beweis dafür: „Er weiß noch nichts vom Schloß, davon hört er erst am Abend durch Schwarzer. Am folgenden Tag erblickt er das Schloß; nun heißt es erstaunlicherweise, daß es im ganzen seinen Erwartungen entspreche.“ (Ingeborg Henel: Die Deutbarkeit von Kafkas Werken. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgegeben von Hugo Moser und Benno von Wiese. 86. Band. Berlin, 1967. S. 259.) – Winfried Kudsus hat schon 1964 auf die „echte Ambiguität“ (Winfried Kudsus: Erzählhaltung und Zeitverschiebung in Kafkas ‚Prozeß‘ und ‚Schloß‘. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Richard Brinkmann und Hugo Kuhn. 38. Jahrgang, XXXVIII. Band, Heft 2. Stuttgart, 1964. S. 192.) der Anfangssätze hingewiesen. Ein Erzähler könnte sich einschalten, oder aber K. weiß eben um die Existenz des Schlosses: „Es mag hier zunächst so aussehen, als ob ein distanzierter Erzähler vom ‚Schloßberg‘ und vom ‚großen Schloß‘ spreche, denn beides kann K. ja nicht sehen. Ein Erzähler scheint auch aus seinem besseren Wissen heraus hinzuzufügen, daß die Leere, in die K. emporblickt, ‚scheinbar‘ ist. Doch die echte Ambiguität des ‚Schloß‘-Anfangs zeigt sich darin, daß man dieselben Stellen, die auf einen distanzierten Erzähler weisen, ohne weiteres auch anders auffassen und sie auf ein Fehlen der Erzählerdistanz hin interpretieren kann. Denn K. könnte ja schon vor seiner Ankunft erfahren haben, daß es beim Dorf einen Schloßberg gibt. Ebenfalls schon wissen könnte er, daß sich auf dem Schloßberg ein ‚großes Schloß‘ befindet.“ (Ebenda, S. 193.) – Die Diskussion ist wichtig in bezug auf den Aspekt des Strebens: Ist K. zufällig auf das Schloß als Ziel verfallen oder ist die Dorf-Schloß-Gesellschaft das Ziel seiner Reise gewesen.

ihre Diener. Das Schloß mit seinen Beamten arbeitet als ein ausdifferenzierter bürokratischer Apparat, dessen Arbeit im Dorf höchstes Ansehen genießt.

Beide Sphären – Dorf und Schloß – sind bei beinahe vollständiger äußerlicher Trennung voneinander wechselseitig aufeinander bezogen.

Es ist Winter in der Dorf-Schloß-Welt, als K. ankommt. Kälte, Eis und Schnee sind die einzigen Naturakzidenzien, die Kafka für seine Darstellung gelten läßt. Sogar die Jahreszeiten und damit natürliche Veränderung haben sich aus dieser Welt zurückgezogen. Natur wird der gesellschaftlichen Stagnation und Kälte angepasst, wie im „Proceß“ ist sie kein Reservoir für eine bessere Welt:

„(...) der Winter ist bei uns lang, ein sehr langer Winter und einförmig. Darüber klagen wir unten nicht, gegen den Winter sind wir gesichert. Nun, einmal kommt auch das Frühjahr und der Sommer und es hat wohl auch seine Zeit, aber in der Erinnerung, jetzt, scheint Frühjahr und Sommer so kurz, als wären sie nicht viel mehr als zwei Tage und selbst an diesen Tagen, auch durch den allerschönsten Tag fällt dann noch manchmal Schnee.“ (S 488)<sup>2</sup>

Im Gasthaus, dem Brückenhof, in den K. einkehrt, sind nur der Wirt und ein paar Bauern anwesend. K. darf gnädigerweise und aufgrund der Ratlosigkeit des Wirts, wie unerwartete Gäste zu behandeln seien, nur im Gastzimmer auf einem Strohsack übernachten. Nachdem er von Schwarzer, dem Sohn eines Schloß-Kastellans, geweckt und von Ausweisung aus dem Dorf bedroht worden ist, gibt K. an, der vom Schloß bestellte Landvermesser zu sein. Er gibt sich als mit Rechten ausgestattete Person zu erkennen.

Aufgrund der Erzählhaltung aus K.s Perspektive, kann Kafka K. nur dann äußerlich zeigen, wenn er von einer anderen Person wiederum anderen beschrieben wird. Das tut Schwarzer telefonisch gegenüber dem Schloß. Der Anruf soll K.s Existenz erklären, denn Schwarzer bezweifelt dessen Status.

K. ist ein Mann, „recht zerlumpt, auf einem Strohsack ruhig schlafend mit einem winzigen Rucksack als Kopfkissen, einen Knotenstock in Reichweite.“ (S 11)

K.s Aufenthalt im Dorf ist illegal, er hat keine gräfliche Erlaubnis zum Übernachten. „Die bloße Existenz K.s wird zum Delikt erklärt: er soll bestraft werden für sein Da-sein.“<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> So erklärt Pepi. Die Unsäglichkeit eines nicht endenden Winters ist laut Pepi nicht die Klage der Dorfbewohner („wir unten“). Worüber sie aber klagen, sagt sie nicht. Um die Unsicherheit der Erinnerung an Frühjahr und Sommer darzustellen, benutzt Pepi den Konjunktiv („als wären sie nicht viel mehr als zwei Tage“). Diese undeutliche konjunktivische Angabe geht dann überraschend in den Indikativ über, denn an ihnen „fällt dann noch manchmal Schnee“. Dies ist ein Beispiel wie in Kafkas Darstellung Aussagen über eine äußere Wirklichkeit (die Jahreszeiten) und über das persönliche, eigene Reflexionsvermögen (in der Erinnerung) in eine schwankende Vagheit versetzt werden.

<sup>3</sup> Ulf Abraham: Der verhörte Held. Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas. München, 1985. S. 42.

Es gibt in der Dorf-Schloß-Gesellschaft eine Ebene der Gesetze und eine Ebene der gesellschaftlich bedingten Tabus, die nicht niedergelegt ist und die auch nicht vom Schloß gegen das Dorf durchgesetzt wird. Die gesellschaftlichen Tabus berühren zwar die Schloßgesetze, indem sie helfen, die Macht des Schlosses aufrechtzuerhalten. Sie gelten aber im Dorf und finden dort ihren Anwendungsbereich. Mit seinem Erscheinen mitten in der Nacht hat K. gegen diese Gesetzesebene verstoßen. Seine späteren Wünsche und sein weiteres Verhalten, wie der Wunsch, Klamm zu sprechen, ins Schloß zu gelangen oder der Kontakt mit der Barnabas-Familie verstoßen gegen den dörflichen ungeschriebenen Regelkanon.<sup>4</sup>

K. ist keiner der bürgerlichen Helden Kafkas, wie es Josef K. ist: K. hat keine Position in der Gesellschaft, sondern er ist der Beschreibung nach arm.

Josef K. wird durch den Prozeß aus seinem bürgerlichen Rahmen herausgerissen. Darin zeigt sich, wie mühsam Josef K. diesen Rahmen aufrechterhielt und wie wenig geschehen mußte, damit dieser zerfiel. Kafkas bürgerliche Existenzen haben weder im Außen noch im Ich die angestrebte Ruhe und Balance. Von außen werden sie durch Konkurrenz und Leistungsdruck bedroht, von innen durch ihre Schuldgefühle und Minderwertigkeitsempfindungen.

K.s Verlangen nach der Dorf-Schloß-Gesellschaft erscheint auf zwei Ebenen: Zum einen will er seine berufliche Anerkennung in Form der Heimatfindung und der sozialen Integration, zum anderen die Aufnahme in das Schloß-Innere als Erfüllung kindlich-unhinterfragbaren Wunschs erlangen.<sup>5</sup>

Das Schloß, das ihm die bürgerliche und die existentielle Anerkennung, die sich für K. zuerst in der Arbeit als Landvermesser und dann im wirklichen Zugang zum Schloß symbolisiert, verwehrt, wird zum sein Denken und Handeln bestimmenden Ziel, dem

---

<sup>4</sup> Peter-André Alt beschreibt den Zusammenhang von Gesetz einerseits und Regelsystem andererseits innerhalb einer Gesellschaft unter Verwendung von Kategorien von Wolf Lepenies. Lepenies beschreibt zwei Ordnungssysteme, einmal das primäre, dem die reale Machtverteilung einer Gesellschaft zugeordnet ist, zum anderen das sekundäre Ordnungssystem, das hierarchische Vorschriften, Regeln und Privilegien enthält. Das zweite Regelsystem dient der Entlastung der gesellschaftlichen Ohnmacht aufgrund der realen Machtverteilung. Die Erfüllung des zweiten Ordnungssystems von seiten der Beherrschten ergibt eine Art von Befriedigung und läßt die reale Macht- und Handlungslosigkeit vergessen. Alt erkennt in Karl Roßmann und Josef K. Charaktere, die „eine möglichst mustergültige Erfüllung der ihnen gestellten innerweltlichen Pflichten (erstreben) und deren Geltung auch auf ihr Innenleben (übertragen).“ (Peter-André Alt: „Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos.“ Motive der Melancholie bei Kafka. In: *Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association*. Volume 21, No. 2. University of California, 1988. S. 63.) – Demgegenüber wäre K. im Schloß-Roman ein neuer Typus des Helden, der in eine neue Umwelt gedrängt, sich deren Regelkodex nicht zu eigen macht.

<sup>5</sup> In dem von Max Brod überlieferten Ende des Romans nimmt das Schloß den sterbenden K. als Landvermesser in Schloßdienste auf. Damit ist aber nur die eine Seite seines Wunschs erfüllt, das kindliche Streben nach Erhöhung durch Dasein im Schloß bliebe in diesem scheinbar versöhnlichen Schluß unerfüllt. (Siehe: Max Brod: *Nachworte*. Nachwort zur ersten Ausgabe. In: *Franz Kafka: Das Schloß*. Frankfurt am Main, 1964. S. 526 f.).

sich seine Beziehungen zu anderen Menschen zweckrational unterordnen. In der direkten Auseinandersetzung mit dem Schloß will K. seine Rechte vertreten. Aber erst durch die vom Schloß nicht direkt ausgesprochene Versagung, als Landvermesser zu arbeiten, entwickelt sich der Kampfaspekt gegen das Schloß zum Hauptmotiv.

Das Schloß aber entzieht sich schon rein physisch dieser gewünschten Auseinandersetzung, es ist auf Dorfwegen nicht zu erreichen, seine Beamten sind nicht zu sprechen.

Diese äußere vom Schloß ausgehende Versagung entspricht einer inneren psychischen, für die K. selbst die Verantwortung übernehmen muß. Das Schloß gewinnt aufgrund seiner realen Unerreichbarkeit und aufgrund der Macht des Beamtenapparates den Nimbus einer mythischen Macht.

Hierin zeigt Kafka gleichwertig und doch verborgen unterhalb der sozialen Machtverhältnisse eine Ebene der kindlichen und narzißtischen Wünsche, die einerseits Motor des Strebens abgeben, andererseits aber aufgrund ihrer Realitätsferne in K. selbst zu Gründen seines Versagens werden. Äußere Autorität und innere Autoritätsgläubigkeit und Selbsterhöhungsphantasien treffen aufeinander.

Die Macht im „Schloß“ zeigt sich vor allem in den repressiven Verkehrsformen und in den Beschädigungen der Dorfbewohner. Die Prägnanz der Darstellung liegt in der schrittweisen Eröffnung von K.s Planen und Handeln im Verhältnis zu den Dorfbewohnern, wobei das letztliche Scheitern und Zugrundegehen K.s nicht nur einfach dem unterdrückenden Schloßapparat angelastet werden kann. Doch ergibt sich als Sinngehalt auch keine moralische Abwendung von K.: Kafka zeigt ihn in der schrecklichen und blinden Beschränkung seines Bewußtseins, insbesondere für eben diejenigen Ziele, die er sich als Lebenserfüllung gesetzt hat.

K. muß im Laufe seines sechstägigen Aufenthalts erkennen, daß er in dieser Gesellschaft als Fremder gar keine Rechte hat und daher keine Integration erreicht. Die Gesellschaft ist weder materiell bereit noch geistig fähig, die Normen ihres Zusammenlebens, die nur auf sie selbst zugeschnitten sind, zu verändern. Die Dorfbewohner sind gegenüber der Schloß-Bürokratie maximal in ihre Rolle als Beherrschte eingepasst. Im Gegensatz zu K. haben sie dem Schloß gegenüber keine Ansprüche und Forderungen. Sie besitzen nicht einmal Wünsche, was die Veränderung ihres eigenen Lebens betrifft.

Oppositionelle im Dorf, wie Brunswick, die auf Veränderung von Besitzrechten bestehen, werden vom Schloß toleriert. Ihre Änderungswünsche betreffen Besitz- und Grundrechte und nicht die Form des Zusammenlebens. Daher sind ihre Argumente zum einen als Eigennutz auslegbar, zum anderen zielen sie nicht auf politische Veränderung. Wie im Fall der Barnabas-Familie geht das Dorf gegen sie vor, aber in sehr viel

kleinerem Maßstab. Brunswick gilt als Unruhestifter, ein „Schreier“ (S 109). Brunswick war bei der Anfrage im Gemeinderat, ob ein Landvermesser nötig sei, entgegen der dörflichen Mehrheit für einen Landvermesser. Die dörflichen Besitzangelegenheiten können vom Dorf selbst geregelt werden. Brunswick verfügte aber zu seiner Unterstützung über Allianzen mit einzelnen Beamten.

So entscheidet das Schloß in strittigen Fragen doch auch die dörflichen Angelegenheiten, wobei sich die Dorfbewohner eher mit einem Beamten identifizieren als mit einem der ihren.

„Sordini allerdings ließ sich von Brunswick nicht täuschen – wie könnte Brunswick Sordini täuschen? – aber eben um sich nicht täuschen zu lassen, waren neue Erhebungen nötig und noch ehe sie beendet waren, hatte Brunswick schon wieder etwas ausgedacht, sehr beweglich ist er ja, es gehört das zu seiner Dummheit.“ (S 109)

So urteilt der Dorfvorsteher über ihn.<sup>6</sup>

Das Leben der Dorfbewohner ist auf das Schloß ausgerichtet und jegliche Veränderung der eigenen Lebensperspektiven würde auch eine Veränderung der Machtkonstellationen zwischen Dorf und Schloß mit sich bringen. Schon die Vorstellung einer solchen möglichen Veränderung wird im Dorf tabuisiert.

K. ist als Fremder weder diesen Denkverböten noch der sozialen Einpassung unterworfen.

Die Dorfbewohner reagieren je nach ihrer sozialen Stellung auf ihn, er stößt auf Ablehnung und Aggression, aber auch auf Verständnis, praktische Hilfe und auf Hoffnung nach sozialer Veränderung, die durch ihn erreichbar erscheint.<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Ganz eindeutig identifiziert sich meines Erachtens der Dorfvorsteher mit den Belangen des Beamten. Karin Keller beschreibt den Vorgang der Verinnerlichung von Herrschaft: „Die Verwalteten verwalten sich selbst im Sinn derer, von denen sie unterdrückt werden. Sie sind Verwalter ihrer eigenen Unfreiheit und Unmündigkeit, mit eigenen Fesseln gekettet an ihre Vergangenheit als an ihre Gegenwart und Zukunft. Die Sklavenmoral ist Herrenmoral.“ (Karin Keller: Gesellschaft in mythischem Bann. Studien zum Roman ‚Das Schloß‘ und anderen Werken Franz Kafkas. Wiesbaden, 1977. S. 81.)

<sup>7</sup> In seinem früheren Leben wurde K. „bitteres Kraut“ (S 229) genannt. Bitteres Kraut, i. e. Meerrettich, ist nach dem ostjüdischen Ritus eines der zehn Gewürze und Speisen, die beim Passah-Mahl gereicht werden. Diese Speisen symbolisieren die Entbehrungen des vierzigjährigen Wüstenlebens nach dem Auszug aus Ägypten und dienen als Erinnerung an die Leiden und die Errettung. (Siehe: S. Ph. De Vries: Jüdische Riten und Symbole. Hamburg, 1990. S. 132 ff.) K.s diesbezüglicher Name könnte eine Funktion seines Daseins im Dorf erhellen, er soll die Dorfbewohner an ihre jetzt vergessenen Ursprünge und Wünsche erinnern, womit der Ewigkeitscharakter der Schloßbürokratie in Frage stünde. Auch Amalia kennt „Heilkräuter, welche die Schmerzen beruhigen“ (S 345), ihr fällt in diesem Kontext eine ähnliche Funktion zu. Der Akzent liegt bei ihr nicht auf der Erinnerung an den Anfang der Befreiung wie bei K., sondern eher auf Linderung der Schmerzen.

Erst durch den Aufenthalt K.s bei den Dorfbewohnern brechen die Wunden auf, die die Beherrschung durch das Schloß hinterlassen hat, und manche der Dorfbewohner beginnen Fragen zu stellen, indem sie die öffentliche Ideologie, daß zwischen Dorf und Schloß kein Unterschied bestehe (siehe S 20), in Zweifel ziehen.

K.s Existenz als Landvermesser und als fragender Außenseiter, der aus anderen Lebenszusammenhängen kommt, ist für diese Gesellschaft praktisch bedeutungslos und stört und bedroht das sich als fragil erweisende Machtgefüge zwischen Dorf und Schloß.

Kafka zeigt in der sozialen Situation K.s die Rechtssituation von Flüchtlingen und politisch Verfolgten, die für das 20. Jahrhundert bestimmend werden wird. Der rechtlose Flüchtling hat, gerade da er Flüchtling ist, keine staatlich-politische Legitimation, die ihm die Aufnahme in eine neue Gesellschaft ermöglicht.<sup>8</sup> Die Ablehnung K.s ist bestimmt durch die Verwaltungstätigkeit der Beamtenhierarchie, damit beruht sie eindeutig nicht auf materieller Not der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Die Rechtsunsicherheit wird durch die Gesetze und Regeln der Dorf-Schloß-Gesellschaft hervorgerufen, daraus ergibt sich die soziale Ablehnung der anderen Dorfbewohner und K.s späterer Untergang.<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Die Rechtlosigkeit der Flüchtlinge und Staatenlosen im 20. Jahrhundert beruht auf ihrer Reduktion auf bloßes Menschsein, so führt Hannah Arendt aus. Nachdem sie ihre Rechte als Staatsbürger eines bestimmten Nationalstaats verloren hatten, waren sie für andere, aufnehmende Staaten keine Rechtspersonen mehr. Zwar galten ganz allgemein die Menschenrechte, aber aus ihnen ließ sich kein Rechtsanspruch auf eine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung ableiten. Sie waren aufgrund dieser Zustände immer von Ausweisung oder Auslieferung bedroht. „Sie sind, nachdem sie aufgehört haben, als Deutsche oder Russen oder Armenier oder Griechen anerkannt zu sein, nichts als Menschen; jedoch sofern sie von aller Teilhabe an der von Menschen errichteten und von ihren Künsten ersonnenen Welt ausgeschaltet sind, besagt dies Menschsein nicht mehr, als daß sie dem Menschengeschlecht in der gleichen Weise zugehören wie Tiere der ihnen vorgezeichneten Tierart. Dies abstrakte Menschenwesen, daß keinen Beruf, keine Staatszugehörigkeit, keine Meinung und keine Leistung hat, durch die es sich identifizieren und spezifizieren könnte, ist gleichsam das genaue Gegenbild des Staatsbürgers, dessen Ungleichheit und Differenziertheit dauernd innerhalb der politischen Sphäre von dem großen Gleichmacher aller Unterschiede, der Staatsbürgerschaft selbst, eingeebnet werden; denn wiewohl der Rechtlose nichts ist als ein Mensch, ist er doch dies gerade nicht durch die gegenseitig sich garantierende Gleichheit der Rechte, sondern in seiner absolut einzigartigen, unveränderlichen und stummen Individualität, der der Weg in die gemeinsame und darum verständliche Welt dadurch abgeschnitten ist, daß man ihn aller Mittel beraubt hat, seine Individualität in das Gemeinsame zu übersetzen und in ihm auszudrücken. Er ist gleichzeitig der Mensch und das Individuum überhaupt, das allerallgemeinste und das allerspeziellste, das beides gleichermaßen abstrakt ist, weil es gleichermaßen weltlos bleibt.“ (Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt am Main, 1958. S. 451.) – Eine Rechtssituation existiert für K. nicht. Die Ansprüche, die er an die Dorf-Schloß-Gesellschaft stellt, stellt er als Mensch und nicht als zugehöriger Bürger. Sein Überflüssig- und Lästigsein wird ihm überall, wohin er kommt, bestätigt.

<sup>9</sup> Kafka zeigt das Schicksal eines Ausgegrenzten. „Daß Kafka nicht darauf ausgerichtet war, Tagesereignisse zu kommentieren, ist klar. Aber die eigene Zeit, die Zeit der Moderne, hat er scharfsinnig als eine Zeit der Zeitwende erfaßt, die alle jene Leiden einschließt, die der Schriftsteller auf sich zu nehmen hat.“ (Walter Müller-Seidel: *Kafkas Begriff des Schreibens und die moderne Literatur*. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. Eine Zeitschrift der Universität Gesamthochschule Siegen. Herausgegeben von Helmut Kreuzer. Jhr. 17 / 1987. Heft 68: Literarische Schreibprozesse. Herausgeber dieses Heftes: Brigitte Schlieben-Lange und Almuth Grésillon. S. 119.)



K. kann weder auf Verständnis seiner Lage noch auf Unterstützung hoffen, vielmehr wird von ihm Anpassung und Einfügung in die ihm unbekannten Verhältnisse erwartet. Seine Unkenntnis der Verhältnisse ruft Aggression und Angst hervor.

„Ihr wundert Euch wahrscheinlich über die geringe Gastfreundlichkeit“, sagte der Mann, „aber Gastfreundlichkeit ist bei uns nicht Sitte, wir brauchen keine Gäste.“  
(S 24)

Gastfreundschaft als ein ethischer Wert ist noch bekannt, sie hat jedoch in der gesellschaftlichen Praxis keinen Raum mehr.

„Sie sind nicht aus dem Schloß, Sie sind nicht aus dem Dorfe, Sie sind nichts. Leider aber sind Sie doch etwas, ein Fremder, einer der überzählig und überall im Weg ist, einer wegen dessen man immerfort Scherereien hat, (...).“ (S 80)

In archaischen Gesellschaften konnte die Fremdheit eines einzelnen durch Adoption des Clans assimiliert werden. Die Bibel spricht von der Unverletzbarkeit und Heiligkeit des Fremden, der kommt.<sup>10</sup>

Die Dorf-Schloß-Gesellschaft kennt keine solchen Anverwandlungen mehr, die die soziale Kompetenz und Tragfähigkeit der Gemeinschaft spiegeln: Von den „Scherereien“, die hier das Fremde bereitet, sind es nur noch kleine Schritte zu Vernichtungsphantasien.

Kafka nimmt für die Dorf-Schloß-Gesellschaft die kulturelle Evolution des Menschen zurück. Er zeigt, daß für diese feudal-bürokratischen Strukturen, der soziobiologische Überlebenskampf bestimmend ist.<sup>11</sup> K.s Planen und Wünschen geht trotzdem dahin, sich in dieser Gesellschaft einen Platz zu erobern.

K.s Intelligenz und seine Erfahrungen aus der Welt, aus der er kommt, ermöglichen es ihm, auf die Ablehnung und Feindlichkeit der Dorf-Schloß-Gesellschaft zu reagieren. Für ihn sind die Schloß-Anordnungen nicht unhinterfragbares Recht. Seine Nicht-

---

<sup>10</sup> In archaischen mutterrechtlich orientierten Gesellschaften konnte es diese Einsamkeit und Verletzlichkeit, die K. bestimmt, nur in Ausnahmefällen, bei Mord, geben. Totschlag konnte Ausschluß aus der Stammesgesellschaft bedeuten. Doch war sogar noch in diesem Fall Adoption durch einen anderen Stamm möglich. George Thomson deutet die Übereinstimmung von Adoptionsriten und Initiationsriten: „Was hatten denn nun Initiation und Adoption miteinander gemeinsam? Die Antwort lautet: In der primitiven Gesellschaft sind sie ihrem Wesen nach identisch. Fremde werden durch einen Akt der Wiedergeburt aufgenommen. So wurde auch der jüdische Ritus der Beschneidung, der an einem legitimen Kind bald nach der Geburt ausgeführt wird, bei Fremden in jedem Alter als Adoptionsritus vollzogen.“ (George Thomson: Aischylos und Athen. Eine Untersuchung der gesellschaftlichen Ursprünge des Dramas. Berlin, 1985. S. 116.)

<sup>11</sup> In seiner ungewöhnlich reichen Arbeit setzt sich Paul Heller mit Kafkas Wissenschaftsrezeption auseinander. Er weist nach, daß Kafkas Werk die Ideen und allgemein akzeptierte Auffassung gesellschaftlichen Kampfes und Stärkebedürfnisses kritisiert und als inhuman entlarvt. „Indem Kafkas Figuren zumeist aus der Perspektive des Schwachen, Nutzlosen oder Lebensuntüchtigen die Gegenposition zum Ideal der Gesundheit, Stärke und Lebenstüchtigkeit verkörpern, vermögen sie von der anderen Seite menschlichen Lebens aus die ganze Unmenschlichkeit des Sozialdarwinismus vorzuführen.“ (Paul Heller: Franz Kafka: Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Tübingen, 1989. S. 166.)

Angepaßtheit, die die ersten beiden Tage bestimmt, beruht auf seinem selbstgewissen Schwung und der Überlegenheit gegenüber der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Diese Überlegenheit des welt-erfahrenen Weitgereisten dauert so lange an, bis die Dorf-Schloß-Gesellschaft K. mit ihren, ihm fremden Gesellschaftsritualen in ihren Bann zieht.<sup>12</sup>

Schwarzer wirft ihm am Ankunftsabend „Landstreichermanieren“ (S 9) vor, und wie aus einem Wortspiel hergezaubert, stellt sich K. als der vom Grafen berufene Landvermesser vor.

Später denkt er über seine Einführung in die Dorf-Schloß-Gesellschaft nach und kommt zu dem Ergebnis, daß er sich durch die Angabe, Landvermesser zu sein, von vornherein zu sehr exponiert hat:

„Durch Schwarzer war ganz unsinniger Weise gleich in der ersten Stunde die volle Aufmerksamkeit der Behörden auf K. gelenkt worden, (...). Nur eine Nacht später hätte schon alles anders, ruhig, halb im Verborgenen verlaufen können.“ (S 260)<sup>13</sup>

Das Fremdsein und – dadurch bedingt – der Versuch, einen Platz in der Gesellschaft zu erlangen, ist eines der großen Themen des Romans. K.s Isolation einerseits, und dem gegenübergestellt seine verzweifelte Suche nach Anerkennung andererseits, durch die die anderen oft zu Mitteln seiner Zwecke herabwürdigt werden, erklären sich aus seiner

---

<sup>12</sup> Karin Keller bestimmt den Begriff des mythischen Charakters von Herrschaft für ihre Deutung der Dorf-Schloß-Gesellschaft. In ihm zeige sich die Unveränderbarkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse im Denken und Fühlen der Dorfbewohner. Nach der Ablösung des feudalen Systems zum Gesetzssystem mit bürokratischem Verwaltungsapparat bleiben Relikte der alten Ordnung erhalten. Diese zeigen sich in der Unterwürfigkeit und Unterordnung der Beherrschten gegenüber der in den Apparaten arbeitenden Beamtenschicht. Diese patriarchalisch-autoritären Reste der persönlich strukturierten feudalen Herrschaft und die Verwaltungsarbeit der Bürokratie machen die Veränderung der Gesellschaft unmöglich, denn der Apparat erscheint als logische und rationale Organisation. Der einzelne hat kaum Chancen, mit seiner Kritik an den Verhältnissen zu den anderen Beherrschten durchzudringen. „Weil K. ein einzelner ist – als Fremder ist er der einzelne par excellence – und solange er es bleibt, ist das Dorf seiner Wirksamkeit versperrt. Im Roman öffnet sich keine andere Zukunft. Die ausgebliebene Emanzipation und Assoziierung der Individuen zum gesellschaftlichen Subjekt der Geschichte nach der formalen ‚Freilassung‘ aus den Formen der personalen Herrschaft fesselt auch *das* Individuum, das emanzipatorische Bestrebungen artikuliert. Wenn er die Anpassung verweigert, droht seine Ächtung durch die Gesellschaft.“ (Karin Keller: Gesellschaft in mythischem Bann. Studien zum Roman „Das Schloß“ und anderen Werken Franz Kafkas. Wiesbaden, 1977. S. 211.)

<sup>13</sup> Die Landvermesserschaft K.s wird in der Forschung allgemein angezweifelt: „K. hat diesen Beruf weder erlernt, noch möchte er ihn eigentlich ausüben; auch ist er nicht berufen worden, lügt (S 455) und will die Stelle gar nicht (vgl. S. 443: Pepi hatte geendet). Daß er vorgibt Geometer zu sein, dient nur dazu, im Schloß vorsprechen zu dürfen. Die im Verlauf des Romans sichtbar werdenden Aktivitäten der Schloßbehörden hinsichtlich K.s bedeuten keine Bestallung als Landvermesser (vgl. S 10: ernannt u. S 232: Berechnung), sondern sind fast mechanische Widerspiegelungen von K.s Bewußtseinslage.“ (Hartmut Binder: Kafka-Kommentar zu den Romanen, Rezensionen, Aphorismen und zum Brief an den Vater. München, 1982. S. 279 f.) – Der Zweifel an der Landvermesserschaft K.s hat gegenüber der herben, K. Berechnung unterstellenden Kritik von Hartmut Binder zum Beispiel bei Ulf Abraham die positive Konnotation des Sich-wehren-Könnens. K. läßt den Rauswurf nicht einfach über sich ergehen, sondern er wehrt sich, indem er angibt, Landvermesser zu sein. (Siehe: Ulf Abraham: Der verhörte Held. Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas. München, 1985. S. 42.)

Armut und Deklassiertheit. Die Regeln dieser Gesellschaft teilen sich ihm so mit, daß auch er schuldig wird, Scham erlebt und Fehler macht, die sein Streben vereiteln.

Aus der Unerreichbarkeit des Schlosses und aus seiner gesellschaftlichen Ohnmacht ergibt sich der Kampfaspekt seines Wesens. K. findet sich im Gegensatz zu den Dorfbewohnern nicht mit seiner Untergeordnetheit ab. Er will ins Schloß, um dort an der Macht teilzuhaben. Sein Streben besteht darin, Selbstmächtigkeit und Souveränität zu erlangen. Der Wunsch der Teilhabe an der Macht der Schloßbewohner bildet den regressiven Aspekt seines Strebens. Über diesen selbstherrlichen Vorstellungen verliert er die Beziehung zu seinem vitalen Lebensinteresse, nämlich im Dorf als Landvermesser zu arbeiten und sich in die Dorfgemeinschaft einzuleben. Allerdings wird K. durch die äußere und innere Ausrichtung der Dorfbewohner auf das Schloß als absoluter Macht dazu verführt, dieser hierarchischen Ausrichtung psychisch und intellektuell ebenso zu verfallen wie diese. Ihre Ausrichtung zum Schloß bietet ihnen im Unterschied zu K. den Schutz und die Sicherheit autoritärer, aber doch geregelter Verhältnisse.

K.s Angabe, der berufene Landvermesser zu sein, wird vom Schloß nach einem zweiten Anruf akzeptiert.

K. fürchtet die Souveränität des Schlosses, die sich in der Anerkennung darstellt. Man hat ihm seinen Willen gelassen, jetzt ist er gezwungen, mit dem neuen Status in der Öffentlichkeit des Ortes zu leben. Er projiziert Stärke und Macht auf das Schloß, er glaubt,

„(...) daß man im Schloß alles Nötige über ihn wußte, die Kräfteverhältnisse abgewogen hatte und den Kampf lächelnd aufnahm.“ (S 12)

Trotzdem kommt ihm das Schloß in vielen materiellen Kleinigkeiten entgegen. Er erhält die Gehilfen, zwei Briefe Klamms an ihn bestätigen seine Angaben.

Die Gehilfen, die er Schwarzer gegenüber erwähnt hat, werden ihm nach der ersten Nacht im Dorf vom Schloß zugesandt. Da sie einen Weg vom Schloß herabgekommen sind, können es nicht K.s Gehilfen sein. Als er sie sieht, noch ohne zu wissen, welche Funktion sie für ihn haben werden, muß er lachen, denn sie salutierten ihm:

„In Erinnerung an seine Militärzeit, an diese glücklichen Zeiten, lachte er.“ (S 31)

K. schickt sie nicht zurück ins Schloß, denn das wäre das Eingeständnis, daß er keine eigenen Gehilfen hat, die ihm mit „Apparaten“ (S 9) folgen. Er akzeptiert sie, andernfalls müßte er zugeben, gelogen zu haben.

Mit der Landvermesserschaft und mit den Gehilfen hat K. zwei Vorgaben gemacht, die beide vom Schloß positiv beantwortet worden sind: Er erhielt das, was er wünschte. Doch die Erfüllung erweist sich als gegen ihn gerichtet. K. kann nicht als Landvermesser arbeiten, da es nichts zu vermessen gibt. Und die Gehilfen sind K. hassenswert. Sie ähneln

den Bällen des Junggesellen Blumfeld, die mit ihrer nervenraubenden Anwesenheit sowohl seine Privatsphäre als auch sein Berufsleben zerstören.<sup>14</sup>

Der Schloß-Beamte Galater hat Arthur und Jeremias, die Gehilfen, ins Dorf zu K. geschickt, um ihn zu ‚erheitern‘ (siehe S 367). Sie zeigen, solange sie zusammen sind, eine ihrem Alter unangemessene, irre Spielfreude und Lustigkeit, die K. nur stört und irritiert. Sie beobachten K.s Liebesakt mit Frieda, ohne die Intimität der beiden zu realisieren. Ihre Lustigkeit und scheinbare Kindlichkeit haben am Anfang des Romans einen dämonischen Charakter, der sich später zugunsten ihrer sozialen Eingebundenheit ins Schloß verliert. Da K. nicht wagt, sie zu entlassen, ist er ihnen ausgeliefert. Aber er rächt sich an ihnen dafür, denn er ist ja formal ihr Arbeitgeber, so müssen sie niedere Arbeit tun und haben für K. aufgrund ihrer Ununterscheidbarkeit nur einen Namen. Später tritt ihre vom Schloß herrührende Machtposition K. gegenüber zutage. Frieda verläßt K., indem sie Jeremias benutzt, um sich in die Dorf-Schloß-Gesellschaft zu reintegrieren. Mit jener Härte, die er dem Schloß sich selbst gegenüber zuschreibt, behandelt K. die Gehilfen. Sie sind uneffizient, ungeschickt und lästig, dadurch entziehen sie sich K.s Leistungs- und Lebenskampfkategorien. Die Gehilfen sind ein Spiegel, in dem er sich in seiner Überflüssigkeit für die Dorf-Schloß-Gesellschaft sehen könnte. So lästig und unnötig wie sie für ihn, ist er für die Dorfgesellschaft in seiner Funktion als Landvermesser. Seine Welterfahrenheit und eigene Leiderfahrung genügen nicht für einen humanen Umgang mit den nutzlosen Gehilfen.<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> Auf diesen Motivzusammenhang macht Gerhard Neumann aufmerksam: „Die beiden zwillingshaften Boten, die eine so wichtige Rolle in der Verknüpfung K.'s mit seiner Berufswelt spielen, sind unschwer als die gleichsam wiederauferstandenen Zelluloidbälle Blumfelds zu erkennen.“ (Gerhard Neumann: Franz Kafkas Schloß-Roman: Das parasitäre Spiel der Zeichen. In: Franz Kafka: Schriftverkehr. Herausgegeben von Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau, 1990. S. 212.) – Klaus Wagenbach gibt einen Hinweis auf ein mögliches literarisches Vorbild für die Gehilfen. Kafka sah 1911 das Theaterstück „Meschumed“ von Josef Lateiner. „Ein Rührstück, in dem ein ‚Abtrünniger‘, ein getaufter Jude, der bereits seine Frau umgebracht hat, nun auch den Vater des Geliebten seiner Tochter umbringt, um den Verdacht auf diesen Geliebten zu lenken und so die Heirat zwischen beiden zu verhindern und seine Tochter, wie geplant, an einen Offizier zu verheiraten. Er bedient sich dabei als Zeugen zweier Männer, die gleich aussehen, immer zusammen auftreten, nur gemeinsam aussagen können und die von Kafka im Tagebuch auch stets ‚die zwei im Kaftan‘ genannt werden. Es sind gedungene Gehilfen des ‚Abtrünnigen‘, die die ganze Sache nicht kennen, tun, was man ihnen aufträgt, aber am Schluß ihren Auftraggeber im Stich lassen.“ (Klaus Wagenbach: Wo liegt Kafkas Schloß? In: Jürgen Born / Ludwig Dietz / Malcolm Pasley / Paul Raabe / Klaus Wagenbach: Kafka-Symposium. Berlin, 1965. S. 163 f.)

<sup>15</sup> Walter Benjamin deutet die Gehilfen als Träger einer Hoffnung. „Diese Gehilfen gehören einem Gestaltenkreis an, der das ganze Werk Kafkas durchzieht. (...) Für sie und ihresgleichen, die Unfertigen und Ungeschickten ist die Hoffnung da.“ (Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1981. S. 14 f.) – K.s Humanität, die sich dem Unnützen gegenüber erst beweisen müßte, versagt bei den Gehilfen, das spricht jedoch noch nicht für deren Humanitätsbewahrung. Suspekt erscheinen diese später als erstens Schloßabgesandte und als zweitens Zerstörer der Beziehung K.s zu Frieda. In der Momentaufnahme, in der die Gehilfen hier erscheinen, empfindet Benjamin die Ablehnung diesen Geringsten gegenüber und spürt ihr nach. – Georg Lütter wendet sich in der Tradition der Kritischen Theorie gegen eine Deutung der Gehilfen als Träger

Er wird an ihnen schuldig. So wird er dem angeblichen Aggressor Schloß ähnlich, ohne den Aggressionszusammenhang zu erkennen, den nur er durchbrechen könnte. Galater, ein Beamter, der nur über die Gehilfen in Erscheinung tritt, meint über K.s Ambitionen:

„Er ist jetzt ins Dorf gekommen und gleich ist ihm das ein großes Ereignis, während es doch in Wirklichkeit gar nichts ist.“ (S 368)

Kafka gestaltet in dem Geschenk Galaters die Gelassenheit und nicht einmal unfreundliche Indifferenz der Macht gegenüber K.s Begehren und Projektionen. K.s Projektionen auf das Schloß sind voller kämpferischer Aspekte, demgegenüber erscheint hier die Beamtenschicht in abgeklärter Ruhe.

K. möchte vom Schloß zur Kenntnis genommen werden. Der nächstliegende Weg scheint der Kontakt mit einem für die Bewohner des Dorfes unerreichbaren Beamten zu sein.

„Gelingt es mir aber ihm standzuhalten, dann ist es gar nicht nötig, daß er mit mir spricht, es genügt mir wenn ich den Eindruck sehe, den meine Worte auf ihn machen und machen sie keinen oder hört er sie gar nicht, habe ich doch den Gewinn frei vor einem Mächtigen gesprochen zu haben.“ (S 82)

Sein Wunsch, mit einem Beamten, Klamm, zu sprechen ist für die Dorfbewohner ganz abwegig. Die Beamten sind die anerkannte Führungsschicht, die Belange der Dorfbewohner und auch K.s sind in diesem Kontext private Fragen und Angelegenheiten, mit denen den Beamten die kostbare Arbeitszeit gestohlen wird. Zudem verschwimmen die Kategorien von privat und öffentlich.

Gegen die Landvermesserschaft spricht, daß er sie aus einem Wortspiel heraus erwähnt, daß er keine ihm folgenden Gehilfen hat, wie er Schwarzer gegenüber behauptete. Als wichtigstes Argument gegen eine wirkliche Berufung spricht jedoch die Tatsache, daß K. die Anerkennung als Landvermesser durch das Schloß als Kampfansage (siehe S 12 f.) deutet.

K.s Befürchtung, daß durch Schwarzers Meldung seiner Ankunft das Schloß zu schnell auf ihn aufmerksam wurde, läßt erkennen, daß er bemerkt, daß durch die Enttäuschungen und Demütigungen, die er hinnehmen mußte, von den beiden Seiten seines Strebens, die nach Integration einerseits und die zum Schloß als regressivem

---

von Hoffnung: „Sie sind, ihr Name spricht es aus, ausschließlich Funktionsträger, Exekutivorgan. Gewissenlos tun sie ihre Pflicht in ihrer ‚jede Verantwortung ablehnenden Art‘. Ihre Behendigkeit ist die entfesselten Gehorsams, der sich des geringsten Vermittlungsversuchs begeben hat.“ (Georg Lütter: Totalität der Hölle: Kafkas Geschichtsbild. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken. Herausgeber: Hans Schwab-Felisch. XXXVII. Jahrgang, Heft 5. München, im Juli 1983. S. 570.) – Dem könnte man mit Benjamin entgegenen, daß gerade ihre Entindividuiierung sie zu Figuren macht, an denen sich Empathie und Mitgefühl erst erweisen würden.

Wunsch nach Selbstmächtigkeit andererseits, der regressive Wunsch sich verstärkt. Dies um so mehr, als die reale Integration in Frage steht, und er erkennen muß, daß das Schloß unerreichbar ist. Schwarzer scheint K. dafür verantwortlich zu sein.

K. könnte auch aufgrund dieser Aussage durchaus immer noch der berufene Landvermesser sein, der aber aufgrund seiner Erfahrungen glaubt, daß eine unauffälligere Annäherung an das Schloß seinen Zugang zu diesem erleichtert hätte. Diese Möglichkeit betont ein Streben zum Schloß und den sich daraus ergebenden Kampfaspekt als seine Intention, bevor K. die wirklichen Verhältnisse der Dorf-Schloß-Gesellschaft kennengelernt hat. Dann wäre der Kampf mit dem Schloß der Anlaß für seine Reise in die Dorf-Schloß-Gesellschaft gewesen und erhielte die Priorität gegenüber dem anderen Strebensaspekt, der Integration.

Für die Landvermesserschaft spricht, daß ein Erlaß mit der Berufung von einer der miteinander konkurrierenden Schloßbehörden an K. abgesandt worden sein könnte. Dabei kann es sich in K.s Fall nicht um die erste Berufung eines Landvermessers handeln, da K. zu dieser Zeit noch ein Kind gewesen ist (siehe S 96), sondern um eine Berufung, die aufgrund der Arbeit von verschiedenen Ämtern, „Kontrollbehörden“ (S 104) nach jahrelanger Untersuchung des Falles vielleicht irrtümlich an ihn abgesandt wurde.

„Ich weiß nicht ob in Ihrem Fall eine solche Entscheidung ergangen ist – (...) – wenn es aber geschehen wäre, so wäre die Berufung an Sie geschickt worden und Sie hätten die große Reise hierher gemacht, (...). Man fragte neuerlich bei mir an und nun war freilich die ganze Sache aufgeklärt, die Abteilung A begnügte sich mit meiner Antwort, daß kein Landvermesser nötig sei, (...).“ (S 110 f.)

Der Dorfvorsteher konzidiert ihm also eine mögliche Berufung. Doch ist diese wertlos für K., denn es gibt keine Arbeit für einen Landvermesser. Jetzt liegt es in K.s Verantwortlichkeit, ob er als Arbeitsloser und als völlig überflüssiger „Fremder“ in dieser Gesellschaft bleiben will.

„Niemand hält Sie hier zurück, aber das ist doch kein Hinauswurf.“ (S 118)

K besteht auf der Landvermesserschaft: „(...) ich will keine Gnadengeschenke vom Schloß, sondern mein Recht.“ (S 119)

Eine weitere Irritation für den Leser am Anfang des Romans bildet K.s Familienstatus. Am Morgen nach der Ankunft gibt er an, Frau und Kind zu haben und zu ihnen mit dem als Landvermesser verdienten Geld zurückkehren zu wollen:

„Wenn man wie ich so weit von Frau und Kind reist, dann will man auch etwas heimbringen.“ (S 13)<sup>16</sup>

Beim Gespräch mit dem Vorsteher führt K. Frieda an, für die er als ihr Bräutigam sorgen müsse. Die Frau und das Kind sind vergessen, K. braucht sie für seine Rechtfertigungen nicht mehr. Außerdem erwähnt er Frieda, weil die Beziehung zu ihr ihm einen unabweisbaren Grund liefert, in der Dorf-Schloß-Gesellschaft zu bleiben. Dieses Argument nimmt ihm der Vorsteher weg:

---

<sup>16</sup> K. ging im Gegensatz zu anderen Hauptfiguren in Kafkas Werk eine Ehe ein und bekam sogar ein Kind. Damit ist er nicht im üblichen Junggesellenstatus verblieben. Ein Trauma, nämlich der Versuch, Ebenbürtigkeit (siehe NSuF II 209) gegenüber dem Vater zu erlangen, wäre in dieser Figur gelöst. Doch in der weiteren Konzeption des Romans gerät K. gegenüber Klamm und den Frauen wieder in die Position des einsamen Junggesellen. Weder erlangt er die Anerkennung der männlich-väterlichen Autorität noch gelingt die Auseinandersetzung mit der patriarchalischen Beamtenbehörde, deshalb ist ihm der Kontakt zu den Frauen einerseits Ersatz für die wirklichen Machthaber, andererseits Mittel zu seinem primären Ziel. Frau und Kind der Anfangsszene finden zudem keine Erwähnung mehr. Walter Sokel deutet dies als Lügenhaftigkeit K.s: „Die Unwirklichkeit von K.s Vergangenheit zwingt ihn zur Lügenhaftigkeit in der Gegenwart. Einmal behauptet er ‚Frau und Kind‘ zu Hause zu haben. Doch hindert ihn dies nicht, Frieda heiraten zu wollen. Irgendwo muß K. Betrüger werden, irgend jemand muß er betrügen, einfach, weil er keine Vergangenheit besitzt, die er eingestehen und die in Gegenwart und Zukunft wirken könnte.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 467.) – Er führt dann weiter aus, daß es gerade die Vergangenheitslosigkeit K.s sei, die ihn zu einem Lügner mache: „Dem total Mittellosen müssen alle menschlichen Beziehungen Mittel werden. Moral kann es daher für ihn nicht geben. Er kann sie sich nicht leisten.“ (Ebenda, S. 467) – Die Vergangenheit interessiert niemanden in der Dorf-Schloß-Gesellschaft, daher besitzt K. keine. Durch seine Rechtlosigkeit wird er den anderen unwirklich und auch sich selbst. K. kämpft ja gerade um seine Verwirklichung, die er nur durch die rechtliche Anerkennung seiner Person als Landvermesser erlangen kann. Seine von der Dorf-Schloß-Gesellschaft abweichenden Urteile und Werte stellen vermittelt wirklich ein Stück seiner Vergangenheit dar, das nicht mit den gesellschaftlichen Urteilen der Dorf-Schloß-Gesellschaft identisch ist. Diese Differenz kommt am deutlichsten bei der Beurteilung Amalias zur Geltung. Normalerweise kann K. seine Vergangenheit nicht ausdrücken, denn für ihn spielt unter diesen Bedingungen nur eine Rolle, ob er sich anpassen und in seinen Bedürfnissen durchsetzen kann. Moral kann er sich tatsächlich nicht leisten, denn er ist arm und er erwähnt auch Frau und Kind im Zusammenhang mit seiner Armut: Er möchte sie ernähren und zu ihnen zurückkehren. Daher fällt das Verdikt der Lügenhaftigkeit auf die Dorf-Schloß-Gesellschaft zurück, die einerseits dem Geringsten und Schwächsten kein Bleiben, keine Arbeit und damit kein Überleben ermöglicht und ihn andererseits dadurch zwingt, die Lebenserfahrung aus seiner Vergangenheit zu negieren. – Klaus-Peter Philippi bewertet die Anpassungsstrategie K.s. positiv: „Alle seine gesprächsweise gemachten Angaben sind den taktischen Erfordernissen der Situation der Ankunft unterworfen, nicht durch das Bewußtsein K.s als Wahrheit für ihn beglaubigt, die er durch seine Reflexion auf sie als objektiv sich vermittelte.“ (Klaus-Peter Philippi: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966. S. 158.) – Es bleibt also ungewiß, ob K. tatsächlich verheiratet ist, denn er benutzt diese Angabe situativ. – Walter Sokel erkennt in Kafkas Werk als grundlegenden Konflikt die Auseinandersetzung im Ich zwischen den Anforderungen des ‚reinen Ich‘ einerseits und den Anforderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit andererseits. In der Gleichzeitigkeit der Beziehungsaufnahme zu Frieda und in dem Versuch, ins Schloß zu gelangen, erkennt Walter Sokel eine Erweiterung der Figur K.s, wie sie in früheren Werken noch nicht gegeben war. K. versuche, Welt und Mission miteinander in Einklang zu bringen. „In ihm schwelt kein unbewußter Konflikt. Er ist ganz bewußt darauf aus, den Konflikt zu transzendieren und die beiden Pole, Weltlichkeit und Reinheit, bürgerliche Häuslichkeit und fanatische Verfolgung des Ideals, alltägliches Eheglück und mystische Traumerfüllung zusammenzubringen.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 488 f.) – Sokel zeigt dann weiter, daß K. sich für das Schloß und eben gegen das persönliche Glück entscheidet. – Im „Schloß“ erscheinen Elemente, die auf eine Erweiterung der einsamen Junggesellen-Konzeption der Hauptfigur hinweisen, aber sie können sich nicht durchsetzen. Da die Grundspannung des Ich-Erhalts in der Auseinandersetzung mit dem Außen nicht gelöst wird, sind andere Beziehungsformen und Konflikte marginal und nur insofern von Bedeutung, wie sie sich zu diesem Grundkonflikt verhalten.

„Aber Frieda würden Ihnen überall hin folgen.“ (S 119)

Und wirklich bittet sie K., mit ihr „auszuwandern“, „irgendwohin, nach Südfrankreich, nach Spanien“ (S 215), als sie bemerkt, daß die Gewalt der Verhältnisse ihre Liebesbeziehung zerstören wird.

In ihrer Unmöglichkeit zu gehen, d. h. einer für sie aussichtslosen Situation zu entfliehen, liegt die Gleichheit der Hauptfiguren im „Proceß“ und im „Schloß“. Josef K. und K. erliegen beide gleichermaßen psychisch und intellektuell der Faszination der übergeordneten und unbekannt bleibenden Macht. Sie beide sind innerlich und daher äußerlich unfähig, das Gravitationszentrum der Macht zu verlassen. K.s vielbeschworener Freiheitswunsch artikuliert sich immer in Abhängigkeit vom und in Beziehung zum Schloß. Diese innere Gebundenheit läßt ihn viel mehr zum Opfer der Verhältnisse werden, als es die Nichtanerkennung seiner Landvermesserschaft und die daraus resultierenden Arbeits- und Statuslosigkeit könnte.

Kafka zeigt in seinem an das Schloß fixierten Streben, daß in dieser hierarchisch-hermetisch strukturierten Gesellschaft die Dialektik von Freiheit und Autonomie einerseits und von Macht und Autorität andererseits zum Teufelskreis geriert, denn die Autonomiebestrebungen des einzelnen treten zusammen mit destruktiven narzißtischen Wünschen nach Teilhabe und Gleichsetzung mit der alten zu bekämpfenden Machtstruktur auf. Die freiheitlichen und neuen Inhalte des Strebens, die der alten Gesellschaft entgegenstehen und die eine gerechtere Gesellschaftsstruktur garantieren könnten, werden im Kampf mit der alten Autorität aufgesogen und eliminiert. So bleibt in diesem Prozeß die alte Macht doppelt Sieger: Denn einerseits ist das Individuum zu schwach, um gegen einen, bei aller Altersschwäche und verrückter Zwecklosigkeit, funktionstüchtigen Apparat zu siegen, da der eigene Sieges- und Machtwunsch untransparent ist. Gleichzeitig ist der Kampfeswunsch Bedingung dazu, überhaupt die Machtfrage zu stellen. Andererseits wird während des Kampfes um die Macht der Angreifer mit seinen Veränderungswünschen der alten Macht und ihrem inhumanen Ewigkeitsanspruch ähnlich.

K. behält den Titel eines Landvermessers während der ganzen Zeit bei, obwohl er nicht als solcher arbeitet. Im Dorf erkennt ihn sofort jeder, er ist der ‚ewige Landvermesser‘, womit Gleichgültigkeit und Langeweile seinem Streben gegenüber ausgedrückt werden. Es entsteht atmosphärisch der Eindruck, als ob in der Dorf-Schloß-Gesellschaft von einem einzelnen der Kampf gegen die Behörde geführt werden müsse. Diese Funktion ist innerhalb der Gesellschaftsstruktur bekannt und wartete gewissermaßen auf K., der sie ausfüllt und übernimmt. Daher sind die Inhalte vom Dorf aus gesehen, die er mit seinem Streben vertritt, gleichgültig. Die Überbrückung der Fremdheit zwischen Dorfbewohnern und K. wird außerdem dadurch erschwert, daß K. nicht weiß, was ihm die künftige Erfüllung seines Wunsches, ins Schloß zu gelangen, geben soll. So ist es ihm unmöglich, den Dorfbewohnern zu vermitteln, was er im Schloß möchte. Diese



Untransparenz dem eigenen Wünschen gegenüber macht ihn den anderen einerseits fremd, andererseits auf langweilende Art allzu bekannt.

Seine Militärzeit, jene „glücklichen Zeiten“ (S 31) werfen auch ein Licht auf seine Heimatsuche. Damaliges Soldatenleben und jetziges einsames und isoliertes Streben zum Schloß bilden unter dem Aspekt der Zugehörigkeit einen größtmöglichen Gegensatz zueinander. Damals war er sich seiner Ein- und Zuordnung in die Hierarchien einer gesellschaftlich anerkannten Gruppe mit eindeutigen, männlich-exklusiven Funktionen gewiß. K. hinterfragt nicht die Ziele des Militärapparats, dem er diene, für ihn war es einfach ein positiver Lebensabschnitt, der von Gemeinschaft und eben nicht von Einsamkeit und Isolierung geprägt war. In seiner Isolation im Dorf sehnt er sich nach dieser Einfügung in die Gesellschaft. Die Landvermesserschaft ist eine Brücke zwischen seiner Vergangenheit und der Ankunftszeit. Sie drückt eine innere Wahrheit aus: Unter diesem Aspekt tritt die äußere verbale Zuflucht zum Landvermesserberuf, um sich gegen Schwarzer zu behaupten, zurück. Die Brücke wäre die Erkundung und Vermessung sowohl der inneren als auch der äußeren Landschaft. Dorf und Schloß will K. als Landvermesser bemessen, um sich selbst in seinen Widersprüchen zu erkunden und um den Abstand und die gleichzeitige Nähe zwischen Herrschern und Beherrschten zu erkennen. Als Landvermesser könnte er seinen eigenen Standort im Machtgefüge bestimmen.<sup>17</sup>

Die Erzählhaltung aus der Perspektive K.s sowie die inhaltlichen Widersprüche, die Kafka um die Landvermesserschaft, um die Gehilfen und um K.s Vorleben gruppiert, dienen ästhetisch dem Eingesogenwerden in die Dorf-Schloß-Welt.

Dem Wunsch der Integration in die dörfliche Gesellschaft steht das Streben ins Schloß gegenüber. Diese Ziele schließen einander aus. Das Streben ins Schloß zeigt einen regressiven und einen progressiven Anteil: Der progressive Teil liegt in K.s Wunsch, das Machtzentrum mit eigenen Augen zu sehen und kennenzulernen, um dem mythisch erhöhten Bild eine eigene sinnliche Erfahrung und Anschauung entgegenzusetzen. Der regressive Anteil des Strebens besteht in seinem unreflektierten Wunsch, selbst an der Macht des Schlosses teilzuhaben, selbst mächtig werden zu wollen, ohne sich Rechenschaft über die inhaltlichen Bestimmungen der Macht abzulegen.

---

<sup>17</sup> Mit den Fragen der geistigen Auseinandersetzung K.s beschäftigen sich die Arbeiten Klaus-Peter Philippis und Erich Hellers. Klaus-Peter Philippis verdanke ich den von ihm besonders herausgearbeiteten Begriff des Strebens. Seine Arbeit untersucht den Strebenscharakter und die Entfremdung sowohl K.s als auch der Dorfbewohner in Beziehung zum Schloß. Siehe: Klaus-Peter Philippis: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966. – Erich Heller sieht K.s Lebensperspektive im Gegensatz zum Schloß, das keine höheren metaphysischen Aspekte besitzt: „(...) das Schloß repräsentiert weder göttliche Lenkung noch den Himmel. Es ist für K. ein übermächtiger Feind, den er überwinden muß, so als sperre es ihm den Weg in reinere Bereiche. Von den ersten Seiten des Buches an ist K.s antagonistische Stellung zum Schloß klar.“ (Erich Heller: Die Welt Franz Kafkas. In: Enterbter Geist. Frankfurt am Main, 1981. S. 321.) – Erich Heller überlegt ebenso, was K. im Schloß eigentlich will, wenn er hineingelangt ist. Wenn das Schloß „reinere Bereiche“, in die K. gelangen will, absperrt, so wäre das Erreichen des Ziels Selbst- und Ruhefindung für K.

## 1.2. Wahrnehmung

Am Morgen nach der Ankunft unterhält sich K. mit dem neben ihr so schwächlich wirkenden Mann der Brückenhofwirtin, der ihm gegenüber ängstlich und reserviert ist. Er will sich nicht von K. über die Verhältnisse im Dorf und im Schloß ausfragen lassen. K. kann sich aus Neugier und aus Eitelkeit, er ist ja der ernannte Landvermesser, nicht enthalten, nach seiner Position im dörflichen Machtgefüge zu fragen:

„Du hältst jeden für mächtig. Mich etwa auch?“ – „Dich“, sagte er schüchtern aber ernsthaft, „halte ich nicht für mächtig.“ (S 16)

Kafka erschafft für diese ersten Tage des Aufenthalts im Dorf eine besondere Atmosphäre der Angst: Sie ist gleichzeitig geheimnisumwittert und erotisch aufgeladen.

Zwar erachtet der Wirt K. nicht als eine Person, vor der er sich fürchten müsse, dennoch spricht er leise mit K., „beißt unruhig seine Lippen“ (siehe S 15), er sieht ihn „mit großen braunen, ängstlichen Augen an“ (S 14). Man glaubt dem Wirt, daß er K. nicht fürchtet, doch fürchtet er, mit ihm zu sprechen, sogar mit ihm in eine zu nahe Berührung zu kommen. Er verhält sich, als hätten K.s Unvoreingenommenheit und Furchtlosigkeit eine ansteckende Wirkung. Die Dorfbewohner haben diese Eigenschaften verloren, die sie jedoch einerseits anziehen, andererseits für ihr Überleben im Dorf fürchten lassen.

Ambivalent benimmt sich auch der Lehrer, dem K. auf seiner Wegsuche zum Schloß begegnet. Er wechselt ins Französische, als K. nach dem Grafen Westwest fragt und sagt:

„Nehmen Sie Rücksicht auf die Anwesenheit unschuldiger Kinder.“ (S 20)

In einer Bauernhütte findet K. eine Marienfigur, eine Frau mit Säugling:

„Aus einer großen Luke, der einzigen in der Stubenrückwand, kam dort, wohl vom Hof her, bleiches Schneelicht und gab dem Kleid einer Frau, die tief in der Ecke in einem hohen Lehnstuhl lag, einen Schein wie von Seide.“ (S 23)

K. möchte in den Leuten etwas Reiches und Nobles finden, etwas, was über die im Dorf herrschende Armut und Gedrücktheit hinausgeht. Wenn er das findet, wie bei der jungen Mutter, ordnet er diese Erscheinungen dem Schloß zu. Damit reproduziert er die Projektionen, die er aufgrund seines Strebens zum Schloß hat und setzt sich gegenüber den Dorfbewohnern ins Unrecht, denn er erkennt nicht, daß das Schloß solche Noblesse und solchen materiellen und ästhetischen Überfluß verhindert, statt zu befördern.

Als K. Barnabas trifft, findet er an ihm eine ähnliche aristokratische Note, die über die Dorfnormalität hinausweist wie bei dem „Mädchen aus dem Schloß“ (S 25), der Maria:

„Er war fast weiß gekleidet, das Kleid war wohl nicht aus Seide, es war ein Winterkleid wie alle andern, aber die Zartheit und Feierlichkeit eines Seidenkleides hatte es. Sein Gesicht war hell und offen, die Augen übergroß. Sein

Lächeln war ungemein aufmunternd; er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, so als wolle er dieses Lächeln verscheuchen, doch gelang ihm das nicht.“ (28 f.)

Barnabas ist eine männliche Figur, die nicht von Konkurrenz und Kampf bestimmt ist, im Gegensatz zu Titorelli im „Proceß“ hat Barnabas aber keine erotische, sondern eine engelhaft-reine Tönung. K. weiß noch nichts über das Schloß, vor allem hat er noch nicht wirklich mit den Dorfbewohnern gesprochen. Seine Phantasien über den Ankunftsort gehen auf seine Wahrnehmungen über. Von Barnabas wird er sehr enttäuscht sein, als er erfährt, daß Amalia ihm das Kleid genäht hat. Seine eigenen Wahrnehmungen, die so viel versprochen haben, wird er als bewußt gelenkten Betrug ihm gegenüber auf die anderen projizieren:

„Ein Mißverständnis war es also gewesen, ein gemeines niedriges Mißverständnis und K. hatte sich ihm ganz hingegeben. Hatte sich bezaubern lassen von des Barnabas enger seiden glänzender Jacke, die dieser jetzt aufknöpfte und unter der ein grobes, grauschmutziges, vielgeflicktes Hemd erschien über der mächtigen kantigen Brust eines Knechtes.“ (S 52)

Die Schönheit von Barnabas bleibt für K. bestehen, sie geht im Gegensatz zu der Friedas nicht unter, K. weiß, wie wenig Halt und Macht das Botendasein bedeutet und daß bei Barnabas,

„(...), wenn es aber Ernst wurde, keine Hilfe, nur stummer Widerstand zu finden war, Widerstand, gegen den man nicht ankämpfen konnte, denn er selbst war wehrlos, nur sein Lächeln leuchtete, aber es half ebensowenig wie die Sterne oben gegen den Sturmwind hier unten.“ (S 189)<sup>18</sup>

Hier und an wenigen anderen Stellen wird sichtbar, daß K. Kategorien besitzt, die er zwar bildlich und nicht begrifflich ausdrückt, die aber nicht an Stärke und Macht orientiert sind. Doch bezweifelt er ihren Nutzen und Tragfähigkeit für das tägliche Leben und Überleben. Die Gesellschaft, die im Dorf so starr und unbeweglich für die Ewigkeit etabliert zu sein scheint, erkennt und durchschaut K. als „Sturmwind“, der alle

---

<sup>18</sup> Sandra Schwarz führt in einer Anmerkung aus, daß die Labilität der Landvermesserschaft auch Barnabas Botendienst für K. betrifft. Olga und Barnabas wollen durch den Botendienst die Botenbeleidigung sühnen. Doch wenn K.s Landvermesserschaft entweder auf einem behördlichen Irrtum oder auf einer glatten Replik K.s gegen Schwarzer beruht, dann ist auch der Botendienst obsolet: „Barnabas’ „scheinbare(r)“ (S 283) Schloßdienst spiegelt folglich den Charakter von K.s Berufung. Sie ist sofern ein „Mißverständnis“ (S 75), als durch einen vor Jahren fehlgegangenen Bescheid (vgl. S 74 – 80) erfolgend, also ebenso „veraltet“ (S 288) wie die Klamm-Briefe.“ (Sandra Schwarz: ‚Verbannung‘ als Lebensform. Koordinaten eines literarischen Exils in Franz Kafkas ‚Trilogie der Einsamkeit‘. Tübingen, 1996. S. 221.) – Der Botendienst ist dann nicht nur obsolet, sondern ein weiteres irrendes Scheitern in Abhängigkeit zum Schloß, das die existentiellen Bedürfnisse der Barnabas-Familie zerstört.

unter sich begräbt.<sup>19</sup> K. sieht die Schönheit, die Barnabas umgibt, doch es liegt keine befreiende Kraft in ihr. Er sieht, wie zerstörerisch die Gesellschaft ist, und demzufolge hat er sich entschlossen, aktiv den Kampf zu suchen, wobei ihm seine regressiven Anteile als Wünsche der Teilhabe an der Macht assistieren. Er sieht sich als eine Art Realist, der versucht seine Chancen einzuschätzen, bemerkt aber nicht, daß er nach Denkmustern handelt, die nichts mit der Schloß-Wirklichkeit zu tun haben müssen, sondern mehr seine Weltsicht als die der Schloßwelt spiegeln.<sup>20</sup>

Erst als die Dorfbewohner zu sprechen beginnen, so im ersten Gespräch mit der Wirtin, verändert sich die Atmosphäre, die geheimnisvoll-märchenhaft aufgeladen erschien, da

---

<sup>19</sup> Nur durch den Ausdruck ‚hier unten‘ erschafft Kafka eine theologische Spannung in dieser herausragenden Reflexion K.s, die in ihrer formalen expressionistischen Intensität (Theodor W. Adorno) und in ihrer Distanz zu Macht- und Aufstiegswünschen an Walter Benjamins Bestimmung der bisherigen Menschheitsgeschichte erinnert. In den Geschichtsphilosophischen Thesen setzt auch Benjamin einen Unterschied zwischen dieser und der anderen Welt. Bei Benjamin und Kafka sind Welt und Schöpfer durch menschliches Versagen getrennt, die Bewahrung scheint verloren. Bei Kafka ist der zerstörerische Sturmwind ganz Zeichen dieser Welt. Menschliche Schönheit und die Schönheit der Natur sind zwar noch vorhanden, aber bedeutungslos gegenüber der Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse. Bei Benjamin weht der Sturmwind aus dem Paradies, seit dem Anfang der Geschichte. Kafka läßt im Unterschied zu Benjamin die Beziehung zwischen dieser und der anderen Welt offen. Benjamin schätzt die menschliche Situation aus der Sicht des Engels ein: „Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen ist *dieser* Sturm.“ (Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte. In: Gesammelte Schriften I.2. Herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1974. S. 697 f.) – In Benjamins Deutung geht der Sturm mit dem Irrtum darüber einher, was Fortschritt sei und dadurch wird die Rettung verhindert. Beides, Menschen und ihre Waren bilden die Trümmer der Geschichte. Die Menschen sehen nach vorn in die fortschreitende heillose Zukunft, einzig der Engel ist sehend Zeuge des Geschehens. In Benjamins Perspektive erscheinen die Opfer des Fortschritts, die nicht errettet werden können und deren Leiden und Sterben deswegen kein erklärender Sinn abgewonnen werden kann. – Hans Helmut Hiebel betont Kafkas Skepsis gegenüber theologischen und fortschrittsgläubigen Denksystemen und dadurch die gedankliche Nähe und Verwandtschaft zu Walter Benjamins Geschichtsphilosophischen Thesen. Er vergleicht die neunte These Benjamins mit zwei Aphorismen Kafkas, die die Möglichkeit der Rettung thematisieren: „Bei Kafka heißt es ungleich pessimistischer, das Ziel läge *hinter* dem Ende des Weges, der Messias komme *nach* dem Ende der Tage: ‚Der Messias wird kommen, sobald (...) die Gräber sich öffnen‘ (H 88); ‚Der Messias wird erst kommen, wenn er nicht mehr nötig sein wird, er wird erst einen Tag nach seiner Ankunft kommen, er wird nicht am letzten Tag kommen, sondern am allerletzten.‘ (H 90)“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. S. 29 f.)

<sup>20</sup> Als Wahrnehmungsfehler unter anderen, die K. in seinem Streben nicht weiterbringen, interpretiert Günter Samuel den Botendienst: „Genauso wenig wie das Sehen des ‚Schlosses‘ und das Hörensagen der ‚Schloßgeschichten‘ kann der Briefbotenverkehr zu einem sinnvollen Ergebnis, einer Botschaft führen. Doch auch die Hoffnung auf den direkten Draht, den telephonischen Kontakt zum ‚Schloß‘ endet als Scheitern der Vermittlung im ‚Summen‘ der Leitung, das hinter dem Wunsch nach der wahren Bestimmung einen ganz anderen Wunsch auftauchen läßt: nach dem Gesang fernster, allerfernster Stimmen“, aus dem sich ‚eine einzige hohe, aber starke Stimme‘ herauszubilden scheint.“ (Günter Samuel: Vom Ab-schreiben des Körpers in der Schrift. Kafkas Literatur der Schreiberfahrung. In: Die literarische Moderne in Europa. Hans Joachim Piechotta (Hrsg.). Opladen, 1994. S. 468.) – Eine tiefere Sehnsucht erscheint hier in dem ‚Summen‘ ebenso wie die Rührung über die Schönheit von Barnabas. Sie kann aber nicht das Bewußtsein K.s bestimmen.

K. seine Wahrnehmung verändert. Das Graue und Bedrückende der Dorf-Schloß-Gesellschaft drängt zur Erscheinung und überdeckt vollständig geheimnisvolle oder erotisch-erregende Wahrnehmungen. Auch die erotische Erfahrung in Form des Zusammenseins mit Frieda beschließt die kurze Zeit der Erwartung eines erregend fremden und dabei besseren Lebens in der Dorf-Schloß-Gesellschaft.

Als bedrückend, weil gesellschaftlich unterdrückt, hatte K. bis dahin nur die Bauern wahrgenommen, sie fürchten Veränderung und scheinen sie gleichzeitig durch ihn herbeizusehnen, gleichermaßen bereit zu Aggression wie zu Unterwerfung K. gegenüber.

„Einen Augenblick dachte K., alles, Schwarzer, Bauern, Wirt und Wirtin würden sich auf ihn stürzen, (...)“ (S 12)

Die Bauern erscheinen ihm psychisch ganz abgestumpft, wie auf eine gezähmte degenerierte Tierebene herabgesunken. Er sieht sie als amorphe Masse, nicht als Individuen. An den Niedrigsten und Ärmsten kann er nur ihre Leiden ausmachen, die aber nicht sein Mitleid hervorrufen. Er konstatiert ihre Qual, ohne sich zu empören,

„K. (...) zeigte auf die Bauern, für die er noch immer nicht an Interesse verloren hatte und die mit ihren förmlich gequälten Gesichtern – der Schädel sah aus als sei er oben platt geschlagen worden und die Gesichtszüge hätten sich im Schmerz des Geschlagenwerdens gebildet – ihren wulstigen Lippen, ihren offenen Mündern zusahen aber doch auch wieder nicht zusah, (...)“ (S 39)

Die Bauern halten eine Ebene der Indifferenz ihm gegenüber aufrecht, sie greifen nicht ins Geschehen ein. Sie sind K. keine Warnung, weder für sich selbst und sein eigenes Schicksal noch für die potentielle und reale Gewalt dieser Gesellschaft.

K. hat keine Ebene der Reflexion Wesen und Richtung seiner Phantasien betreffend, er ist seinem Wahrnehmungsapparat gänzlich ausgeliefert. Seine Wahrnehmungen bestimmen sein Fühlen und Handeln, ohne daß sie von ihm kritisch reflektiert und kontrolliert werden können. Aber K. sucht auch gar nicht die Kontrolle über seine Wahrnehmungen zu erlangen, er gibt sich seinen Gefühlen und Wünschen hin. Diese Wünsche basieren auf seiner Armut und Fremdheit, er sehnt sich nach Integration und Aufnahme. Seine Wahrnehmungen und Wünsche der ersten Tage lassen die Dorf-Schloß-Gesellschaft in einem Licht erscheinen, die sie begehrenswert macht, die die Entscheidung, dorthin zu kommen, im nachhinein rechtfertigt und bestätigt.<sup>21</sup>

---

<sup>21</sup> Jörgen Kobs beurteilt K.s Sinneseindrücke und Wahrnehmungen des Schlosses während der ersten beiden Tage des Aufenthalts in der Dorf-Schloß-Gesellschaft. „Das Wesen des Ganzen liegt nach wie vor im Dunkeln. Die verschiedensten Namen, die man ihm beilegen, mit denen man es überschütten mag, sind ihm stets äußerlich; sie gelten nur innerhalb der eigenen Erwartungshorizonte. Solange aber die Frage nach seiner Identität, seinem Sinnzentrum ungelöst bleibt, erweisen sich alle Beobachtungen, mögen sie nun das scheinbare Ganze, mögen sie die je schon isolierten Einzelheiten betreffen, als teilhaft.“ (Jörgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v.d.H., 1970. S. 246.)

K. entgeht ja genau der Frage nach seiner eigenen Identität und nach seinen eigenen Intentionen durch die Ausrichtung auf das Schloß. Das Schloß ist einerseits identitätsstiftend für K., da es als Ziel sein Bewußtsein zentriert und bestimmt, andererseits vermeidet K. durch die Ausrichtung auf das Schloß die Auseinandersetzung mit sich selbst, besonders in der Frage, was er eigentlich in dem Schloß, wenn er hineingekommen ist, will.

Frieda und Amalia, die wichtigsten Frauenfiguren des Romans, werden von K. vor allem anderen durch die Art ihres Blickes bestimmt. Ihr sozialer Status erschließt sich ihm durch Projektionen seiner Wünsche. Frieda erscheint weder körperlich noch geistig attraktiv, doch durch die Art wie sie Olga und die Gäste in der Schankstube des Herrenhofes ansieht, kann er sie seinem imaginären Oben zuordnen. Es ist ein Blick „von besonderer Überlegenheit“ (S 60):

„Als dieser Blick auf K. fiel, schien es ihm, daß dieser Blick schon K. betreffende Dinge erledigt hatte, von deren Vorhandensein er selbst noch gar nicht wußte, von deren Vorhandensein aber der Blick ihn überzeugte.“ (S 60)

Wie schon für K. programmatisch, tritt in seinem Denken ein Oben und Unten auf. Bei Frieda ist es „Überlegenheit“, die er wahrnimmt, doch wie beim Oben des Schlosses und bei seinem Streben zu diesem Oben, das, was die Erfüllung des Strebens für ihn leisten soll, leer bleibt, so bleibt auch der Grund für Friedas Überlegenheit leer. Sie erscheint K. so, und das genügt für seine Unterwerfung und die Beziehungsaufnahme zu ihr, noch bevor sie sich einander vorgestellt haben. Daß Frieda K. sofort Klamm zeigt, bestätigt ihm seinen Glauben.

Die Barnabas-Familie ist die sozial schwächste im Dorf. K. lehnte sie instinktiv ab, bevor er Barnabas und Olga schätzen lernt. Als das geschehen ist, reflektiert er den Grund seiner Abstandnahme. Er sieht diesen in der Kälte und Autonomie von Amalias Blick:

„K. glaubte sich zu erinnern, daß dieser Blick schon am ersten Abend ihn beschäftigt hatte, ja daß der ganze häßliche Eindruck, den diese Familie auf ihn gleich gemacht hatte, auf diesen Blick zurückging, der für sich selbst nicht häßlich war sondern stolz und in seiner Verschlossenheit aufrichtig.“ (S 264)

K. revidiert sein Urteil über Amalia, als er keine Angst mehr vor sozialem Abstieg hat, da er erkannt hat, daß er in dieser Gesellschaft gar keine Position einnehmen darf und als seine Bindung zu Frieda schwindet, die auf der Projektion von Stärke, die ihr die Beziehung zu Klamm gab, basierte.

Amalia ist trotz ihrer Außenseiterposition eine selbstbestimmte Frau, deshalb besitzt sie Blickmächtigkeit. Olga beschreibt die von ihr imaginierte Wirkung von Amalia auf Pepi, die sich auf ihre von Frieda übernommene Position als Schankmädchen viel zugute hält. Auch Pepi maßt sich an, Amalia und die Familie zu verachten:

„(...), Amalia, deren Blick allein genügen würde, die ganze kleine Pepi mit allen ihren Zöpfen und Maschen so schnell aus dem Zimmer zu schaffen, wie sie es, nur auf ihre eigenen dicken Beinchen angewiesen, niemals zustande brächte.“ (S 315)

Doch auch für die Dorfbewohner ist die Art des Blicks ein Instrument, um den sozialen Standort anderer zu ermessen. Für die Wirtin ist K. dermaßen unfähig, sich in die Dorf-Schloß-Welt hineinzusetzen und ihren Wert zu ermessen, daß nicht einmal Klamms Aura ihn eines Besseren belehren könnte:

„Sagen Sie doch, wie haben Sie überhaupt Klamms Anblick ertragen. Sie müssen nicht antworten, ich weiß es, Sie haben ihn sehr gut ertragen. Sie sind ja gar nicht imstande Klamm wirklich zu sehn, das ist nicht Überhebung meinerseits, denn ich selbst bin es auch nicht imstande.“ (S 80)

Im Verhör im Herrenhof, als die Wirtin ihn bei Momus anklagt, erinnert er sich, daß sie

„Klamm mit einem Adler verglichen (hatte) und das war K. lächerlich erschienen, jetzt aber nicht mehr, er dachte an seine Ferne an seine uneinnehmbare Wohnung, an seine, nur vielleicht von Schreien, wie sie K. noch nie gehört hatte, unterbrochene Stummheit, an seinen herabdringenden Blick, der sich niemals nachweisen, niemals widerlegen ließ, (...).“ (S 183 f.)<sup>22</sup>

Da K.s Leben von Inferiorität bestimmt ist, ersehnt er Souveränität und Unzerstörbarkeit, die er Klamm und dem Schloß zuschreibt. Frieda macht von ihrem Herrschaftsblick, den sie durch den Geliebten-Status erreicht hat, Gebrauch, Klamm ist so weit oben, daß sein Blick keinen mehr treffen muß, um Gehorsam durchzusetzen. Klamms Anblick ist für die Dorfbewohner so beängstigend, daß sie sich kein einheitliches Bild von seinem Aussehen machen können. Olga zieht daraus folgenden Schluß:

„Nun gehn natürlich alle diese Unterschiede auf keine Zauberei zurück, sondern sind sehr begreiflich, entstehen durch die augenblickliche Stimmung, den Grad der Aufregung, die unzähligen Abstufungen der Hoffnung oder Verzweiflung, in welcher sich der Zuschauer, der überdies meist nur augenblicksweise Klamm sehen darf, befindet, (...).“ (S 278)

Olga ist wie alle in diesem Denken gefangen, und gleichzeitig kann sie es als irrig erkennen:

„So arbeiten die Leute an ihrer eigenen Verwirrung.“ (S 286)

---

<sup>22</sup> Als Frieda K. verläßt, benutzt sie auch das Wort ‚widerlegen‘ aber im gegenteiligen Sinn: Klamm ist durch keine Außenwelt erreichbar, also widerlegbar. K. hingegen kann alles angreifen, aufgrund seiner Machtlosigkeit ist für ihn die Außenwelt unveränderbar, er selbst widerlegbar: „Sag nichts dagegen, gewiß Du kannst alles widerlegen, aber zum Schluß ist gar nichts widerlegt!“ (S 401)

Bei Kafka wird der Blick zum Symbol von Herrschaft. Genetisch wird die Angst und Verwirrung vor dem Blick von oben in der Kindheit am Vater erworben.<sup>23</sup>

Die Wahrnehmung K.s und der Dorfbewohner ist tendenziös und beeinträchtigt. Sie ergibt sich aus verschiedenen Faktoren: zum einen hat niemand Einblick in den Bürokratieapparat, zum anderen sind alle in ihrer Armut relativ gleich. Um Differenzierung zu erreichen, bleibt K. nur die Einschätzung äußerer Merkmale.<sup>24</sup>

Kafka verfremdet die Dorf-Schloß-Gesellschaft vor allem in der Darstellung der Unangreifbarkeit des bürokratischen Apparates. Hier tut sich die gleiche Korruption und Promiskuität der Beamten auf wie im „Proceß“. Die Landvermesserschaft, die zweifelhafte Aufnahme in die gräfliche Verwaltung und die Gehilfen lassen die Welt, in der K. Fuß fassen und die er kennenlernen will, beängstigend und uneinnehmbar erscheinen. Der vom Schloß ausgehende Bedrohungsaspekt ist deutlich wahrnehmbar und lastet auf den Figuren.

Am Anfang entstehen eine Furcht und eine Hoffnung, daß sich K.s Wunsch, ins Schloß zu gelangen, erfüllen möge.

Er gibt die Versuche des ersten Tages auf, zum Schloß hinaufzugehen. Es gibt keinen Weg, der für K. gangbar wäre und keiner der Dorfbewohner ist bereit, mit ihm zu gehen, um ihm den Weg zu zeigen. Es wird klar, daß auch keiner der Dorfbewohner jemals hinaufgeht. Trotzdem waren Barnabas und Amalia schon im Schloß, aber sie bieten nicht an, ihn mitzunehmen. K. ist müde und abgekämpft von Kälte, Dunkelheit und Schnee. Er fährt in Gerstäckers Begleitung im Pferdeschlitten zurück zum Brückenhof.

Noch ein letztes Mal blickt er zum Schloß:

„Das Schloß dort oben, merkwürdig dunkel schon, das K. heute noch zu erreichen gehofft hatte, entfernte sich wieder.“ (S 29)

---

<sup>23</sup> Auch Reiner Stach hebt die Blickmächtigkeit der Frauen hervor: „Vor allem den stummen weiblichen Blick stilisiert Kafka zu einer Quelle mythischer Gewalt, deren Plötzlichkeit im denkbar schärfsten Gegensatz steht zur juristischen, bloß überredenden Geschwätzigkeit der Sekretäre wie auch K.s. Zahllos sind im *Schloß* die Deutungen jenes Blicks, der immer an entscheidenden Erzählwendungen aufblitzt. Friedas Blick ist ‚von besonderer Überlegenheit‘ (S 60), ‚sieghaft‘ und vom gesprochenen Wort unabhängig (S 60), er vertreibt oder unterwirft den Gegner (S 71, 483) und spiegelt gar die Zukunft (S 63). Vor Amalias düsterem Blick beugt man sich ‚unwillkürlich‘ (S 297), er ist ‚kalt, klar, unbeweglich‘, geht ins Unbestimmte (S 264), er ist ‚unberührbar‘, ‚stumpf‘ (S 55) und vermag gleichsam physisch zu überwältigen (S 315).“ (Reiner Stach: *Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen*. Frankfurt am Main, 1987. S. 185.) – Manchmal verbirgt die Blickmächtigkeit die reale Ohnmacht des Blickenden oder ist Projektion der anderen.

<sup>24</sup> Paul Heller erkennt in der Blickmächtigkeit in der Dorf-Schloß-Gesellschaft ein bestimmendes Herrschaftsmoment: „Offene Gewalt wird zwischen Personen nicht angewandt, man arbeitet statt dessen mit Blicken. (...). Auch hier läge es allein am Beherrschten, das Machtverhältnis aufzulösen. Er müßte nur den Blicken standhalten können.“ (Paul Heller: *Franz Kafka. Wissenschaft und Wissenschaftskritik*. Tübingen, 1989. S. 210.) – Heller hebt das Moment des Glaubens in den Beherrschten hervor, das die Machthaber benutzen, um ihre Herrschaft weiterhin zu erhalten.



In K.s Gefühlen scheint das Schloß eine Art Eigenleben angenommen zu haben. Die Dunkelheit, die ihn verwundert, berührt sein verwirrtes Zeitempfinden. Morgens hat er den Brückenhof verlassen, nach seinem Zeitgefühl glaubt er, den Weg zum Schloß nur ein bis zwei Stunden gesucht zu haben, doch in der Dorf-Schloß-Welt ist es schon dunkel, als er im Wirtshaus ankommt.

Irrt er in der Länge der Suche oder in der Tagesdauer, es bleibt ungewiß.

Beim letzten Blick zum Schloß

„(...), erklang dort ein Glockenton, fröhlich beschwingt, eine Glocke, die wenigstens einen Augenblick lang das Herz erbeben ließ, so als drohe ihm – denn auch schmerzlich war der Klang – die Erfüllung dessen, wonach er sich unsicher sehnte.“ (S 29)

Die Glocke bewirkt eine positive Reaktion. Ihr Läuten stammt vom Schloß. Und obwohl er den Schloßturm als Wohnturm und nicht als Kirchturm, wie es ihn in der Heimat gab, identifizierte, gibt es dort oben Glocken als himmelwärts weisendes Symbol. Die Beamten und ihre Macht müssen nicht die letzte und einzige Macht. Der Klang berührt sein Herz und nicht den Intellekt. Nur hier und später im Dialog mit Olga und dem Schicksal ihrer Familie werden Herzensgefühle K.s wach. Das Janus-Gesicht menschlichen Wünschens tritt ihm ins Bewußtsein: Erfüllung kann nicht nur Freude, sondern kann auch Überschreitung der Aufnahmefähigkeit bedeuten. Sein Ich, das sonst im Streben zum Schloß ganz aufgeht, kann hier erweitert durch die Herzensdimension das Streben selbst betrachten. Seine Unsicherheit beinhaltet mehr Stärke als sein sonstiges ängstlich-kritikloses Klammern am Schloß als Ziel seiner Wünsche.<sup>25</sup>

Die Fähigkeit, dem Streben selbst mit Abstand gegenüberzustehen, erreicht K. nicht wieder, und so, wie dieser Augenblick vom Bewußtsein kaum vermerkt, verstreicht, hört auch die Glocke auf zu läuten „und wurde von einem schwachen eintönigen Glöckchen abgelöst, vielleicht noch oben, vielleicht aber schon im Dorfe.“ (S 29)

---

<sup>25</sup> Winfried G. Kudszus kommt in bezug auf den Glockenton zu anderen Ergebnissen. Er betont den verbindenden Charakter des Läutens: „Der Glockenton stellt eine, wenn auch labile Verbindung mit dem Schloß her. Es ist möglicherweise ein ‚Zeichen‘, vielleicht dafür, daß man K. im Schloß zur Kenntnis nimmt. Das Zeichen ruft in K. eine Grenzerfahrung hervor, die zugleich die Sprache an den Rand ihrer Aussagefähigkeit bringt. Es scheint ‚als drohe ... die Erfüllung‘ einer Sehnsucht, womit Kafkas Sprache in einem primär akustisch gekennzeichneten Kontext so ambivalent wird, daß sich negative und positive Gesichtspunkte bis zur Unkenntlichkeit miteinander vermischen.“ (Winfried G. Kudszus: *Musik im Schloß* und in *Josefine, die Sängerin*. In: *Modern Austrian Literature*. Volume 11, Number 3/4, 1978. S. 243.) – Mir scheint die emotionale Reaktion, die die Glocke erregt, gerade über die Schloßwelt als Ziel K.s hinauzuweisen.

Außenwelt und Innenwelt greifen ineinander, kurz ergibt sich für K. die Chance zu Selbstdistanz und Abstraktion, dann wird diese wieder von außen zunichte gemacht.<sup>26</sup> Die „eintönige“ Glocke ordnet er dem Dorf zu, auf das Schloß projiziert er alles ihm Erstrebenswerte, auf das Dorf alles Niedrig-Gemeine, von dem er sich abzusetzen wünscht.

### **1.2.1. Wahrnehmung des Schlosses und Kindheitserinnerung**

K. hat, als er das Schloß sieht, zwei große, sein Streben bestimmende Wahrnehmungsbilder.

Diese beiden Bilder sind verknüpft mit Reflexionen und Erinnerungen an seine Heimat und seine Herkunft. Sie bilden zusammen mit der Bedeutung des Beamten Klamm und der Beziehung zu Frieda die deutlichste Aufklärung über seine Motive des Strebens ins Schloß.

Hier zeigen sich K.s regressive Wünsche nach Anknüpfung an unerfüllte und nicht aufgegebenen kindliche Allmachtsvorstellungen und sein daraus resultierender Wunsch nach Teilhabe an der Macht.

Andererseits stellen die Erinnerungen an die Heimat K.s jetzigen Aufenthalt progressiv in den Kontext einer neuen geistigen und materiellen Heimatsuche. K. begreift seine kindlichen Wünsche als sein eigentlichstes Wesen, sie sind ihm das Kostbarste seines Daseins, von ihnen Abstand zu nehmen, würde Selbstaufgabe bedeuten. Außerdem stehen sie, auf die Dorf-Schloß-Gesellschaft bezogen, den Integrationswünschen entgegen, denn ein Leben im Dorf ist nur unter Verzicht auf Zugang ins Schloß denkbar. Doch auch für K. selbst ordnet sich der Integrationswunsch in die Dorfgesellschaft dem Schloßstreben unter:

„(...), für kindliche Wünsche ist dort kein Raum.“ (S 359)

So drückt es Olga warnend ihm gegenüber aus.

---

<sup>26</sup> Klaus-Peter Philippi betont die Verwobenheit von Unwissenheit der Dorf-Schloß-Gesellschaft gegenüber und dem Festhalten am Streben ins Schloß. Diese Verwobenheit schwächt K.: „Die Methode, seine Unwissenheit zu überwinden, ist das Streben. (...) Die Vorstellungen und Pläne, die K. hat, um ins Schloß zu gelangen und dies sich überhaupt als Ziel zu setzen, bewirken, daß er intentional ausgerichtet und festgelegt ist, bevor er mit seiner neuen Umwelt überhaupt in Berührung kommt – wie seine Vorstellungen ihn anscheinend erst bewogen haben, nach dem Schloß zu wandern. Damit kann er seine Umwelt auch nicht mehr unvoreingenommen kennenlernen; er erfährt sie nur noch unter dem bestimmenden Blickpunkt seines Zieles. (...) In dieser Diskrepanz von Absicht und Möglichkeit steht K.“ (Klaus-Peter Philippi: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966. S. 61.) – Das Streben schützt K. davor, seine Unwissenheit und Randexistenz als beängstigend wahrzunehmen, gleichzeitig aber determiniert es seine Erkenntnisfähigkeit und läßt ihn in die zirkulären Deutungen und Verhaltensweisen dieser Gesellschaft geraten. Diesen negativen Aspekt kann er nicht durchschauen. Das Streben zum Schloß konstituiert K., niemals stellt er es in Frage.

K. wird weitere ernstzunehmende Warnungen sein Streben betreffend erhalten, ohne daß deren Inhalte von ihm verstanden werden. Ein Angriff gegen den Inhalt seines Strebens wird als Angriff gegen sein Ich bewertet, deshalb kann er die Warnungen weder anhören noch gar verstehen.

Die Dorfbewohner sind nicht in der Lage, sein Streben ins Schloß nachzuvollziehen. Frieda und die Brückenhofwirtin glauben zuerst, daß es K. auf Klamm ankomme und nicht auf das Schloß. Mit dem Streben zu Klamm können sie sich identifizieren, da Klamm auch in ihrem eigenen Leben die richtungsweisende letzte Instanz darstellt. Sie zeigen keine Verwunderung darüber, daß K. als Mann keinen Anlaß für die gleiche Bewunderung und sexuelle Unterwerfung haben kann, wie sie sie selbst Klamm gegenüber empfinden und zeigen. Äußerlich von seinem Streben her betrachtet, ist K. den Frauen in ihrem sexuell-passiven Streben ähnlich. Er unterscheidet sich für die Frauen von den männlichen Dorfbewohnern aufgrund dieser auf das Schloß ausgerichteten Note. Die Männer des Dorfes wenden sich entweder vom Schloß vollkommen ab, sie wollen keinen Kontakt und keine Verantwortung für Entscheidungen tragen wie der Dorfvorsteher: „(...) – dazu bin ich nicht genug Beamter, ich bin Bauer und dabei bleibt es – (...).“ (S 96)

Oder sie zeigen ein ehrgeiziges, aber auf sich unterwerfender Leistung beruhendes Verhalten dem Schloß gegenüber wie der Barnabas-Vater in bezug auf die Feuerwehr.

Da K. als einziger Mann auch nach dem Kontakt zu Klamm strebt, finden K. und die Frauen Interesse aneinander, hier bietet sich ihnen ein männliches Gegenüber, mit dem sie ihr Streben vermeintlich teilen. K. ist daher überdurchschnittlich stark auf die Frauen angewiesen.

K. zieht sich erst dann wirklich die Feindschaft der Frauen und besonders die der Wirtin zu, als diese bemerkt, daß sein Streben zu Klamm keinen passiv-bewundernden Charakter besitzt wie ihr eigenes, sondern aggressiv und über Klamm hinausweisend ist. K. möchte einerseits gegenüber Klamm als eigenständige Person bestehen, andererseits hat er über ihn hinausgehende Wünsche.

„Gelingt es mir aber ihm standzuhalten, dann ist es gar nicht nötig, daß er mit mir spricht, es genügt mir wenn ich den Eindruck sehe, den meine Worte auf ihn machen und machen sie keinen oder hört er sie gar nicht, habe ich doch den Gewinn frei vor einem Mächtigen gesprochen zu haben.“ (S 82)

K. sucht nicht die Aura der Macht, die Klamm umgibt, um daran teilzuhaben, wie es die Frauen tun:

„(...), denn nicht Klamms Nähe an sich war ihm das erstrebenswerte, sondern daß er, K., nur er, kein anderer mit seinen, mit keines andern Wünschen an Klamm herankam und an ihn herankam, nicht um bei ihm zu ruhen sondern um an ihm vorbeizukommen, weiter, ins Schloß.“ (S 176)

K. merkt, daß der Wirtin sein Streben angst macht, weil ihres bei Klamm aufhört und sie sich nichts Höheres als diesen Beamten denken kann. Schlau und ein wenig grausam macht er sich ihre Angst zunutze:

„ ‚Was fürchten Sie also? Sie fürchten doch nicht etwa – dem Unwissenden scheint alles möglich‘ – hier öffnete K. schon die Tür – ‚Sie fürchten doch nicht etwa für Klamm?‘ “ (S 91)<sup>27</sup>

Kafka zeigt, daß in einer hierarchisch-unterdrückenden Gesellschaft das Erkennen des anderen auf Projektion und Identifikation mit den eigenen aufstrebenden Wünschen besteht. Sobald sich Projektionen als Illusionen erweisen, entstehen elementare Bedrohungsgefühle, Angst und Haß. K. ist mit diesem Haß konfrontiert, als die Wirtin merkt, daß er erstens seine und eben nicht ihre Anliegen im Sinn hat und daß sie zweitens ihrem geheimsten Wünschen Ausdruck verliehen hatte, als sie K. gegenüber einräumte, daß es doch möglich gewesen sein könnte, daß sich Klamm um ihr Leben und Schicksal gekümmert habe. Die Entfremdung läßt dem Denken so wenig Raum, daß die gesamte emotionale und intellektuelle Energie aufs Überleben und damit auf scheinbare Vorteile und Allianzen abgestellt wird.<sup>28</sup>

---

<sup>27</sup> Zu Recht hat Theodor W. Adorno diese Stelle in ihrer Intensität mit der Vaternötung Freuds verglichen: „Selbst auf die von Freud geangewöhnte ‚Versuchung‘ – die des Mords an der Vaterfigur – wird bei Kafka angespielt. (...) Man wird dem Verhältnis zwischen dem Erforscher des Unbewußten und dem Paraboliker der Undurchdringlichkeit am nächsten kommen, wenn man sich daran erinnert, daß Freud eine archetypische Szene wie die Ermordung des Urhordenvaters, eine vorzeitliche Erzählung wie die von Moses, oder die Beobachtung des Beischlafs der Eltern in der frühen Kindheit nicht als Verdichtungen der Phantasie, sondern weithin als reale Begebenheiten auffaßte. In solchen Exzentritäten folgt Kafka Freud, mit eulenspiegelhafter Treue, bis zum Absurden. Er entreißt die Psychoanalyse der Psychologie.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 261.)

<sup>28</sup> In ihrem wichtigen Aufsatz über die Beziehung Kafkas zu Alfred und Max Weber zeigt Astrid Lange-Kirchheim, wie sich das der Bürokratie kritisch gegenüberstehende Denken der beiden Sozialwissenschaftler in Kafkas Werk, besonders „In der Strafkolonie“, darstellt. Astrid Lange-Kirchheim fragt, warum sich der Reisende, der doch aus einer liberalen Gesellschaft kommt, partiell mit den Anliegen des Offiziers, das alte patriarchalische System wieder zu Glanz und Ehren zu erheben, identifiziert. „(...) er wählte – unbewußt – die Identifikation, wohl um die Entwicklung von Angst zu vermeiden.“ (Astrid Lange-Kirchheim: Franz Kafka: „In der Strafkolonie“ und Alfred Weber: „Der Beamte“. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Neue Folge. Bd. XXVII. Heidelberg, 1977. S. 215.) – Die Identifikation der Dorfbewohner mit dem Schloß könnte ebenso unter dem Begriff Angstvermeidung rubriziert werden. Aggression und Haß machen angst, da in ihnen ein handlungsförderndes Element enthalten ist, das sich in der Dorf-Schloß-Gesellschaft gegen die vom Schloß etablierte Ordnung richten mußte. Durch Identifikation mit dem Schloß vermeiden die Dorfbewohner jene Angst, die vor dem Beginn einer Handlung gegen das Schloß entstünde.

„ ‚Aber sieh nur‘, sagte Frieda, ‚es ist ja nicht einmal mehr Klamm Dein Ziel, vielleicht beunruhigt mich das am meisten; daß Du Dich über mich hinweg zu Klamm drängtest, war schlimm, daß Du jetzt von Klamm abzukommen scheinst, ist viel schlimmer, es ist etwas, was nicht einmal die Wirtin vorhersah.‘ “ (S 253)

Den Anspruch zu haben, das Innere der Schloß-Behörde zu sehen, erscheint ihnen vermessen und sinnlos. Den Frauen ist Klamm die höchste Machtinkarnation und Erfüllung ihrer Aufstiegswünsche, für K. ist es das Dasein im Schloß. Die Frauen wollen nicht Klamm durch sich selbst ersetzen, sie wollen durch die Sexualität an seiner Macht teilhaben. K.s Begriff von Macht hingegen ist einerseits unpersönlich, er weiß, daß Macht auf Herrschaftsstrukturen beruht, so daß ihm Klamm zwar als Exponent erscheint, der für ihn im Laufe seines Aufenthaltes an Bedeutung gewinnt, aber er ist nicht die personifizierte Macht für K. Aber K. weiß andererseits nichts über die Funktionen der Herrschaftssicherung und Machtverwaltung, weil er nie ein Mächtiger war. Er unterschätzt die Aura von Macht, die durch sie an die Funktionsträger verliehen wird. Er unterschätzt die Loyalität der Frauen und die lange Tradition, die das bestehende Machtgefüge in der Dorf-Schloß-Gesellschaft besitzt. Daher begreift er auch nicht den Widerstand der Frauen, als die seinen Plan, ins Schloß zu kommen, erkennen.

Am Morgen nach der Ankunft verläßt er den Brückenhof.

„Nun sah er oben das Schloß deutlich umrissen in der klaren Luft und noch verdeutlicht durch den alle Formen nachbildenden, in dünner Schicht überall liegenden Schnee. Übrigens schien oben auf dem Berg viel weniger Schnee zu sein als hier im Dorf, wo sich K. nicht weniger mühsam vorwärts brachte als gestern auf der Landstraße. Hier reichte der Schnee bis zu den Fenstern der Hütten und lastete gleich wieder auf dem niedrigen Dach, aber oben auf dem Berg ragte alles frei und leicht empor, wenigstens schien es von hier aus so.“ (S 16 f.)

Ein großer Gegensatz zwischen oben und unten wird in K.s Wahrnehmung aufgemacht. Dem Schloß gibt der Schnee Kontur, im Dorf ist er „Last“ und Behinderung. Das „frei und leicht“, in der Art, wie die Gebäude ragen, erkennt K. als eine Wahrnehmungsfrage vom Dorfstandpunkt aus, dies muß sich nicht als richtig bestätigen, wenn er selbst an Ort und Stelle ist. K. ist hier in der Lage, seine Wahrnehmung kritisch zu hinterfragen, da er sich einer Verifizierung gewiß ist. Er weiß ja noch nicht, daß ein Aufstieg unmöglich ist.

„Im Ganzen entsprach das Schloß, wie es sich hier von der Ferne zeigte, K.s Erwartungen. Es war weder eine alte Ritterburg, noch ein neuer Prunkbau, sondern eine ausgedehnte Anlage, die aus wenigen zweistöckigen, aber aus vielen eng aneinanderstehenden niedrigeren Bauten bestand; hätte man nicht gewußt daß es ein Schloß ist, hätte man es für ein Städtchen halten können. Nur einen Turm

sah K., ob er zu einem Wohngebäude oder einer Kirche gehörte war nicht zu erkennen. Schwärme von Krähen umkreisten ihn.“ (S 17)

In K.s Wahrnehmung schleicht sich eine dem Gegenstand und seiner Urteilsfähigkeit unangemessene Selbstbestätigung ein: Er hat das Aussehen des Schlosses „im Ganzen“ so erwartet. Das Aussehen ist aber mehr nach einem „Städtchen“ denn nach einem Schloß. Da „man“ aber weiß, daß es ein Schloß ist, bestätigt er sich die angebliche Erwartung, daß es zwar wie ein Städtchen und eben nicht wie ein Schloß, was nach seiner Definition eine Ritterburg oder ein Prunkbau wäre, aussieht, dennoch aber ein Schloß ist. K.s Gedankengang ist tautologisch und hat die Funktion, sich den Anforderungen, die er an sich selbst hat, gewachsen zu fühlen.

Am Ankunftsabend erwartete K. das Schloß in der „scheinbaren Leere“ (S 7). Eine Herabminderung des Schlosses auf ein „Städtchen“ (S 17) würde seine Heimatsuche und gleichzeitig seine Selbsterhöhungswünsche fragwürdig erscheinen lassen.

„Die Augen auf das Schloß gerichtet, gieng K. weiter, nichts sonst kümmerte ihn.“ (S 17)

K. lenkt seinen Sinnesapparat auf das Schloß. Gleichzeitig ist er wie absorbiert.<sup>29</sup>

„Aber im Näherkommen enttäuschte ihn das Schloß, es war doch nur ein recht elendes Städtchen, aus Dorfhäusern zusammengetragen, ausgezeichnet nur dadurch, daß vielleicht alles aus Stein gebaut war, aber der Anstrich war längst abgefallen, und der Stein schien abzubröckeln. Flüchtig erinnerte sich K. an sein Heimatstädtchen, es stand diesem angeblichen Schlosse kaum nach, wäre es K. nur auf die Besichtigung angekommen, dann wäre es schade um die lange Wanderschaft gewesen und er hätte vernünftiger gehandelt, wieder einmal die alte Heimat zu besuchen, wo er schon so lange nicht gewesen war.“ (S 17 f.)

Nun entspricht es doch nicht den Erwartungen, es ist ‚recht elend‘, alt und zerbröckelnd. K. könnte sich jetzt selbst korrigieren, daß seine Erwartungen falsch waren, statt dessen gibt er sich dem Gefühl der Enttäuschung hin.

---

<sup>29</sup> Jörgen Kobs legt dar, wie gerade die gesteigerte Aufmerksamkeit den Gegenständen gegenüber Erkennen verhindert. „Die Welt der K.s erscheint indifferent, doch nicht deshalb, weil den Kafkaischen Hauptgestalten ‚alles egal‘ wäre, sondern umgekehrt, weil sie in ihrer pausenlosen und angespanntesten Aufmerksamkeit keinerlei Grade und Abstufungen des Interesses kennen, weil ihnen alles, was geschieht, das Kleinste wie das Größte, stets gleich viel gilt. (...). Das Exakte, Präzise, das man den Kafkaischen Beschreibungen immer wieder nachgerühmt hat, erweist sich bei genauerem Hinsehen als die Überschärfe des Minutiösen, und in der minutiösen Schweise zeigt sich stets erneut der Umschlag ins Unbestimmte, zeigen sich die Isolierung der Einzelheiten, das Zerbrechen der Funktionszusammenhänge, die Zerstörung der Gegenstandseinheit, zeigen sich komische Inkongruenzen und schließlich in der Austauschbarkeit der Extreme, die Indifferenz.“ (Jörgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v.d.H., 1970. S. 204 f.)

Das Alte und Kaputte des Schlosses erinnern an das Heimatstädtchen und somit an seine Herkunft und seine Heimat, die ebenso alt und bescheiden ist wie das Schloß.

Durch das Aufrufen in Form einer Mahnung an das, was er im Schloß will, („wäre es K. nur auf eine Besichtigung angekommen“) ermutigt sich K., daß sein Herkommen kein Fehler war. Hätte er das Schloß nur besichtigen wollen, wäre es besser gewesen, die Heimat zu besuchen.

Der Inhalt seines Wunsches: Das, was er im Schloß und in der Dorf-Schloß-Gesellschaft will, bleibt leer. K. ist sich selbst im Ungewissen darüber, was er im Schloß will. Er will hinein, dies ist der Inhalt seines Strebens. Seine Wünsche nehmen keine konkreten Inhalte an. Über das, was danach, nachdem er hineingelangt ist, kommen sollte, weiß und denkt er nichts, und legt sich, auch sich selbst gegenüber, von diesem Nicht-Wissen keine Rechenschaft ab. Es schwächt ihn, daß er nicht wissen will, was sein wird, wenn er im Schloß angelangt ist.

Kafka motiviert stofflich diese blinde Stelle in K. mit der zweiten Kindheitserinnerung.

So unterschiedlich die Welt, aus der K. stammt, und das Schloß sein mögen, in diesem Vergleich zwischen Heimat und Schloß erscheint deren Ähnlichkeit und strukturelle Gleichheit. Äußerlich sind sie einander ähnlich und auch innerlich-strukturell ergeben sich ähnliche Herrschaftsmechanismen. Unterscheidbar sind sie nur durch die unterschiedlichen Konnotationen, die K. ihnen gibt.

Sein jetziges Streben richtet sich aufs Schloß, nicht auf die Heimat, hier wird ein willkürlicher Akt der Entscheidung aufgrund seiner Phantasien und Wünsche und nicht aufgrund rationaler Erwägungen deutlich. Das Schloß wird auf dem Hintergrund der Erinnerungen an die Heimat ein Versuch, sich neu zu beheimaten.

Damit ist das Schloß als Romanort trotz der Abgeschlossenheit verbunden mit der Welt, aus der K. kommt und die dem Wirklichkeitsbegriff des Lesers entspricht. Das Schloß erscheint zwar ästhetisch als ein Ort am Ende von Raum und Zeit, mit eigenen Gesetzen und Bewegungen. Es ist dennoch in Raum und Zeit erfahrbar und erreichbar. Das Schloß ist mit den bekannten äußeren und inneren Herrschaftsinsignien und Machtinstrumenten ausgestattet.

Somit befindet sich K. nicht außerhalb der bekannten menschlichen Gesellschaftsverhältnisse oder in einer unbekannt hermetischen Gesellschaft. Die Besonderheit der Dorf-Schloß-Gesellschaft erweist sich als subjektive Erhöhung, die diese Gesellschaft durch K. und dessen Wünschen erhält. Der Status der Terra incognita wird dem Schloß aufgrund des Strebenscharakters K.s verliehen.

Diese Leerstellen in der Reflexion, die es K. verunmöglichen, den Inhalt seines Strebens zu erkennen, zerstören mehr als alles andere den rationalen, auf kausalen Wirkungsverhältnissen ruhenden Erzählzusammenhang. Es wird sichtbar, daß K. um die gesellschaftliche Kontinuität von Heimat und Schloß wissen könnte. Er will diese aber nicht erkennen, denn dann wäre sein Lebensinhalt zerstört. Das Streben, das ihn bestimmt, würde sich als sinnlos und zufällig gewählt erweisen. Der Charakter des Einmaligen und Besonderen, den K. auf das Schloß projiziert, fiel in sich zusammen. Dann verlöre auch K. jede Besonderheit.

K. hätte auch sein Streben auf sein Heimatstädtchen verwenden können.

„Und er verglich in Gedanken den Kirchturm der Heimat mit dem Turm dort oben. Jener Turm, bestimmt, ohne Zögern, geradenwegs nach oben sich verjüngend, breيتدachig abschließend mit roten Ziegeln, ein irdisches Gebäude – was können wir anderes bauen? – aber mit höherem Ziel als das niedrige Häusergemeinde und mit klarerem Ausdruck als ihn der trübe Werktag hat. Der Turm hier oben – es war jetzt der einzige sichtbare –, der Turm eines Wohnhauses, wie sich jetzt zeigte, vielleicht des Hauptschlusses, war ein einförmiger Rundbau, zum Teil gnädig von Epheu verdeckt, mit kleinen Fenstern, die jetzt in der Sonne aufstrahlten – etwas Irrsinniges hatte das – und einem sölterartigen Abschluß, dessen Mauerzinnen unsicher, unregelmäßig, brüchig, wie von ängstlicher oder nachlässiger Kinderhand gezeichnet sich in den blauen Himmel zackten. Es war wie wenn irgendein trübseliger Hausbewohner, der gerechter Weise im entlegensten Zimmer des Hauses sich hätte eingesperrt halten sollen, das Dach durchbrochen und sich erhoben hätte, um sich der Welt zu zeigen.“ (S 18)

Diese Stelle ist eine der schönsten im Werk. Sie ist mit ihren Anspielungen und Assoziationen vielfach überdeterminiert.

Zuerst ragt die rhetorische Frage heraus, mit der sich plötzlich, unvermittelt und nur noch zwei weitere Male ein Erzähler oder K. selbst in der Erzählerfunktion an den Leser wendet: „was können wir anderes bauen?“<sup>30</sup>

---

<sup>30</sup> Die beiden anderen direkten Fragen erscheinen ebenfalls an exponierter Stelle. Als K. allein im Herrenhof steht, nach der Enttäuschung des ‚Cognacs‘ und in dem durch nichts begründeten Glauben, daß Klamm vielleicht eine Begegnung mit ihm fürchtet und diese Begegnung einfach durch Rückzug vermeidet und daß K. daran gar nichts ändern kann, geht der Kutscher Klamm die Tore schließen, schließt sich selbst im Stall ein und löscht das Licht: „(...) – wem hätte es leuchten sollen? –“ (S 169). K. bleibt verlassen zurück. Am Ende des Romans ist K. Zeuge der Aktenausgabe, die ein Kampf zwischen den Beamten um Akten ist. Die Diener müssen die Akten verteilen und haben es schwer. Einer der Diener „ermattete zwar – wer wäre nicht ermattet? – aber bald (...)“ (S 436). K. ist auch an der Grenze seiner Belastbarkeit angelangt und identifiziert sich mit der Erschöpfung, die die Diener zeigen. Jeder einzelne Schritt ist abgerungene Mühe.



Darin erscheint die Resignation und die Hoffnung eines Lebens. Wäre dies K.s eigentliche Ebene der Reflexion, die sein Denken und Handeln bestimmte, gäbe es das Streben zum Schloß nicht in dieser Form. Bei K. gibt es sonst keine ironisch-resignativen Gesten der Abkehr und Selbstbescheidung.

Dann folgt die Beschreibung des Turms, die Kafka auflädt mit beängstigenden und des Versteckens würdigen Konnotationen, „gnädig von Epheu verdeckt“, die Fenster, die in der Sonne aufstrahlen, „etwas Irrsinniges hatte das“ und eine „ängstliche oder nachlässige Kinderhand“, die an den Turmzinnen scheitert. Die malende Kinderhand und die Kindheitserinnerung an den heimatlichen Kirchturm verbinden sich hier. Der psychische und geistige Abstieg vom Kirchturm zum Wohnturm des Schlosses ist gegeben. Danach folgt der mächtige letzte Satz, der den Vergleich direkt setzt: Der Turm ist ein „trübseliger“ Bewohner, der sich besser verborgen gehalten hätte.<sup>31</sup>

Der Turm erscheint als die Wiederkehr des Verdrängten. Mächtig und entschlossen, entgegen dem praktisch Wünschbaren und Vernünftigen erhebt sich der ‚trübselige Hausbewohner‘. Er erinnert an Kafkas Darstellung der Macht der Väter aus dem Frühwerk, die ihre Macht gegenüber den Söhnen aus mythischem Zwang behaupten müssen. Ebenso müssen die Söhne versuchen, (symbolisch) den Vater zu töten. Der Hausbewohner will sich der Welt zeigen, obwohl ihn die Welt am liebsten vergessen hätte. Die Söhne sind mit ihrem eigenen und dem Machtanspruch der Väter konfrontiert, K. ist mit seinem Machtanspruch und seiner Potenz, diesen Anspruch gegen die Machthaber im Schloß zu realisieren, konfrontiert. Doch steckt in diesem Bild die Warnung, nicht dem Machtbegehren und den Erinnerungen anheimzufallen; es ist nichts dahinter als Altes und Abgelebtes. K. könnte sich sowohl vom Turm und vom Schloß abwenden als auch von den ihn bestimmenden Erinnerungen und Wünschen.

In solcher Abkehr läge eine Form der Freiheit, die Kafkas Figuren nicht realisieren.

---

<sup>31</sup> Walter Sokel führt einen brillanten Vergleich zwischen dem Vater im „Urteil“ und dieser „Schloß“-Szene: „Dies ist, was im URTEIL erzählt wird. Der trübselige Hausbewohner, der um den Tod der Gattin trauert, in das Hinterzimmer verwiesen, da er ja senil ist, streckt sich plötzlich riesenhaft bis an die Zimmerdecke und zeigt sich in unheimlicher Wahrheit dem Sohn, der ihn für längst abgetan gehalten. Hinter der schäbig-verfallenen Außenseite des Schlosses zeigt sich in K.s Gedankenmetapher die unheimliche und irrationale Macht, die das so begönnernd angesehene Schloß für K. besitzt. Wie aus der senilen Hülle des alten Vaters der rächende Riese aufersteht, so verbirgt auch das Schloß für K. eine geheimnisvolle Macht, eine irrationale Anziehungskraft und Hoheit, die einen völligen Gegensatz bildet zu K.s herablassender Inventaraufnahme.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 439.) – Zudem bemerkt Friedrich Balke, daß es ein Unglück ist, daß dieser Hausbewohner sich befreit hat: „Der im Rundbau des Turms eingesperrte Hausbewohner ist von keiner Idee beseelt, die ihm allererst die Kraft geben würde, seinem Gefängnis zu entkommen. Von einem Wunsch nach Freiheit, also von einem rechtlich codierten Willensinhalt ist keine Rede, die Gerechtigkeit befindet sich vielmehr ganz auf seinen derer, die für die Einsperrung des Hausbewohners verantwortlich sind.“ (Friedrich Balke: Fluchtlinien des Staates. Kafkas Begriff des Politischen. In: Friedrich Balke und Joseph Vogl (Hg.): Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie. München, 1996. S. 176.)

Freiheit ist für K. eine von den Mächtigen zu erkämpfende, die, wenn sie erreicht wurde, in Einsamkeit und Verzweiflung mündet.

Als K. auf Klammer im Herrenhof wartet, erscheint ihm diese Freiheit, trotz des Sieges gegen die Konventionen, als sinnlose Einsamkeit.

„(...), da schien es K. als habe man nun alle Verbindungen mit ihm abgebrochen und als sei er nun freilich freier als jemals und könne hier auf dem ihm sonst verbotenen Ort warten solange er wolle und habe sich diese Freiheit erkämpft wie kaum ein anderer es könnte und niemand dürfe ihn anrühren oder vertreiben, ja kaum ansprechen, aber – diese Überzeugung war zumindest ebenso stark – als gäbe es gleichzeitig nichts Sinnloseres, nichts Verzweifelteres als diese Freiheit, dieses Warten, diese Unverletzlichkeit.“ (S 169)

K. läßt sich auf die Terra incognita in sich selbst ein, projiziert sie auf das Schloß und erhofft sich, durch diese Auseinandersetzung zu Freiheit von seinen Verletzungen zu gelangen. Die Erfüllung seiner Wünsche in ihrer Rückbindung an die Kindheit ermöglicht keine Befreiung. Im Gegensatz dazu macht aber die Ignorierung der Kindheit mit ihren unerfüllten Wünschen genauso unglücklich und hoffnungslos. Das ist eine der tragischen menschlichen Grundsituationen, die sich in Kafkas Werk ausdrückt. Es gibt keinen Ausweg für K., sein Kampf ist auf dem sozialen Schauplatz unmöglich, denn man läßt ihn ins Leere laufen, und ebenso können die Verletzungen und Wünsche der Vergangenheit weder geheilt noch erfüllt werden.

Das zweite Erinnerungsbild verknüpft Kindheit und Streben zum Schloß. Es liefert die Erklärung für K.s Ehrgeiz, etwas Unerhörtes zu erreichen und erst dann und dadurch Freiheit und Frieden zu finden.

„Immer wieder tauchte die Heimat auf und Erinnerungen an sie erfüllten ihn. Auch dort stand auf dem Hauptplatz eine Kirche, zum Teil war sie von einem alten Friedhof und dieser von einer hohen Mauer umgeben. Nur sehr wenige Jungen hatten diese Mauer schon erklettert, auch K. war es noch nicht gelungen. Nicht Neugier trieb sie dazu, der Friedhof hatte vor ihnen kein Geheimnis mehr, durch seine kleine Gittertür waren sie schon oft hineingekommen, nur die hohe glatte Mauer wollten sie bezwingen.“ (S 49)<sup>32</sup>

Mauerbesteigung einst und Streben ins Schloß heute haben ihren Grund in sich selbst, im Akt, es geschafft zu haben; weder diente die Mauer der Erkundung von etwas Neuem und Unbekanntem noch hat das Streben ins Schloß einen Grund, der außerhalb von K.s Person liegt.

---

<sup>32</sup> Die Beschreibung der Örtlichkeit des Friedhofs scheint mir ein Vorbild im alten jüdischen Friedhof von Prag zu haben.

„An einem Vormittag – der stille leere Platz war von Licht überflutet, wann hatte K. ihn je, früher oder später, so gesehen? – gelang es ihm überraschend leicht; an einer Stelle, wo er schon oft abgewiesen worden war, erkletterte er, eine kleine Fahne zwischen den Zähnen, die Mauer im ersten Anlauf. Noch rieselte Gerölle unter ihm ab, schon war er oben. Er rammte die Fahne ein, der Wind spannte das Tuch, er blickte hinunter und in die Runde, auch über die Schulter hinweg auf die in der Erde versinkenden Kreuze, niemand war jetzt und hier größer als er.“  
(S 49 f.)

Die Lichtsymbolik („von Licht überflutet“) der Kindheitserinnerung spricht für sich, es ist Helle, überall, sie kontrastiert die Dunkelheit der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Als K. diese Erinnerung hat, geht er mit Barnabas im Dunklen herum und als er im Herrenhof auf Klamm wartet, ist es Nacht und der Kutscher löscht am Ende alle Lichter. Die im Herrenhof erkämpfte Freiheit ist nur scheinbar, sie endet in völliger Finsternis.

Aber in der Erinnerung an die Mauerbesteigung ist das Licht als Bedingung für das Gelingen seines Vorhabens vorher da. Das Licht ist ein Symbol schlichter und universeller Einfachheit.

Mit der Besteigung hat sich ihm ein kindlicher Allmachtswunsch erfüllt: „niemand war jetzt und hier größer als er“.

„Zufällig kam dann der Lehrer vorüber, trieb K. mit einem ärgerlichen Blick hinab, beim Absprung verletzte sich K. am Knie, nur mit Mühe kam er nachhause, aber auf der Mauer war er doch gewesen, das Gefühl dieses Sieges schien ihm damals für ein langes Leben einen Halt zu geben, was nicht ganz töricht gewesen war, denn jetzt nach vielen Jahren in der Schneenacht am Arm des Barnabas kam es ihm zuhulfe.“ (S 50)<sup>33</sup>

Das Streben zum Schloß hat ein kindliches Vorbild in der Mauerbesteigung. K. möchte das damalige Empfinden der Selbstmächtigkeit in sich erneuern.

Kafka nimmt in seiner Darstellung der Erinnerungen, die K.s Streben stützen und formieren, der Erinnerung als menschlicher Qualität, ihren mythisch-heilenden (seit der Psychoanalyse) und Humanität bewahrenden Schein. Erinnerung erscheint hier als eine Fixierung, die die Pläne und Wunschziele des fragilen Ich in der Gegenwart unterstützt. K. kann seine Erinnerungen nicht gezielt hervorrufen, doch ist er sich des Nutzens, den sie für ihn in dieser „Schneenacht“ haben, wohl bewußt. Das Verstörende an Kafkas Darstellung ist, daß die Erkenntnis des Zweckhaften der Erinnerung keine kritische

---

<sup>33</sup> Der Lehrer ist ein Exponent der Herrschaft. Damals, als Kind, hat K. erlernt, den sprachlosen Blicken der Mächtigen zu gehorchen.

Selbstreflexion beim Individuum bewirkt. Die Mangelsituation ist derart manifest, daß Erinnerung als Mittel zum falschen, weil kritik- und abstandslosen Denken und Handeln herangezogen wird.

Die Erinnerung und das, was K. aus ihr macht, erhellen allerdings in ihrer Negativität die Möglichkeiten nicht zweckgebundener Reflexion.

Das Schloß hat – wie das Gericht im „Proceß“ – eine Doppelfunktion. Es ist ein inneres Bild K.s und ein äußerer Herrschaftsapparat. K.s innere Einstellungen haben sich im Bild des Schlosses entäußert. Sein inneres Bild des Schlosses besteht aus regressiven und progressiven Anteilen. Die regressiven Anteile beinhalten den Wunsch der Selbstmächtigkeit. Die Souveränität des Schlosses durchschaut er nicht als Machtfaktor. Er nimmt nur dessen Unangreifbarkeit wahr, nach der er sich sehnt. Das Schloß als gesellschaftliches Gefüge wird von ihm mit Aspekten versehen, die er sich für sein Leben erhofft. Die progressiven Anteile des Strebens bestehen darin, sich eine eigene Anschauung vom Schloß zu machen und zu Ruhe und Souveränität zu finden. Die Ausrichtung auf das Schloß bedingt die Konstituierung seines Ich. Daher kann er weder den regressiven Anteil durchschauen noch auf das Streben verzichten. Im Verblendungszusammenhang von inneren Selbsterhöhungswünschen und äußerer repressiver Bürokratie geht K.s Ich unter.

## **2. Die Frauen**

### **2.1. Einführung**

Die Frauenfiguren im „Schloß“ zeigen inhaltlich und formal weitaus größere Ausgestaltung und Autonomie gegenüber der Hauptfigur, als es im „Proceß“ der Fall ist. Im „Schloß“ entfalten sich im Zusammenspiel mit K. die Lebensgeschichten der Frauen, die die Gesellschaft der Dorf-Schloß-Welt aufgrund ihrer besonderen Ausgerichtetheit auf das Schloß transparent machen. Die Frauenfiguren sind neben K. eigenständige und ausgeformte Charaktere, die nicht nur die Funktion haben, das Bewußtsein der Hauptfigur zu reflektieren. Durch die Entfaltung der Frauenfiguren gewinnt das Werk an Lebendigkeit. Durch sie erscheint eine dem 19. Jahrhundert nahestehende Erzählweise. Der Niedergang der Barnabas-Familie, wie er von Olga dargestellt wird, läßt sich inhaltlich und formal mit dem Niedergang der Buddenbrooks oder mit dem Niedergang Fontane'scher Frauenfiguren vergleichen. Eine ausgewiesene Erzählerin, Olga, berichtet chronologisch über jene Ereignisse, die zum sozialen und seelischen Abstieg der Familie führten. Sie versucht, die verschiedenen Positionen darzustellen, wobei sie um Ausgewogenheit bemüht ist.

Die Grenzen ihrer Darstellung ergeben sich aus den Grenzen ihres Bewußtseins. Im Diskurs mit Olga erweist sich K.s Abstand zur Dorf-Schloß-Gesellschaft. Aufgrund der sozialen Gesetze der Welt, aus der er stammt, verdammt er weder die Familie noch Amalia. In ihren Diskussionen über die Vergangenheit und deren Auswirkungen auf das Heute kommen sich die beiden Außenseiter nahe. Freundschaft entsteht, die K. nicht seinen auf Aufstieg ausgerichteten Zwecken unterordnet, denn Olga ist zwar eine Außenseiterin, aber als einzige reflektiert sie kritisch die gesellschaftlichen Bedingungen der Dorf-Schloß-Gesellschaft. K. als Person wirkt am menschlichsten und freiesten im Umgang mit ihr.

Olga und durch sie vermittelt Amalia stehen der Brückenhofwirtin und Frieda gegenüber. Die Brückenhofwirtin Gardena vertritt die orthodoxe, auf das Schloß und auf die ungeschriebenen gesellschaftlichen Gesetze ausgerichtete Seite der Frauenfiguren. Trotz ihres von Klamm verursachten Lebensunglücks ist sie maximal durch Identifizierung in die hierarchische Gesellschaftsform eingepaßt, so daß sie Klamm gegenüber keinen Vorwurf, weder für das sexuelle Benutztwerden noch für das wortlose Verlassenwerden, erhebt. Vielmehr wird der einstige Geliebtenstatus zum Zentrum ihres Lebens aufgebaut und verklärt.

Gardena wird zu K.s erklärter Feindin, als sie Frieda an ihn verloren sieht, ohne daß K. bereit ist, die sozialen Gesetze der Dorf-Schloß-Gesellschaft zu akzeptieren und sich anzupassen. Anfangs begründete sich ihre Zurückhaltung ihm gegenüber auf seiner Unwissenheit als „Fremder“, doch später merkt sie, daß K. Ziele verfolgt, in denen sie

eine Gefahr für das Gesamtgefüge einerseits und für die Lebenslüge ihrer Erhöhung durch Klammer andererseits sieht.

Amalias Ablehnung eines sexuellen Verhältnisses mit Sortini korrespondiert mit der kurzen Ablehnung Friedas, ein der Dorf-Schloß-Gesellschaft angemessen eingefügtes Leben zu führen. Amalia lehnte Sortini ab, für diese Ablehnung bestraft das Dorf sie und ihre Familie mit Armut und Verachtung. Frieda läßt ebenso wie Amalia die Dorf-Gesetze hinter sich, als sie den Status einer Geliebten Klamms für K. aufgibt. Beide Frauen zeigen den Mut der Selbstdurchsetzung entgegen gesellschaftlicher Konvention. Durch völlige geistige Abschottung, sogar ihrer Familie gegenüber, kann Amalia die gesellschaftliche Ächtung ertragen.

Frieda kann, als sie, durch massive Beeinflussung von Gardena, zu glauben beginnt, daß K. sie nur für seine Zwecke, um an Klammer heranzukommen, benutzt hat, nicht bei K. bleiben, um mit ihm weiterhin ein im Dorf verachtetes und einsames Leben zu führen. Frieda bemüht sich um Rückkehr.

Alles, was K. erlebt und denkt, ist gegenwärtige und unmittelbare Jetzt-Zeit für den Leser. Kafka verwebt seine Gegenwärtigkeit mit den Lebensgeschichten der Frauen.<sup>1</sup> Dies ergibt sich inhaltlich aus der Notwendigkeit, daß K. das Leben, das sie führten geschildert werden muß, um ihm ihrerseits ihre jetzigen Anliegen deutlich zu machen und um die Verbindung zwischen seinen und ihren Interessen am Schloß darzustellen. Von ihm aus gesehen haben die Geschichten die Funktion, die Vergeblichkeit seines Strebens zu spiegeln. Es ist ein ungewöhnlicher Kunstgriff, denn die Vergangenheit der Frauen ragt in die Gegenwärtigkeit der Erzählweise durch die Perspektivfigur K. hinein. So stellt Kafka eine zeitliche Tiefendimension her, die nur durch K.s Erleben, ohne die Erzählungen der Frauen nicht erreicht werden könnte. Die leidvolle, nacherzählte Vergangenheit und die beiderseitige Hoffnung auf eine bessere Zukunft treffen in der Unmittelbarkeit der personalen Erzählperspektive zusammen.

---

<sup>1</sup> Auf diesen Zusammenhang hat zuerst Winfried Kudsus aufmerksam gemacht. Unter dem Aspekt des Strebens K.s zum Schloß sind Vergangenheit und Gegenwart inhaltlich aufeinander bezogen. „Dieser Wiedergabe von Vergangenem kommt ein wichtiger Sinn im Werkganzen zu; denn die schlechten Erfahrungen weisen jeweils nicht nur auf das Scheitern der betreffenden Personen, sondern vor allem auch auf die Hoffnungslosigkeit von K.s Streben, da dieses Streben auf jenes andere hinzielt, das sich in den genannten Gesprächen als letztlich unzugänglich zeigt. (...) Aus all dem, was wir ausgehend von äußeren Strukturmerkmalen zur funktionalen Beziehung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im ‚Schloß‘ aussagten, geht einerseits deutlich hervor, daß Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft bezogen sind, und andererseits, daß diese Zukunft illusorisch ist.“ (Winfried Kudsus: Erzählsituation und Zeitverschiebung in Kafkas ‚Prozeß‘ und ‚Schloß‘. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Richard Brinkmann und Hugo Kuhn. 38. Jahrgang. XXXVIII. Band. Stuttgart, 1964. S. 200 f.)

## 2.2. Die Brückenhofwirtin Gardena

Gardena ist eine der negativen machtvollen Mutterfiguren im Werk Kafkas. Ihr Denken und Handeln richtet sich auf die Vernichtung des Helden, da sie in ihm eine Bedrohung der sie sichernden Lebensumstände erkennt.<sup>2</sup>

Sie ist die Wirtin des Brückenhofes, des kleineren und schlechteren Gasthofes im Dorf. Bei ihr verkehren die Bauern, während im Herrenhof, dem größeren und besseren Gasthof, die Beamten absteigen, wenn sie im Dorf arbeiten. In ihrer Jugend, vor der Ehe mit ihrem Mann Hans, war sie die Geliebte Klamms. Diese Eröffnung ist bedeutsam für K. aufgrund seines Verhältnisses zu Frieda und aufgrund der Solidarität der Wirtin mit Frieda, weil sie in ihr die gleiche Erhöhung erblickt, die einst sie selbst erlebte.

„Es war ja die große Auszeichnung Friedas, eine Auszeichnung, die mein Stolz sein wird bis an mein Ende, daß er wenigstens Friedas Namen zu rufen pflegte (...).“ (S 81)

Dieser Stolz verhindert nicht, eifersüchtig auf Frieda zu sein und daher zu bezweifeln, daß Frieda eine wirkliche Geliebte Klamms war, „ich halte das übrigens für eine sehr übertriebene Bezeichnung“ (S 81). Die Wirtin möchte diesen Status für sich allein reklamieren.

Pepi ist ebenso neidisch auf Frieda, wie es aus umgekehrten Gründen die Wirtin ist. Denn Frieda hat schon das erreicht, was Pepi sich noch wünscht, den Aufstieg zur Beamten-Geliebten. Pepi arbeitet während Friedas Abwesenheit als Ausschankmädchen im Herrenhof. Auch sie bezweifelt, daß Frieda wirklich Geliebte ist:

„Was man sieht, ist zwar nur, daß Frieda das Bier in Klamms Zimmer trägt und mit der Bezahlung wieder herauskommt, aber das, was man nicht sieht, erzählt Frieda und man muß es ihr glauben.“ (S 461 f.)

Olga hingegen hat aufgrund der Ächtung ihrer Familie keine Hoffnung, jemals Klamms Geliebte zu werden, deshalb bezweifelt sie auch nicht Friedas Status. Olga hat ein existentielles Problem, sie möchte sich und ihre Familie innerhalb der Dorfgemeinschaft rehabilitieren. Die anderen Dorffrauen haben Statusprobleme, die sich aus ihren jeweiligen Beziehungen zu den Beamten ergeben. Frieda blieb durch ihren äußeren Gehorsam Klamm gegenüber innerhalb der Dorfordnung, und Amalia stellte sich gegen ungeschriebene Gesetze sexueller Willfähigkeit. Für Olga und ihre Familie ist es unwichtig, ob wirklich ein sexueller Akt zwischen den Mädchen und den Beamten

---

<sup>2</sup> Sie ist wirklich eine ‚Treiberin in der Jagd‘, wie Kafka seine eigene Mutter im „Brief an den Vater“ charakterisiert hat (siehe NSuF II 167). Sie ist selbst der Herrschaft verfallen und kann daher andere, die ihr vertrauen, nicht schützen.

stattfindet. Der Akt der Wahl der Beamten den Frauen gegenüber erfolgt in Befehlsform.

„(...), aber zwischen Frieda und Klamm ist, abgesehen davon wie es sich schließlich gestaltet hat, etwas ganz ähnliches vorgegangen wie zwischen Amalia und Sortini (...).“ (S 307)

Auf der Ebene des Dorfes gibt es widersprüchliche Aussagen über die Verhältnisse der Frauen zu Beamten, Eifersucht und Neid. Das sexuelle Verhältnis zu einem Beamten, denn psychisch enge Verbindungen zu ihnen gibt es nicht, ist die einzige soziale Aufstiegschance der Frauen auf der Dorfebene. Die Sexualität der Beamten hat Benutzungs- und Ausbeutungscharakter, welcher den Frauen verborgen bleibt. So hat das Schloß in den Frauen ein sexuelles Reservoir, aus dem sich die Beamten bedienen können.

Klamm ist in seiner Identität als Person gar nicht erkennbar, er erscheint als mit einer Proteus-Natur ausgestattet. Die Verschiedenartigkeit beruht nicht auf Wandlungsfähigkeit, sondern auf angstbesetzten Projektionen der Dorfbewohner.<sup>3</sup>

K. kann sein ganzes Gesicht sehen, als Frieda ihn durchs Guckloch sehen läßt:

„Ein mittelgroßer dicker schwerfälliger Herr. Das Gesicht noch glatt, aber die Wangen senkten sich doch schon mit dem Gewicht des Alters ein wenig hinab. Der schwarze Schnurrbart war lang ausgezogen.“ (S 60 f.)

Außer dem Schnurrbart gibt es nichts an seiner Person, was als Symbol sexueller Potenz gelesen werden kann. Und doch sagt Olga von ihm, er sei „wie ein Kommandant über den Frauen, befiehlt bald dieser bald jener zu ihm zu kommen, duldet keine lange, und so, wie er zu kommen befiehlt, befiehlt er auch zu gehn“ (S 309 f.).

Sortini, als er für Amalia entbrannte, hatte wenig Erfahrung mit Frauen, war nach Olgas Meinung aus Schüchternheit besonders grob, trotzdem hätte sich ihm Amalia sexuell unterwerfen müssen. Kafka schildert die Beamtenkaste des Schlosses als ebenso sexuell gierig, dekadent und unterdrückerisch wie die im „Proceß“.

Gardenas Macht beruht einerseits auf den realen Erfahrungen und Verbindungen, die sie in ihrer Gesellschaft besitzt, andererseits auf ihrem einstigen Verhältnis mit dem Beamten Klamm. Sie gehört im Dorf zur bürgerlich-angesehenen Schicht. Alle sind sehr

---

<sup>3</sup> Astrid Lange-Kirchheim erkennt in der Figur des Offiziers in der „Strafkolonie“ genau diese Undeutlichkeit zwischen Lebendigkeit und Tod, wie sie meines Erachtens auch für die Klamm-Figur im „Schloß“ bestimmend ist. – „So wie der Offizier in der Todesstunde nicht die ‚versprochene Erlösung‘ (E 234) erfährt, seine Augen weiterhin den Ausdruck des Lebens haben, so war er auch im Leben, nie wahrhaftig lebendig: Leben und Tod werden ununterscheidbar.“ (Astrid Lange-Kirchheim: Franz Kafka: „In der Strafkolonie“ und Alfred Weber: „Der Beamte“. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Neue Folge. Bd. XXVII. Heidelberg, 1977. S. 212 f.)



arm, der Brückenhof ist ein heruntergekommenes Gasthaus, was die Wirtin weiß, daher beziehen sich die sozialen Unterschiede mehr auf die imaginierte Nähe zum Schloß denn auf Besitz und Geld. Durch den Geliebten-Status nimmt die Wirtin im Dorf eine hohe Position ein.

„Klamm hat mich einmal zu seiner Geliebten gemacht, kann ich diesen Rang jemals verlieren?“ (S 128)

Ihre Mächtigkeit ist nicht durchgängig und eindeutig. Sie kann als Matriarchin erscheinen, aber auch durch ihre Arbeit und die lebenslange Enttäuschung des Wartens auf Klamm physisch und psychisch zerstört. Sie ist herzkrank.

Nachdem K. und Frieda nach der ersten Nacht im Herrenhof bei ihr wohnen und nachdem sie zum zweiten Mal sexuell miteinander verkehrt haben und aufstehen wollen, sitzt unangemeldet die Wirtin in ihrem Zimmer im Brückenhof, um mit K. über Frieda zu sprechen:

„(...) aber außerdem saß dicht beim Bett die Wirtin und strickte an einem Strumpf, eine kleine Arbeit welche wenig passte zu ihrer riesigen das Zimmer fast verdunkelnden Gestalt.“ (S 76)

K. sieht in ihr die Möglichkeit vergangener Schönheit, sie hat ein „breites von vielen Altersfalten durchzogenes, aber in seiner großen Masse doch noch glattes, vielleicht einmal schönes Gesicht“ (S 76).

Das zweite Gespräch K.s mit Gardena findet in einem „Verschlag“ (S 122) hinter der Gasthofküche statt, dessen Raum fast gänzlich von einem Ehebett eingenommen wird. Im Bett als möglichem Ort der Verwandlung erscheint ihre Krankheit und Hinfälligkeit. Sie schiebt die Verantwortung für ihre Schwäche auf K., da er in ihr Erinnerungen geweckt habe.

„Sie sah im Bett viel jünger aus als in den Kleidern, aber ein Nachthäubchen aus zartem Spitzengewebe das sie trug, trotzdem es zu klein war und auf ihrer Frisur schwankte, machte die Verfallenheit des Gesichtes mitleiderregend.“ (S 122)

Sie erinnert sich an ihre Jugend und ihr weiteres Leben, sie regrediert und ist ganz verloren in einer Vergangenheit, die für sie so bedeutungsvoll ist, für K. hingegen nur interessant in bezug auf sein eigenes Anliegen. Von Klamm, um den ihr Denken und Fühlen seit über zwanzig Jahren kreist, weiß sie, daß sie für ihn nicht mehr existent ist.

„Wen er nicht mehr rufen läßt, den hat er nicht nur für die Vergangenheit völlig vergessen, sondern förmlich auch für alle Zukunft.“ (S 133)

Erinnern und Vergessen hat für dieses Werk die gleiche emphatische Bedeutung wie für den „Proceß“. Kafka legt im „Schloß“ einen anderen Akzent als im „Proceß“. Schuld und Scham bestimmen seit den Menschheitsanfängen das Leben. Die persönliche Macht

der Väter ist den Söhnen gegenüber erhalten geblieben und zudem als zusätzliche, patriarchalisch organisierte Herrschaftsform auf die Institutionen übergegangen. Die Darstellung des Ich im „Schloß“ zeigt die gleichen Tendenzen zur Spaltung, Isolierung und Verdrängung wie im Frühwerk. Das Über-Ich bewahrt als kontrollierende Instanz gegenüber dem Ich alte autoritäre Formen und die Forderung der Anpassung an die bestehenden Herrschaftsformen.

Im „Schloß“ ist die Beweglichkeit des Lebens selbst verloren. Aufgrund der Statik der gesellschaftlichen Verhältnisse erhält Erinnerung etwas Subversives: Zeitliche Bewegung und die Veränderung in der Zeit beweisen die Veränderbarkeit der Welt. Wenn dem so ist, können die jetzigen Zustände auch als vergänglich-veränderbare wahrgenommen werden.

Vergessen bedeutet bei Klamm Auslöschung des Ereignisses. Das Ereignis vergißt er, die Erinnerungsspur zur Geliebten wird gekappt, und es gibt in der Dorf-Schloß-Gesellschaft niemanden, der es wagen dürfte, ihn an die vergessene Frau zu erinnern.

Dies sind nicht die Gedanken einer verlassenen und verbitterten Frau, die Frauen des Dorfes haben den Beziehungsabbruch seinerseits so erlebt. Es ist der „allgemeinen Erfahrung entnommen“ (S 136). Die Wirtin hofft und wartet entgegen ihrer Erfahrung noch immer, daß Klamm sie eines Tages wieder rufen läßt:

„Wo wäre der Mann, der mich hindern könnte, zu Klamm zu laufen, wenn mir Klamm ein Zeichen gibt.“ (S 133)

Die Erinnerung an Klamm ist ein versteinertes Korpus in ihrem Bewußtsein, an dem ihr Leben zerschellt. Im Denken der Wirtin ist einerseits das bürgerliche Ideal von ehelicher Treue der Statuserhöhung und dem Gehorsam gegenüber einem Beamten untergeordnet, andererseits sind alle Anteile psychischen und physischen Glücksversprechens den Beamten zugeordnet. Die Wirtin verachtet alle Männer des Dorfes, weil sie keine Beamten und daher machtlos sind. Für sie führen sie ein parasitäres Dasein, ohne wirkliche Arbeit zu leisten und ohne Verantwortung zu übernehmen. Sie erscheinen ihr als Kinder, die man nicht ernst nehmen kann. Ihrem eigenen Mann gegenüber zeigt sie nachsichtige Gleichgültigkeit:

„(...) mein Mann ist zwar ein guter Junge, aber ein Gastwirt ist er nicht und was Verantwortlichkeit ist, wird er nie begreifen.“ (S 79)

Als er sich um sie kümmern möchte, da sie schwach im Bett liegt, schickt sie ihn zusammen mit den Mägden fort:

„(...), und als sei sie mit andern Gedanken beschäftigt, fügte sie zerstreut hinzu: ‚Warum solltest denn gerade Du bleiben?‘“ (S 122 f.)

Der Dorfvorsteher, der den Berufsakt für die Landvermesserschaft bearbeitete,

„(...) ist eine ganz belanglose Person. Haben Sie denn das nicht bemerkt? Er könnte keinen Tag in seiner Stellung bleiben, wenn nicht seine Frau wäre, die alles führt.“ (S 138)

Aufgrund ihrer einstigen Beziehung zu Klamm zeigt ihre Haltung den Männern des Dorfes gegenüber die lächerlich-infantile Seite patriarchalischer Herrschaft. Jene Männer, die nicht die gesellschaftliche Macht in Händen halten, sind in den Augen der Frauen verdummt. Ihre Dummheit und Inkompetenz wird von den Frauen reproduziert, indem die Männer von allen Entscheidungs- und Arbeitsprozessen ferngehalten werden. Hier erscheinen Formen psychischer Kastration und Impotenz.

Ihre voreheliche Beziehung zu Klamm hat die Solidarität der Wirtin wie auch ihr Begehren weg von den Männern des Dorfes gelenkt. Es ist ihr danach nicht gelungen, Männer aus ihrer Schicht zu lieben und zu achten. Sie wollte das auch nicht, weil dann das Erlebnis mit Klamm relativiert worden wäre, und sie somit ihren Status als ehemalige Geliebte dem Vergessen preisgegeben hätte.<sup>4</sup>

K. erhofft sich von der Wirtin Zugang zu Klamm. In Frieda besitzt er zwar eine ehemalige Geliebte Klamms, doch scheinen ihm weder ihre Intelligenz noch ihr Ehrgeiz seinen Zielen zu genügen: Zu spontan und unüberlegt hat sie sich ihm hingegeben und dadurch die Beziehung zu Klamm abgebrochen. Die Wirtin scheint aufgrund ihres Dorfstatus geeigneter, zu Klamm eine Verbindung herzustellen. Außerdem würde sie niemals Frieda fallenlassen (siehe S 85), so daß sie ihrerseits gezwungen ist, sich mit K. auseinanderzusetzen. K. und Gardena gleichen sich in der Unbedingtheit ihrer Ausrichtung aufs Schloß, bzw. auf Klamm.<sup>5</sup>

Die Wirtin versteht aufgrund ihres eigenen Strebens K.s Drängen zu Klamm, doch K.s Ausrichtung zum Schloß ist ihr nicht nachvollziehbar, deshalb besteht er ihr gegenüber auf einem Gespräch mit Klamm und offenbart der Wirtin gegenüber vorsichtshalber nicht das Schloß als sein eigentliches Ziel.

---

<sup>4</sup> Reiner Stach sieht das Dorf als von Frauen beherrscht: „Im *Schloß* hat Kafka die funktionalisierende und instrumentalisierende Strategie des Helden, eines der wichtigen, durchgängigen Motive des Romans, scharf konfrontiert mit realer, ubiquitärer Frauenmacht, an der keinesfalls nach Belieben zu partizipieren ist. Diese Macht bleibt, da sie nicht amtlich, nicht bürokratisch festgeschrieben ist, dem Fremden zunächst verborgen; erst Erfahrung lehrt ihn, daß das Dorf matriarchalisch beherrscht wird von Frauen wie Gardena, Mizzi oder der Wirtin des Herrenhofs.“ (Reiner Stach: *Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen*. Frankfurt am Main, 1987. S. 183.) – Wirklich wird das Dorf von den Frauen matriarchalisch beherrscht, doch erscheint es als ein zerstörtes und korrumpiertes Matriarchat, das die eigenen Männer verachtet und sich an den Beamten des Schlosses aufgrund eigener Aufstiegswünsche orientiert.

<sup>5</sup> Frieda hingegen will gerade das Umgekehrte, sie will durch K. weg von Klamm und weg vom Schloß, bis hin zum Gedanken einer möglichen Auswanderung. – „Klamm sollte mir fehlen?“ sagte Frieda, „von Klamm ist hier ja eine Überfülle, zu viel Klamm; um ihm zu entgehn, will ich fort.“ (S 215 f.)

„Aber sieh nur“, sagte Frieda, „es ist ja nicht einmal mehr Klamm Dein Ziel, vielleicht beunruhigt mich das am meisten; daß Du Dich über mich hinweg zu Klamm drängtest, war schlimm, daß Du jetzt von Klamm abzukommen scheinst, ist viel schlimmer, es ist etwas, was nicht einmal die Wirtin vorhersah.“ (S 253)

Die Wirtin besteht auf dem unüberbrückbaren Abstand zwischen Schloßbeamten und Dorfbewohnern. K.s Ziel bei der Wirtin liegt in der Vermittlung seiner selbst zu Klamm. Erst im zweiten Gespräch mit ihr erreicht K., daß sie sich fügt und versuchen will, eine Begegnung herbeizuführen. Dafür verspricht K., keine der Dorf-Schloß-Welt zuwiderlaufenden Handlungen zu unternehmen.

Im ersten Gespräch mit K. versuchte Gardena, K. von seiner Nichtswürdigkeit zu überzeugen. Sie verglich ihn mit einer Blindschleiche, die den Adler Klamm sprechen will (siehe S 90).

Durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte, versucht die Wirtin, K.s Augen für die Dorf-Schloß-Gesellschaft zu öffnen. Beim ersten Mal schien sie körperlich den Sibyllen Michelangelos zu gleichen, sie

„(...) war erschreckend wie sie jetzt aufrechter dasaß, die Beine auseinandergestellt, die mächtigen Knie vorgetrieben durch den dünnen Rock, (...).“ (S 78)<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Gardena gehört im Aspekt ihrer Erfahrung und Klugheit in den von Reiner Stach gedeuteten Zusammenhang des weiblichen Wissens, das in seiner Unmittelbarkeit und Intensität dem männlichen gegenübersteht. Aufgrund von Kafkas funktionaler Umformung der negativen Weiblichkeitsbilder erscheinen die Frauen mit Fähigkeiten, die dem männlichen rationalen und scheinbar überlegenen Weltbild entgegenstehen. „Es geht freilich nicht um weiblichen Scharfsinn, auch nicht um das der Macht abgelassene und durch Schlüssellocher erhaschte Wissen der Konkubinen, sondern um etwas Drittes: um die den Frauen eigene Fähigkeit, Wahrheit nicht auf dem Wege der Reflexion, sondern unvermittelt und ex tempore zu enthüllen. Mit diesem Mythologem bezieht sich Kafka erneut auf einen zentralen Topos der tradierten Fantasien des Weiblichen: Seit je steht der Denunziation mangelnder Intellektualität die Beschwörung eines Zaubers gegenüber, eines Geheimwissens, dessen Besitz den Frauen eine stille, unsichtbare, aber um so nachhaltigere Macht verleihe. Die Frauen denken oberflächlich, aber sehen tief; es sind dies zwei Seiten ein und desselben Mythos, der Weiblichkeit als geschichtslosen, gattungsmäßigen Status auf Natur und Leben projiziert.“ (Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen. Frankfurt am Main, 1987. S. 197. ) – Stärker noch als in der Wirtin erscheine der Aspekt des machtvollen Wissens in Amalia. „Der Modus ihrer Erkenntnis ist nicht das von K. praktizierte Umwenden immer kleinerer Realitätspartikel, nicht die logische Zergliederung der Welt, sondern der synthetisierende Blick, der das Zusammengehörige ganz erfäßt.“ (Ebenda, S. 202.) – Als drittes Funktionselement des Weiblichen, neben erotischer Macht und unmittelbarem Wissen, nennt Stach die juristische Funktion des Weiblichen. Hier treten besonders Frieda und Gardena hervor. Ihr Urteil über K. erscheine als identisch mit dem des Schlosses. „Nicht im Ergebnis, allein im Erkenntnismodus scheinen Weiblichkeit und Macht noch zu differieren: hier der zäh arbeitende, von juristischen Kategorien geknebelte Behördenapparat, dort die Schwerelosigkeit weiblicher Intuition.“ (Ebenda, S. 212.) – Stach schließt, daß Kafkas Behörden, sich eher wie lebendige Organismen denn als „formal-logisch organisierte Regelwerk“ (ebenda, S. 213.) verhielten. „Die Behörde agiert gleich einem triebgesteuerten Wesen, die (sichtbaren) Funktionäre sind Punkte der Peripherie, an denen Libido abfließt.“ (Ebenda, S. 213.) – Die Funktion der Behörde gegenüber den K.s deutet auch Stach als Bewußtwerdungsprozeß

Als sie sich ihren Erinnerungen überläßt, erscheint Gardena krank und „mitleiderregend“, die Trauer über den Verlust Klamms Leben hat sie überwältigt. Ihr einziger Besitz aus der Vergangenheit besteht in drei armseligen Geschenken Klamms, die sie sich auch noch von ihm erbitten mußte.<sup>7</sup> K. gelingt es, die Wirtin davon zu überzeugen, daß ihr sozialer Aufstieg und ihre finanziellen Erfolge auf Klamms weiterbestehendes Interesse an ihr zurückzuführen seien. Das entspricht ihrem Wunschdenken. Ihr Leben hätte, so stellt K. es dar, noch erfüllter sein können, wenn Gardena mit Klamm gesprochen hätte:

„Der Segen war über Ihnen, aber man verstand nicht ihn herunterzuholen.“ (S 135)

Die Wirtin möchte ihm so gerne glauben: „Meinen Sie das im Ernst?“ (S 135)

Und danach: „Was hat man denn versäumt?“ (S 135)

K. hat ihren wunden, verletzbaren Punkt gefunden, an dem ihre persönlichen Wünsche stärker sind als die Dorfordnung. Dies ist der Moment, in dem sich K.s und ihre Interessen treffen. Denn, wenn es richtig ist, was K. hervorbringt, hat sie damals die Ordnung verletzt, indem sie Klamm nicht nach seinem Willen bezüglich ihrer Person fragte, was sie aber jetzt an K. und Frieda wiedergutmachen könnte. Geschickt leitet K.

---

und als daraus folgendes Selbstgericht. Die Behörden brächten das Verdrängte der Hauptfiguren hervor. Der weibliche Funktionsanteil der Behörde bestünde eben in der Form des intuitiven, nicht rational begründbaren Wissens. „Gerade weil die Frauen nicht juristisch, sondern intuitiv kompetent sind, ist ihre Urteils- und Spiegelfunktion der des Gesetzes adäquat.“ (Ebenda, S. 215.) – Stachs Methode besteht darin, zuerst die Funktion des Weiblichen als erotische, als intuitiv-wissende und außerdem als richtende zu erkennen und diese Momente auf die Funktionsweisen des bürokratischen Apparats zu übertragen. Stach räumt ein, daß der Apparat äußerlich „deutlich patriarchalische Züge“ (ebenda, S. 217.) trage, doch sein Funktionieren entspräche den von ihm erdeuteten weiblichen Erkenntnisformen. Dies ist eine schlüssige und kompetente Deutung. – Mir scheinen der Aspekt des Widerstands einzelner Frauen und ihr Abstand oder ihre ablehnende Haltung dem System gegenüber einerseits, sowie die Annahme der Macht und die beflissene Anbiederung an sie andererseits, dafür zu sprechen, daß Kafka in den Bürokratien deren vernunftferne und menschenfeindliche Dimension darstellen wollte und sich in den Frauenfiguren ein Medium schuf, um die Auswirkungen von Herrschaft auf eine gesellschaftliche Minderheit zu gestalten. Die Frauen, die nicht systemkonform handeln, wie Fräulein Bürstner und Leni im „Proceß“ und Amalia und Olga im „Schloß“ zeigen sowohl tradierte als auch progressive Formen der Vernunft und Humanität entgegen dem patriarchalischen instrumentellen Vernunftprogramm der Anpassung und Unterordnung. Stach deutet die Bürokratie als einen vegetativen Organismus, der in seiner Arbeitspraxis weiblich bestimmte Erkenntnis- und Handlungsformen aufweist und benutzt. Die organische Arbeitsweise des bürokratischen Apparats ist meines Erachtens eine nachahmende Darstellung der Undurchschaubarkeit und Unbeeinflussbarkeit. Aus der Sicht der Beherrschten besitzt der Apparat diese Aspekte, die ihm einen unveränderbaren Naturstatus verleihen. So spiegelt sich in der Darstellung der Bürokratie falsches Bewußtsein über die gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Apparat führt ein scheinbares Eigenleben, das jedoch die einen zu Unterdrückten und die anderen zu Begünstigten macht. Dem Leser ist aufgegeben, diesen Naturzustand der Macht in sich zu durchschauen. Die weibliche Verflochtenheit in die bürokratischen Vorgehensweisen erscheint mir als Selbsterhalt und Befriedigung von imaginären Aufstiegswünschen.

<sup>7</sup> Bezeichnenderweise zeigt eines der Geschenke nur das Photo eines Boten, den Klamm zu Gardena sandte, um sie zu sich zu holen. Es ist kein Photo von Klamm selbst. Seine variierende äußere Identität wäre durch eine Photographie bedroht, Alterungsprozesse ablesbar und seine Allmacht zumindest auf biologischer Ebene begrenzt.

von der ergreifenden Erzählung der Wirtin zu sich und seinem Anliegen über, daher ist er folgerichtig derjenige, der die mögliche Segensverabreichung durch Klamm nicht versäumen möchte, und die Wirtin verspricht ihm tatsächlich, sich um ein Treffen K.s mit Klamm zu bemühen. K. belügt die Wirtin, ihm geht es nicht um Klamms Segen für seine Beziehung zu Frieda, sondern darum, Klamm zu sehen und ihn einzuschätzen. Klamm ist eine mögliche, sich anbietende Station auf dem Weg zum Schloß. So kann er nur sehr allgemein angeben, was er Klamm sagen will, da er erst in der Situation mit ihm Möglichkeiten des weiteren Vorgehens erkunden kann:

„Zunächst will ich ihn in der Nähe sehn, dann will ich seine Stimme hören, dann will ich von ihm wissen, wie er sich zu unserer Heirat verhält; (...). Nun aber habe ich die Pflicht, mit ihm als Privatmann zu sprechen, und dies ist meiner Meinung nach viel leichter durchzusetzen; als Beamten kann ich ihn nur in seinem vielleicht unzugänglichen Bureau sprechen, im Schloß oder, was schon fraglich ist, im Herrenhof, als Privatmann aber überall im Haus, auf der Straße, wo es mir nur gelingt ihm zu begegnen.“ (S 137 f.)

Sein Denkfehler besteht einerseits in der Einschätzung des Privaten als möglichem Gegenstand einer Unterhaltung mit Klamm, andererseits darin, Klamm als Privatperson begegnen zu können. Die Beamten sind immer durch ihren Status als Beamte dem Dorf übergeordnet. Sexualität und Essen, einfache menschliche Bedürfnisse haben keinen privaten Charakter bei ihnen, sonst wäre ihre Macht in Frage gestellt. Die Beamten müssen den Dorfbewohnern immer als Beamte erscheinen, niemals als Privatleute, denn wäre dem nicht so, hätten auch die Beamten erkennbare egoistische Bedürfnisse und private Eigeninteressen wie die Dorfbewohner. Sie wären ihnen als Menschen wie sie selbst erkennbar. Um den Beamtenstatus durchzusetzen und zu erhalten, benutzen die Schloßbeamten für ihren Machterhalt den Nimbus der permanenten Arbeitslast. Um diesen aufrechtzuerhalten gilt, daß sie immer arbeiten. Die Dorfbewohner beachten dies auch, indem sie offensichtliche Untätigkeit trotzdem widersinnigerweise als Arbeit bewerten oder die Beamten als in ewiger Arbeitsleistung sich quälende überhöhen.

Die kurzfristige Bereitschaft, K. und Frieda das zu ermöglichen, was die Wirtin selbst in der Beziehung zu Klamm versäumt zu haben glaubt, zeigt, daß ihr späteres Vorgehen gegen K. nicht gegen ihn als Person gerichtet ist, sondern gegen ihn als Störfaktor der Ordnung. Was sie tut, wird nur im Kontext dessen erklärbar, ob es ihrer Meinung nach die Ordnung der Dorf-Schloß-Gesellschaft – und die bedeutet für sie Klamms Ordnung – bestätigt oder verletzt.

Nur wenige Zeit nach dem (zweiten) Gespräch mit K., wirft die Brückenhofwirtin K. aus dem Gasthaus hinaus. Das führt dazu, daß K. entgegen seiner Absicht, die vom Lehrer angebotene Schuldiennerstelle annimmt und unter entwürdigenden Umständen,

von Kafka in grotesk-scheinbarer Normalität geschildert, mit Frieda und den Gehilfen im Schulzimmer wohnen muß. Frieda erzählt K. vom Umschwung Gardenas:

„Die Wirtin empört, darüber, daß sie sich von K. zu Geständnissen und was noch ärger war zur Nachgiebigkeit hinsichtlich einer Unterredung Klamms mit K. erniedrigt und nichts damit erreicht hatte als, wie sie sagte, kalte und überdies unaufrichtige Abweisung, sei entschlossen, K. nicht mehr in ihrem Hause zu dulden; (...). Frieda natürlich solle bleiben, wenn Frieda mit K. ausziehen sollte, werde sie, die Wirtin, tief unglücklich sein, schon unten in der Küche sei sie bei dem bloßen Gedanken weinend neben dem Herd zusammengebrochen, die arme herzleidende Frau, aber wie könne sie anders handeln, jetzt da es sich, in ihrer Vorstellung wenigstens, geradezu um die Ehre von Klamms Angedenken handle.“  
(S 147 f.)

K.s rhetorische Kunstgriffe konnten die Wirtin nicht dauerhaft davon überzeugen, daß Klamm Interesse an ihrem Leben hatte und daß es demzufolge gut gewesen wäre, mit ihm zu sprechen, bevor sie die Ehe mit ihrem jetzigen Mann einging. Deshalb ist natürlich auch K.s Vorstellung, mit Klamm „privat“ über Frieda zu sprechen, für Gardena hinfällig geworden. Die Wirtin hat, von K. verführt, die Bahnen ihres gesellschaftlichen Denkens verlassen, um so schneller versucht sie, wieder ins Gleichgewicht der „allgemeinen Erfahrung“ der Dorf-Schloß-Welt zurückzugelangen. Daher muß sie etwas tun, was ihr selbst und der Dorf-Schloß-Gesellschaft beweist, daß K. untragbar für die Gesellschaft und sie selbst loyal ist. K. muß mit dem Hinauswurf dafür büßen, daß die Wirtin seinen doppeldeutigen Trostworten Glauben schenkte. Die Wut auf ihn und die Scham über sich selbst, ihre Lebensenttäuschung offenbart zu haben, kann sie auf K. abwälzen, da er schwach und ein Fremder ist. Darunter wird die soziale Angst der Wirtin spürbar, sich wirklich auf Klamms möglichen Segen zu verlassen, und diesen zumindest, wenn schon nicht für ihr eigenes Leben, dann doch für Frieda und K.s Beziehung zu erlangen. Die Angst wehrt die Erkenntnis der Gleichgültigkeit Klamms ihrem und anderem Leben gegenüber ab. Sie weiß, daß ihr Schicksal Klamm gleichgültig ist. Aber schon der bloße Gedanke, als Kritik geäußert, brächte sie in Konflikt mit der Ordnung. K. seinerseits hat mit den verletzten Gefühlen und dem zerstörten Leben der Wirtin gespielt, um sein Interesse, Klamm durch die Wirtin zu erreichen, durchzusetzen.

Ihre Rache an K. verbrämt sie vor sich damit, so die „Ehre“ Klamms zu verteidigen. Frieda akzeptiert aufgrund dieser höheren Ausrichtung auf Klamm das Verlassen des Brückenhofes. Sie sieht zwar, daß die Ehre Klamms nicht wirklich in Gefahr ist, sondern nur der übersteigerten Phantasie der Wirtin als gefährdet erscheint. Aber sie erkennt nicht, daß die Wirtin Klamm benutzt, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Ihr erscheint die Bezugnahme auf Klamm und die Erregung über seine unterminierte

Ehre ein Zeichen rührend-anhänglicher Ergebenheit einer alten, rechtschaffenen und dabei herzkranken Frau. Frieda kann nicht die Beziehung zur Wirtin gefährden, die sie aufgezogen und erhalten hat.

Die Rache des Hinauswurfs genügt nicht ihrer Scham, auf K. gehört zu haben. Daher geht die Wirtin in den Herrenhof und denunziert K. bei Momus, einem der Dorfsekretäre Klamms.

Sie belügt K., daß sie ihm weiterhin, wie sie es am Morgen sagte, helfen will. Jetzt sagt sie, daß der Weg, den sie für ihn zu Klamm ebnen will, über Momus führe:

„Aber ich will nicht übertreiben, vielleicht führt der Weg nicht bis zu Klamm, vielleicht hört er weit vor ihm auf, darüber entscheidet das Gutdünken des Sekretärs. Jedenfalls aber ist es der einzige Weg der für Sie wenigstens in der Richtung zu Klamm führt.“ (S 177)

Am Morgen schien es, als hätte sie nicht derartig offizielle Wege nötig, um ein Treffen K.s mit Klamm zu arrangieren. Dessen ungeachtet ist sie beim Verhör ganz gefesselt und beeindruckt von der Würde, die von Klamm auf Momus abstrahlt. Ohne Scheu, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, eine Denunziantin zu sein, erklärt sie, K. an die Schloßbehörde verraten zu wollen. Es existieren keine moralischen Werte, die ein solches Handeln gesellschaftlich ächten würden.

„(...) und hierher zum Herrn Sekretär – ich habe nichts zu verbergen – bin ich nur gekommen, um das Amt von Ihrem Benehmen und Ihren Absichten gebührend zu verständigen und mich für alle Zeiten davor zu bewahren, daß Sie etwa neu bei mir einquartiert würden, so stehen wir zu einander und daran wird wohl nichts mehr geändert werden (...).“ (S 176 f.)

Momus ist gar nicht an der Anbiederung der Wirtin interessiert, er will eine „Beschreibung des heutigen Nachmittags für die Klammsche Dorfregistratur“ (siehe S 180) erhalten, die ihm K. erfolgreich verweigert.<sup>8</sup>

In der Wirtin treffen persönliche Lebensenttäuschung und durch die alleinige Ausrichtung auf die Herrschaft des Schlosses hervorgerufene psychische und geistige Verwirrung aufeinander. Sieht sie die Werte ihrer Gesellschaft, die ihren ganzen Maßstab ausmachen, in Frage gestellt, handelt sie skrupellos und brutal, um die vermeintlich drohende Gefahr zu beseitigen.

---

<sup>8</sup> Es sind die Ereignisse des achten Kapitels des Romans; „Das Warten auf Klamm“. K. hat Klamms Cognac und dessen Schlitten mit den Polstern und Pelzen ausprobiert. Und durch seine ihm dort verbotene Anwesenheit Klamms Abfahrt zum Schloß hinausgezögert. K., allein im Hof des Herrenhofes zeigt ein Bild größter psychischer und physischer Einsamkeit und Verlassenheit, das Streben wird unter diesen Prämissen fragwürdig.



„Nur das eine kann ich gestehn, daß ich Sie, als ich Sie zum ersten Male sah, vielleicht ein wenig überschätzte. Ihr schneller Sieg über Frieda erschreckte mich, ich wußte nicht wessen Sie noch fähig sein könnten, ich wollte weiteres Unheil verhüten und glaubte dies durch nichts anderes erreichen zu können, als daß ich Sie durch Bitten und Drohungen zu erschüttern versuchte.“ (S 179)

Die Wirtin hat trotz der Momente der Würde, die auf entsetzlicher Einsamkeit und Verlorenheit basieren, keine eigene, von der Gesellschaft abweichende autonome Urteilskraft entwickelt, die ihr andere Bewertungsmaßstäbe, als jene, die in der Dorf-Schloß-Gesellschaft gelten, bereitstellen würden. Auch ihre Ausrichtung auf Klamm kann zur Pose werden, hinter der sie ihre Rachewünsche verbirgt. Kafka zeigt an ihr, daß die Unterdrückten genauso bigott und korrupt sein können wie die Herrschaft, unter der sie leben. Ihre Freundschaft zu Frieda umfaßt nicht die Anerkennung K.s. als ihrem zukünftigen Gatten. Vielmehr intrigiert Gardena hinter K.s Rücken bei Frieda gegen K. Frieda ist zu naiv und abhängig, um eigensüchtige Motive Gardenas hinter deren Anklagen zu vermuten. Letztlich trägt auch die Wirtin dazu bei, daß Frieda K. verläßt.

## **2.3. Frieda**

### **2.3.1. Beziehungsvoraussetzungen**

K. lernt Frieda im Herrenhof kennen. Dort übernachten die Beamten, wenn sie im Dorf arbeiten. Sie erscheint ihm, auch im Vergleich zu Olga, die er in den Herrenhof begleitete, als sozial überlegen und das bedingt ihre Attraktivität für ihn. Sie bildet als Frau aufgrund ihrer zur Schau gestellten sozialen Macht und der sexuellen Erfahrung, einen herausfordernden Gegensatz zu der Armut und Bedrücktheit der ebenfalls frauendominierten Barnabas-Familie, der er unbedingt entfliehen wollte. K. sucht nach den Enttäuschungen des Tages jemanden, der ihn an der magischen Macht des Schlosses partizipieren läßt, der ihn trotz seiner eigenen Machtlosigkeit akzeptiert und ihm, bei seinem Wunsch, ins Schloß zu gelangen, nützlich sein könnte. Diese Person findet er in Frieda, sie wirkt auf ihn bestechend aufgrund ihres Blicks „von besonderer Überlegenheit“ (S 60). Seine positive Übertragung von Stärke bewahrheitet sich, sie gibt sich ihm als Klamms Geliebte zu erkennen. Damit hat sie Anteil an jener Seite der Dorf-Schloß-Gesellschaft, die K. bis dahin unzugänglich war. Tatsächlich gelingt es ihr, ihre Macht über die Dienerschaft Klamms zu demonstrieren, mit einer Peitsche treibt sie diese in den Stall. Dort werden sie sich an Olga vergehen. Frieda kann K. den Mann zeigen, von dem im Dorf alles für ihn abhängt. Dadurch, daß Frieda ihn durch das Guckloch einen Blick auf Klamm werfen läßt, verletzt sie die ungeschriebenen Dorfgesetze und geht mit ihm eine Beziehung ein, von der sich K. jetzt wirklich etwas erhofft. Er wirbt um sie:

„Aus Ihren Augen, lachen Sie mich nicht aus, Fräulein Frieda, spricht nicht so sehr der vergangene, als der zukünftige Kampf. Aber die Widerstände der Welt sind groß, sie werden größer mit den größern Zielen und es ist keine Schande sich die Hilfe selbst eines einflußlosen aber ebenso kämpfenden Mannes zu sichern.“  
(S 63 f.)

Er kann ihr nichts anbieten, außer der Zusicherung, daß er, der heute Machtlose, einmal nützlich für sie sein könnte. Die Projektion auf sie beruht auf Identifikation: K. glaubt, da er sich kämpfend erlebt, daß Frieda ebenso kämpfen möchte wie er selbst. Er stuft sie als überlegen ein und hofft, daß sie seinen Kampf um Anerkennung und Erhöhung versteht oder gar teilt. Später wird K. merken, daß es Frieda nicht ums Kämpfen geht. Er kann sie in ihren, von seinen unterschiedenen Zielen nicht akzeptieren. Daher versucht er, sie zu manipulieren, um sie der allein für ihn geltenden Bestimmung erneut zuzuführen:

„Ist aber denn Dein ganzes früheres Leben für Dich so versunken (bis auf die Wirtin natürlich, die sich nicht mithinabstoßen läßt), daß Du nicht mehr weißt, wie um das Vorwärtskommen gekämpft werden muß, besonders wenn man von tief untenher kommt?“ (S 253)<sup>9</sup>

K. spricht eine seiner Erfahrung entnommene Lebensweisheit aus. K.s Satz zeigt noch einmal, daß die Gesellschaft, der er entstammt, jener der Dorf-Schloß-Gesellschaft mit ihrem Schloßbeamtentum entspricht. Der Kampf um Aufstieg ist ein Merkmal beider Gesellschaften, ohne daß sich K. dieser strukturellen Gleichheit bewußt ist. Kafka zeigt in seiner Darstellung die Bürokratie der Dorf-Schloß-Gesellschaft in einer doppelten Funktion. Diese ist sowohl die bekannte bürokratische Herrschaftsform als auch modellhafter, paradigmatischer Endpunkt dieser Herrschaftsform.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Beide ziehen verschiedene Schlüsse aus ihrer Armut. Frieda sucht in der Liebe Vergessen, K. sucht im Kämpfen Selbsterhalt. In der Liebe kann er diesen nicht bekommen. Die Liebe ist beschwert von dem Empfinden der Inferiorität und der realen Armut. „Es gibt in diesem Werk keine Liebesgeschichten: nur gelegentlich atemlose Augenblicke der Begegnung von Mann und Frau; nur abgebrochene, gekappte und verstümmelte Empfindungen, Trübungen der Selbsterfahrungen zwischen Angst und Begehren.“ (Gerhard Neumann: „Nachrichten vom ‚Pontus‘“. Das Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka Symposium. Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Herausgegeben von Wilhelm Emrich und Bernd Goldmann. Mainz, 1985. S. 101.) – Gerhard Neumann führt dann aus, wovon das Werk handelt; „vom Schmerz, den die Familienrede zufügt – so im ‚Urteil‘ und in der ‚Verwandlung‘; und von der Gewalt, die die Institutionen der Gesellschaft auf den einzelnen ausüben, Rechtsordnungen und bürokratische Apparate – so in den unvollendeten Romanen ‚Der Prozeß‘ und ‚Das Schloß‘.“ (Ebenda, S. 102 f.)

<sup>10</sup> Hannah Arendt diskutiert die Darstellungsweise Kafkas im Unterschied zu der der Surrealisten und beantwortet gleichzeitig die Frage nach dem Wirklichkeitsgehalt dieser Darstellung: „Im Gegensatz zu der bei allen Surrealisten so beliebten Technik der Photomontage könnte man Kafkas Technik noch am ehesten mit der Konstruktion von Modellen vergleichen. So wie ein Mann, der ein Haus bauen oder eines Hauses Stabilität beurteilen will, sich einen Grundriß des Gebäudes anfertigen wird, so konstruiert sich Kafka gleichsam die Grundrisse der bestehenden Welt. (...) Aus diesem von der Wirklichkeit her konstruierten Grundriß, dessen Auffindung natürlich sehr viel eher das Ergebnis eines Denkprozesses als einer Sinneserfahrung ist, baut Kafka seine Modelle.“ (Hannah Arendt: Franz Kafka. In: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt am Main, 1976. S. 101.)

Olga wird in den Stall verschleppt, Frieda gibt sich als Geliebte Klamms zu erkennen, einer der mächtigsten Beamten sitzt in einem Nebenzimmer und kann jederzeit herauskommen oder nach etwas verlangen: Sexualität ist in dieser ebenso schwülen, wie bedrohlichen Atmosphäre gleichzeitig Ventil und Fluchtpunkt.

Äußerlich entspricht Frieda nicht einer selbstbewußten und siegesgewissen Person, sie ist ein „(...) unscheinbares kleines blondes Mädchen mit traurigen Zügen und mageren Wangen“ (S 59 f) und trägt eine „leichte ausgeschnittene cremefarbige Bluse, die wie fremd auf ihrem armen Körper lag.“ (S 61)

K. erkennt sehr wohl ihre Durchschnittlichkeit, doch ihr Status als Klamms Geliebte und seine Bedürftigkeit legen sich wie ein verklärender Schleier über seinen kritischen Verstand. K. lobt ihre Hände,

„(...) und wußte selbst nicht, ob er nur schmeichelte oder auch wirklich von ihr bezwungen war. Ihre Hände allerdings waren klein und zart, aber man hätte sie auch schwach und nichtssagend nennen können.“ (S 62)

K. verliert seine Urteilsfähigkeit ihr und sich selbst gegenüber.<sup>11</sup>

Sie ist Waise und als Magd bei der Brückenhofwirtin aufgewachsen, obwohl Gardena ihr eine mütterliche Freundin ist, hat sie für ein Dach über dem Kopf und Essen ihr ganzes Leben lang hart arbeiten müssen. Die Anstellung im Herrenhof hat ihr den Status einer Geliebten Klamms eingebracht. Damit ist sie respektabel für alle Dorfbewohner und eine gute Partie für die Männer im Dorf. Trotz ihrer körperlichen Unscheinbarkeit kann sie ihren Status als Geliebte Klamms gegenüber den Bauern, K. und Olga, gegenüber noch stärker Unterprivilegierten als sie selbst, verteidigen und benutzen.

---

<sup>11</sup> Für Hans Helmut Hiebel gehört Frieda in den Kreis der sirenenhaften Frauenfiguren: „Der Typus dieser Sirenen ist die bindungslose, meist begehrlche Frau; ihm gehören vor allem Anna, Rosa, Grete Samsa, Johanna Brummer, Klara, Fräulein Bürstner, die Waschfrau, Leni, Frieda und Olga an (...). Deleuze und Guattari schrieben von diesen Frauen: ‚Sie sind teils Schwestern, teils Dienstmädchen, teils Huren. Die sind anti-ehelich und anti-familial.‘ Gegen Deleuze und Guattari wäre indes einzuwenden, daß diese Figuren durchaus im Schatten des Inzest-Tabus stehen und an ihnen auch die Merkmale der Mutter-Imago haften; deshalb geht von ihnen ein *double bind* aus wie vom Gericht überhaupt.“ (Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983. S. 200.) – Leider führt Hiebel diesen Gedanken des „double bind“ nicht weiter aus. Diese Frauenfiguren sind einerseits von mächtigen Vaterfiguren besetzt, andererseits haben die K.s neben ihren sexuellen auch infantile Wünsche nach Versorgung und fragloser Annahme den Frauen gegenüber. Doch scheint mir der sexuelle Wunsch, sowohl mit der Erinnerung an mütterliche Wärme und Liebe als auch mit der Hoffnung auf diese verbunden zu sein, so daß im Sinne der „Mutter-Imago“ vielleicht nicht von *double bind* gesprochen werden kann. Die Mutter-Imago ist eine Bedingung für den sexuellen Wunsch, gleichzeitig wird das Inzest-Tabu berührt. Die K.s scheinen den Frauen aufgrund ihrer sexuellen und sozialen Autonomie zwiespältig gegenüberzustehen. Frieda hingegen wird später von K. abgelehnt, da sie seine Projektionen, Nähe zur Macht (zur Vaterfigur Klamms), nicht mehr erfüllt. Fräulein Bürstner gehört meiner Meinung nach nicht zu den sirenenhaften Frauenfiguren, denn aufgrund der psychischen Erhöhung durch Josef K. ist sie das Gegenbild zur hurenhaften, promiskuitiven Frau.

„Es hat ja niemand mehr daran gezweifelt, daß Frieda Klamms Geliebte ist, selbst die, welche es offenbar besser wußten, waren schon zu müde um zu zweifeln, ‚Sei in Teufels Namen Klamms Geliebte‘, dachten sie, ‚aber wenn Du es schon bist, dann wollen wir es auch an Deinem Aufstieg merken.‘ “ (S 463)<sup>12</sup>

Real gibt es keinen weiteren Aufstieg für Frieda, sie hat einen Geliebten-Status, aber die Arbeit und die Umgebung sind dennoch weiterhin zermürend und ohne Möglichkeit der Veränderung.

Der Ekel und Überdruß an ihrer Arbeit im Herrenhof wird bemerkbar. Olga lacht über sie, als K. Frieda fragt, ob sie Klamm kenne. Friedas Respektabilität kann nicht so groß sein, wenn sich Olga, die auf Frieda angewiesen ist, um im Herrenhof mit den Dienern übernachten zu dürfen, einfach über eine Geliebte Klamms lustig machen kann. Frieda muß mit der wilden Dienerschaft allein fertig werden, sie ist ‚zornig‘ (siehe S 65) darüber, ohne Aussicht darauf, daß Klamm die Leute auf ihre Bitte hin im Schloß zurückläßt. Die Beamten haben keine psychische Beziehung zu den Dorffrauen, sie sorgen weder geistig noch materiell für sie. Das sexuelle Verhältnis spielt nur auf der Dorfebene eine Rolle, da sich daraus Statusfragen ableiten und die Frauen durch die Verhältnisse die Chance haben, der tödlichen Monotonie und Ereignislosigkeit ein wenig zu entkommen.

K. hat aufgrund der Enttäuschungen des ersten Tages Anlaß, in Frieda etwas Mächtigeres zu erblicken, als es ihre äußere Erscheinung zuläßt. Friedas Grund für eine Hinwendung zu K. ist ihr Wunschtraum, die Dorf-Schloß-Gesellschaft zu verlassen und damit alle Erniedrigung zu vergessen. Später träumt sie davon, mit K. in südliche Länder auszuwandern, um die Dorf-Schloß-Gesellschaft, in der die Beamten der einzige Bezugspunkt des Lebens aller sind, für immer hinter sich zu lassen und ein neues Leben zu beginnen. Ihr Wunsch frappt in seiner scheinbaren Einfachheit.

Sie hat immer in Abhängigkeiten gelebt, die Autonomie ihrer Entscheidungen beschränkt sich auf die untergeordneten Gäste des Herrenhofes. An ihnen kann sie aggressiv ausleben, was sie sonst erleiden muß, doch ist diese Macht klein und unangenehm. Daher sucht sie jemanden, der ihr dabei behilflich ist, sich einerseits ihre Träume zu erfüllen und der ihr andererseits die Verantwortung für ein dem Dorf regelwidriges Verhalten abnimmt oder dem sie die Schuld für ein Mißlingen ihrer Lebensträume überantworten kann.

---

<sup>12</sup> Es ist in diesem Zusammenhang gleichgültig, ob Pepi mit ihren Anschuldigungen recht hat, daß Frieda die Beziehung zu K. inszeniert hat, um durch diesen Skandal auf sich aufmerksam zu machen. Es gibt für Frieda keinen weiteren Aufstieg als den bis zur Geliebten eines Beamten, der gesellschaftlich bedeutsam, aber praktisch ohne Konsequenzen ist.

K. und Frieda treffen im Herrenhof aus ihren jeweiligen psychischen und materiellen Bedingungen aufeinander. Ihnen gemeinsam ist die Unzufriedenheit mit ihrem unterdrückten, abhängigen Leben und das Streben nach gesellschaftlichem Erfolg und Aufstieg. K. erblickt in Frieda eine Person, die ihm bei seinem Ziel, ins Schloß zu gelangen und dadurch das Kindheitsgefühl der Selbstmächtigkeit wiederzuerleben, helfen kann, da sie es versteht, ihm gegenüber ihren Rang als Geliebte Klamms ausschmückend darzustellen. Ihre eigene Hoffnungslosigkeit und Apathie, die K. von ihr ferngehalten hätten, zeigt sie ihm nicht. K. beschönigt nicht seine untergeordnete Stellung in der Dorf-Schloß-Gesellschaft, es wäre auch sinnlos gewesen, da Frieda sowieso weiß, wer und was er ist. Beide sehen in dem anderen eine Person, die ihnen zur Erfüllung der eigenen Wünsche nützlich sein kann. Dieser gegenseitige Benutzungscharakter und ihre voreinander verborgenen, aber aufeinander projizierten Wünsche, die ihre Beziehungsaufnahme überhaupt ermöglichen, sind eine große Belastung für ihr Zusammenleben und letztlich der Grund für das Scheitern der Beziehung.

Die sexuell-enthemmte und gleichzeitig bedrohliche Atmosphäre des Herrenhofs und ihre unerfüllten Sehnsüchte bewirken, daß sie miteinander sexuell verkehren.

### **2.3.2. Sexualität**

Kafka schildert beide Male der sexuellen Begegnung von Frieda und K. Das erste Mal, im Herrenhof, geschieht es für beide befriedigend, aus einem Akt des Hinter-sich-Lassens der Ordnung der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Frieda ist hier die treibende Kraft. Obwohl K. um Frieda wirbt, hätte er nicht ernstlich geglaubt, daß sich eine Geliebte Klamms zu ihm, der gar nichts in dieser Gesellschaft darstellt, herabläßt. Außerdem hemmt ihn die Anwesenheit Klamms im Nebenraum des Gastzimmers. Frieda hat vor dem sexuellen Akt entscheidende Schritte des Verlassens der Dorfordnung getan. Sie hat K. Klamm gezeigt, dann läßt sie K. im Herrenhof übernachten und belügt zudem den Herrenhofwirt über den Verbleib des Landvermessers.

„Etwas Fröhliches, Freies war in ihrem Wesen, was K. früher gar nicht bemerkt hatte und es nahm ganz unwahrscheinlich überhand, als sie plötzlich lachend mit den Worten: ‚Vielleicht ist er hier unten versteckt‘, sich zu K. hinabbeugte, ihn flüchtig küßte und wieder aufsprang und betrübt sagte: ‚Nein, er ist nicht hier.‘ “  
(S 67 f.)

Frieda genießt die selbstverantwortete Übertretung der Ordnung. Sie verführt K., indem sie zu ihm, der hinter dem Schanktisch versteckt liegt, herunterkommt und sich ihren romantisch-erotischen Phantasien hingibt:

„Mein Liebling! Mein süßer Liebling!“ flüsterte sie, aber rührte K. gar nicht an, (...).“ (S 68)

Auch er gibt ihr kein Zeichen, daß er sie sexuell berühren möchte, ungeachtet seines Flirtens mit ihr. Kafka schildert wie im „Proceß“, Sexualität als Verführung des Mannes durch die Frau. Die Männer, Josef K. und auch K., wollen die Frauen, Leni und Frieda, zwar besitzen, aber sie machen nicht die entscheidenden Schritte. Ihre sexuellen Wünsche an die Frauen sind auf ihre eigenen narzißtischen Phantasien bezogen. Die machtvollen Vaterfiguren, Huld, der Richter, Klammer sind in ihrem Bewußtsein Besitzer der Frauen. Nur diese und eben weder sie selbst noch die Frauen haben in den Augen der Protagonisten das Recht, eigeninitiativ zu handeln. Die Sexualität der Männer erhält unter diesen patriarchalisch-bürokratischen Herrschaftsbedingungen den Anstrich der Rebellion und des Ungehorsams gegen den Vater und gegen die bestehende Herrschaft. Dies ist einerseits ein wünschbarer Effekt, denn die Söhne wollen das Erbe der Herrschaft antreten, andererseits bieten die Vaterfiguren – und eben nicht die Frauen – Schutz und die Möglichkeit der Identifizierung. Die Väter-Imago erweist sich als durchgängig stärker als die Attraktivität der Frauen. Die Frauen erscheinen in ihrer Suche nach Liebe wahllos gegenüber den Männern, sie ziehen einen Mann an sich, um vermittelt durch ihn Liebesgefühle zu erleben. Ihr Wunsch nach Romantik und Sexualität sucht eine männliche Figur, an der diese Gefühle erlebbar werden. Der Mann als reale Person spielt eine sekundäre Rolle. Zudem wissen die Frauen, daß ihre Wünsche nach Nähe und Liebe nicht erwidert werden. Sie sind Mittel im Kampf der Männer untereinander um Aufstieg und Machterhalt. Auf die Liebesgefühle in sich selbst können die Frauen nicht verzichten, sie verzichten auf die männliche autonome Antwort. Die Frauen benutzen die Männer, um eine fragile und kurzfristige Liebe zu erleben.

In Kafkas männlichem Kosmos haben Männer die Liebe zu Frauen, die sich in Sexualität ausdrückt, längst verloren, vielleicht niemals besessen. Die Väter erscheinen als Besitzer der Frauen, die Söhne zeigen sich gegenüber den Vätern als ohnmächtig-rebellierende, aber letztlich gehorsame Vertreter der Väter-Ordnung. K.s Rebellion besteht in dem Wunsch der, von der Schloßherrschaft aus gesehen, unrechtmäßigen Teilhabe an der Macht. K. will keine andere Ordnung einführen. Er sucht Selbstbestätigung in den Grenzen dieser Gesellschaft. Innerhalb dieses Systems sind die Frauen entweder Aufstiegsmittel, für die, die von unten kommen, oder Besitzstand für die Machthaber. Die Enttäuschung der Frauen bezieht sich sowohl auf die Väter- als auch auf die Söhnegeneration, sexuell und emotional sind beide ungenügend. Gesellschaftlich sind die Frauen aufgrund ihrer unterdrückten und marginalen Stellung auf den durch die Männer sich bietenden Aufstieg angewiesen. Der gesellschaftlich

garantierte Aufstieg durch den Mann ist einerseits Entschädigung für die sexuelle Enttäuschung und das Benutztwerden und kann andererseits nicht über die Illusion dieses Aufstiegs hinwegtäuschen. Die Frauen lassen über ihre Körper sexuell verfügen, um so an der von Männern besetzten gesellschaftlichen Herrschaft in der Phantasie teilzuhaben. Der Selbstbetrug und die Brüchigkeit der erhöhenden Phantasien zeigen sich z. B. an der Rachsucht der Wirtin.

Frieda bemerkt K.s Reglosigkeit, „und fing an wie ein Kind ihn zu zerren“ (S 68).

Sie ist keine erotisch erfahrene Verführerin, sondern Frieda will sich jetzt ihre Wünsche nach Autonomie, nach selbstbestimmter Sexualität und nach freier Wahl erfüllen. Sie befindet sich in einem regressiven Rauschzustand, in dem sie alle sie bestimmende Ordnung hinter sich gelassen hat. K. empfindet, daß er nur Mittel zum Zweck einer einmaligen Befreiungsaktion ist, daher seine Passivität, wehren kann er sich gegen diesen Sog nicht.

„(...) der kleine Körper brannte in K.s Händen, sie rollten in einer Besinnungslosigkeit, aus der sich K. fortwährend aber vergeblich zu retten suchte, (...).“ (S 68)

K. möchte an seinen bewußten Zielen festhalten, er will sich, d. h. vor allem sein, sich durch das Streben konstituierendes Selbst, nicht durch Frieda verlieren. Aber er ist zu schwach und der Regressionscharakter der Sexualität zu stark, um zu widerstehen.

„Dort vergingen Stunden, Stunden gemeinsamen Atems, gemeinsamen Herzschlags, Stunden, in denen K. immerfort das Gefühl hatte, er verirre sich oder sei soweit in der Fremde, wie vor ihm noch kein Mensch, eine Fremde, in der selbst die Luft keinen Bestandteil der Heimatluft habe, in der man vor Fremdheit ersticken müsse und in deren unsinnigen Verlockungen man doch nichts tun könne als weiter gehn, weiter sich verirren.“ (S 68 f.)

In dieser herausragenden Stelle zeigt Kafka das Auseinanderfallen von erfüllten Bedürfnissen und verinnerlichten gesellschaftlichen Werten und Urteilen. Das sexuelle Erlebnis mit Frieda erfüllt K.s Bedürfnis nach Nähe und Gemeinsamkeit – gemeinsames Atmen, gemeinsamer Herzschlag – aber K. hat Angst vor diesen Empfindungen. Die Angst äußert sich als Furcht vor dem Irregehen, vor der Fremde, in die er jedoch weitergehen muß. Die spontane Bedürfnisbefriedigung steht im Widerstreit zu den Werten der Gesellschaft. Damit steht sie auch im Widerspruch zu seinem bewußten Streben ins Schloß. Dazu wiederum ist es nur ein scheinbarer Widerspruch, daß K. für seine Anerkennung als Landvermesser gegen die Dorf-Schloß-Gesellschaft kämpft. Der Wunsch nach Teilhabe an der Macht, der Wunsch nach Anerkennung durch die Autorität, seine aufstiegs- und leistungsorientierten Strebungen insgesamt zeigen K.s Anpassung und Einfügung in das herrschende Gesellschaftssystem. Im Oben und Unten

von Macht und Ohnmacht erlebt sich K. nicht als fremd, diese Aufsplitterung ist ihm seit der Kindheit vertraut. Die erfüllte Befriedigung hingegen ist ihm fremd, sie macht ihm angst, denn durch sie könnte sein auf Aufstieg und Selbstmächtigkeit ausgerichtetes Denken und Handeln gefährdet werden.

Kafka zeigt, daß die gesellschaftliche Deformation und Zurichtung des Subjekts bis in die Triebdynamik hineinreichen. Schon in der Kindheitserinnerung der Mauerbesteigung zeigt sich gesellschaftlich geformte Triebbefriedigung. K. erlebte einsam-narzißtische Befriedigung – niemand war hier und jetzt größer als er – und die Zurückweisung durch die Autorität. Der Lehrer trieb ihn von der Mauer herab und zerstörte sein Hochgefühl. In der Umformung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip findet die Triebausstattung des einzelnen ihre Anpassung an das jeweils herrschende Gesellschaftssystem. Kleinste Formen der verbalen und nonverbalen Kommunikation vermitteln gesellschaftliche Normen und Forderungen.<sup>13</sup>

In der Kindheitserinnerung zeigen sich sowohl narzißtische Triebbefriedigung als auch die Normen und Werte der Klassengesellschaft, wie Konkurrenz und Leistungswille. Die Lustbefriedigung hat den Charakter der Gesellschaft angenommen, da die Formen der Lustbefriedigung gesellschaftlich bestimmt sind. Die Lust, die die Mauerbesteigung in K. hervorruft, ist einsam, andere sind nicht anwesend, ja sie besteht gerade im Übertrumpfen und Fernhalten der anderen. Die sexuelle Begegnung mit Frieda eröffnet K. einen viel weiteren Horizont, seine autonomen Bedürfnisse scheinen auf. Kafkas Brillanz der Darstellung liegt in der Gleichzeitigkeit von Erfüllung und Angst vor der Befriedigung. In K.s Spaltung erscheint sowohl die Fähigkeit, Glück zu erleben als auch die Abwehr, um weiter im Sinne des Systems zu funktionieren. Kafka zeigt als kleinste Freiheitsmöglichkeit das Aufleuchten eigener Wünsche, die bald unter den objektiven Bedingungen verlöschen.

Das Aufleuchten zeigt, daß die gesellschaftliche Formierung widersprüchlich ist. Der Trieb und die Erfüllung sind stark genug, so daß K. trotz seiner Angst den Eindruck hat, weitergehen zu müssen und das auch kann. Die erfüllte Befriedigung, die zwar im Ich alleine, aber doch nur in der Gemeinsamkeit mit dem Du des anderen erfahrbar ist,

---

<sup>13</sup> Zu diesen kleinsten Formen, die gesellschaftliche Botschaften übermitteln, gehören Begegnungen und sinnliche Eindrücke. Theodor W. Adorno beschreibt die Wahrnehmung von Kindern: „Ihre perzeptive Welt ist von der erwachsenen so verschieden, daß in ihr ein flüchtiger Geruch oder eine Gebärde jener Größenordnung angehören, die der Analytiker nach dem Maß der erwachsenen Welt einzig der Beobachtung des elterlichen Koitus zusprechen möchte.“ (Theodor W. Adorno: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Gesammelte Schriften. Band 8. Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main, 1970. S. 75.) – Dies ist ein schönes Beispiel, mit dem Adorno seine Offenheit den eigenen Kindheitserinnerungen gegenüber zeigt. Seit der Madeleine und dem Lindenblütentee ist ausgesprochen, daß sich gerade erwachsene Erinnerung an jenen Gebärden und Gerüchen entzündet, die auch einst dem Kind Botschaften überbrachten.



erscheint ihm als Fremde, in der vor ihm noch kein Mensch war. Vielleicht erlebt K. hier zum ersten Mal in seinem Leben erfüllte Befriedigung. Im Akt wird ihm Einsamkeit bewußt, die er in der gesellschaftlichen Vereinzelung und Isolierung kaum je spürt.

Setzt man die sexuelle Erfahrung K.s in Beziehung zum armen Mann vom Lande, könnte man sagen, daß K. durch das Tor hindurchgegangen ist, aber er hat zuviel Angst davor hinzusehen, was dort ist, und so kehrt er unverändert in die Welt vor dem Tor zum Gesetz zurück.

Erfüllte sexuelle Befriedigung hebt die Vereinzelung auf und berührt gleichzeitig die Erfahrung als Gattungswesen. Obwohl er im sexuellen Akt selbstbestimmte und nicht-gewaltsame Bewußtwerdung seiner Einsamkeit erlebt, gelingt es ihm nicht, diese Erfahrung im Bewußtsein zu halten, um mit ihr seine reale Einsamkeit und Isolierung aufzuheben.

Falsches Bewußtsein als Nichtverstehen der gesellschaftlichen Wirklichkeit und eine einer bestimmten historischen Epoche angepasste Triebstruktur bedingen und verstärken einander. Wie ist es möglich, daß Menschen vor ihrer eigenen Befriedigung Angst haben und dadurch entgegen ihren autonomen Bedürfnissen handeln?

Erfüllte Triebbefriedigung und Selbsterhaltung stehen einander gegenüber. Zugunsten der Selbsterhaltung muß das Ich auf Befriedigung verzichten und sich erneut auf die Einpassung in die entfremdeten Verhältnisse einlassen.<sup>14</sup>

K. sieht keine Schande darin, sich erneut auf die Dorf-Schloß-Gesellschaft einzulassen, da ihm einerseits die Begriffe zum Erkennen der Dialektik von Befriedigung und Abwehr fehlen, und da er andererseits progressiv durch das Streben seine Ohnmacht aufheben will. Daß er dadurch im Wertesystem der Gesellschaft verbleibt, kann er nicht erkennen.

Unter Schmerzen und Leid vollziehen sich die Sozialisationsprozesse am einzelnen. Die Ablösung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip bedeutet die Aufgabe des Glücks- und Freiheitsstrebens zugunsten der Selbsterhaltung. Triebbedürfnisse werden

---

<sup>14</sup> Max Horkheimer formuliert sehr vehement die Schande, die darin besteht, ohne Veränderungswunsch und Widerstand in der Entfremdung weiterzuleben: „Der intellektuellen und materiellen Aktivität wird immer etwas äußerlich bleiben, nämlich die Natur als Inbegriff der jeweils noch unbeherrschten Faktoren, mit denen es die Gesellschaft zu tun hat. Soweit aber dazu ein weiteres Stück Natur die einzig von den Menschen selbst abhängenden Verhältnisse, ihre Beziehung bei der Arbeit, der Gang ihrer eigenen Geschichte gehören, ist diese Äußerlichkeit nicht nur keine überhistorische, ewige Kategorie – das ist auch bloße Natur im angegebenen Sinn nicht –, sondern das Zeichen einer erbärmlichen Ohnmacht, in die sich zu schicken widernatürlich und widervernünftig ist.“ (Max Horkheimer (1937): Traditionelle und kritische Theorie. In: Gesammelte Schriften. Band 4. Schriften 1936-1941. Frankfurt am Main, 1988. S. 184.)

aufgeschoben oder müssen ganz aufgegeben werden. Dem Ich kommt dabei eine Ordner- und Kontrollfunktion zwischen den Bedürfnissen des Trieblebens und der Außenwelt zu. Sigmund Freud sieht das Ich zermahlen zwischen diesen divergierenden Kräften.<sup>15</sup>

Die Aufgabe des Lustprinzips zugunsten der Existenzsicherung birgt ein rationales Moment: Erfüllung sprengt den Rahmen der Gesellschaft: Ein Liebespaar braucht keine anderen. Während des Aktes befinden sich K. und Frieda außerhalb der Gesetze der Dorf-Schloß-Gesellschaft.<sup>16</sup>

In der Sexualität prallen Bedürfnisbefriedigung und gesellschaftliche Entfremdung aufeinander. Die gesellschaftliche Entfremdung und die individuelle Entfremdung werden je von der Soziologie und von der Psychoanalyse dargestellt. Zwischen 1925 und 1935 versuchte eine junge linke Analytikergeneration, die Theorien von Sigmund Freud und Karl Marx miteinander zu verbinden. Wilhelm Reich heilte in Kliniken in Wien und dann in Berlin die psychischen und physischen Krankheiten der armen Bevölkerung und leistete gleichzeitig in seinen Schriften einen Beitrag zur Synthese von soziologischen Fragen und Psychoanalyse. Dabei deutet er die von Freud als Destruktion und Eros aufgezeigte Triebstruktur um, indem er im Unbewußten ein Energiereservoir von natürlicher Sozialität und Gemeinschaftlichkeit annimmt. Dieses könnte als der gute Wesenskern des Menschen angesehen werden. Die gesamte Theoriebildung um das Zusammenspiel von Eros und Todestrieb im einzelnen und im Kulturprozeß fällt daher in seiner Darstellung weg. Als Schichtenmodell gedacht

---

<sup>15</sup> „Die drei Zwingherren sind die Außenwelt, das Über-Ich und das Es. Wenn man die Anstrengungen des Ichs verfolgt, ihnen gleichzeitig gerecht zu werden, besser gesagt: ihnen gleichzeitig zu gehorchen, kann man nicht bereuen, dieses Ich personifiziert, es als ein besonderes Wesen hingestellt zu haben. Es fühlt sich von drei Seiten her beengt, von dreierlei Gefahren her bedroht, auf die es im Falle der Bedrängnis mit Angstentwicklung reagiert. Durch seine Herkunft aus den Erfahrungen des Wahrnehmungssystems ist es dazu bestimmt, die Anforderungen der Außenwelt zu vertreten, aber es will auch der getreue Diener des Es sein, im Einvernehmen mit ihm bleiben, sich ihm als Objekt empfehlen, seine Libido auf sich ziehen. (...) Andererseits wird es auf Schritt und Tritt von dem gestrengen Über-Ich beobachtet, das ihm bestimmte Normen seines Verhaltens vorhält, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten von seiten des Es und der Außenwelt zu nehmen, und es im Falle der Nichteinhaltung mit Spannungsgefühlen der Minderwertigkeit und des Schuldbewußtseins bestraft. So vom Es getrieben, vom Über-Ich eingeeengt, von der Realität zurückgestoßen, ringt das Ich um die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgabe, die Harmonie unter den Kräften und Einflüssen herzustellen, die in ihm und auf es wirken, und wir verstehen, warum wir so oft den Ausruf nicht unterdrücken können: Das Leben ist nicht leicht! Wenn das Ich seine Schwäche einbekennen muß, bricht es in Angst aus, Realangst vor der Außenwelt, Gewissensangst vor dem Über-Ich, neurotische Angst vor der Stärke der Leidenschaften im Es.“ (Sigmund Freud: Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. In: Neue Folgen der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke. Fünftehnter Band. London, 1940. S. 84 f.)

<sup>16</sup> Eros vereinigt Liebende und sorgt in seiner gesellschaftlichen, kulturellen Funktion für die Vereinigung größerer Gruppen. Würde die Welt nur aus Liebespaaren bestehen, gäbe es keinen Fortschritt: „Auf der Höhe eines Liebesverhältnisses bleibt kein Interesse für die Umwelt übrig, das Liebespaar genügt sich selbst, (...).“ (Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: Gesammelte Werke. Vierzehnter Band. Werke aus den Jahren 1925-1931. S. 467.)

befindet sich über der Lage der Energie die Lage der unbewußten Verdrängungen. Die ursprünglich positiven Instinkte werden durch die gesellschaftlichen Lebenszwänge deformiert, der Charakter ist davon die äußere Maske. Falsches Denken und Handeln sind von der Art des Charakterpanzers abhängig.<sup>17</sup>

Befreiung in der Charakteranalyse soll zur Entfaltung der Genitalität und damit zur nicht-autoritätsfixierten Persönlichkeit führen. Reichs Ablehnung von Freuds dialektischer Kultur- und Triebtheorie brachte ihn zu einer biologistisch einseitigen Hervorhebung der genitalen Sexualität. Die Voraussetzung dafür ist, daß der einzelne sich von den Zwängen der gesellschaftlichen Zurichtung befreit. Reich verliert dabei die von Freud aufgezeigte historische Zurichtung des Trieblebens aus dem Blick. Um in der Kultur zu leben, müssen die Triebe eingeschränkt werden. Es gab und gibt keine Kultur, die nicht auf Triebbeschränkung aufgebaut wäre.

Die Kritische Theorie wendet sich gegen eine voreilige Verschmelzung von materialistischer Gesellschaftswissenschaft und Psychoanalyse. Im „Unbehagen in der Kultur“ stellt Freud dar, wie die Kultur durch die Bewältigung der Aggression immer mehr erotische Energie aufwenden muß, um der destruktiven Impulse Herr zu werden. Dadurch bedingt wird auch die erotische Energie geschwächt, die zum Aufbau von stabilen Beziehungen und zur dauernden Identifizierung der Menschen untereinander gebraucht wird. Die Schwächung des Eros setzt wiederum mehr Aggression frei, die doch ursprünglich gebunden werden sollte.

Herbert Marcuse spricht von einer „tödlichen Dialektik“<sup>18</sup> der Kultur. Er legt den historischen und biologischen Kern von Freuds Theorie frei, indem er den Begriff des Realitätsprinzips erweitert. Zu der für die menschliche Gesellschaft notwendigen Triebunterdrückung kommt in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zusätzliche Unterdrückung hinzu, aus dem Realitätsprinzip formiert sich das Leistungsprinzip.

Durch diesen Begriff gewinnt Marcuse eine historische Deutung von Freuds Theorie der Anpassung der Triebe an die Realität. Das Leistungsprinzip zeigt im Gegensatz zum Lustprinzip und zum Realitätsprinzip eine Anpassung, die auf unmittelbare

---

<sup>17</sup> Gesellschaftliche Unterdrückung und Ausbeutung formt den Menschen und stellt durch die Inbesitznahme des psychischen Apparates die Herrschaft der herrschenden Klassen für weitere Generationen sicher: „Seit dem Bestehen der Spaltung der Gesellschaft in Besitzer von Produktionsmitteln und Besitzer der Ware Arbeitskraft etabliert sich jede Ordnung von jenen bestimmt über den Willen und die Köpfe der letzten hinweg, ja meist gegen deren Willen. Indem aber diese Ordnung die psychischen Strukturen sämtlicher Gesellschaftsmitglieder zu formen beginnt, reproduziert sie sich in den Menschen. Und insofern dies durch Wandlung und Inanspruchnahme der von den libidinösen Bedürfnissen regierten Triebapparatur geschieht, verankert sie sich auch affektiv in ihnen.“ (Wilhelm Reich: Charakteranalyse. Vorwort zur ersten Auflage. Köln, Berlin, 1970. S. 15.)

<sup>18</sup> Herbert Marcuse: Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud. Frankfurt am Main, 1982. S. 58.

Befriedigung und sogar in Extremfällen auf Selbsterhaltung verzichtet. Im Leistungsprinzip erscheint das Ich als „Selbsterhaltung ohne Selbst“ (Theodor W. Adorno). Damit ist gemeint, daß das Ich als Stätte der Identität und als Raum des Ausgleichs zwischen Es und Außen immer mehr verschwindet.

Der Begriff Leistungsprinzip scheint auf den ersten Blick unangemessen für die Dorf-Schloß-Gesellschaft zu sein: Die ökonomische Leistung ist gering, die Dorfbewohner sind arm. Die Verwaltung des Beamtenapparates im Schloß schöpft jede materielle und geistige Produktivität ab. Das Leistungsprinzip zeigt sich aber in den psychischen Auswirkungen und in den Beziehungen der Dorfbewohner untereinander: Neid und Konkurrenz, Mißgunst und Mißtrauen, Sprachlosigkeit und Isolierung sind die bestimmenden Verkehrsformen ihres Lebens. Das geistige und seelische Leben dieser Gesellschaft ist fast tot. Aber es ist nicht völlig zum Stillstand gekommen, mit der Ankunft K.s erscheinen in den Dorfbewohnern, besonders bei den Frauen, Hoffnungen und Wünsche auf Veränderung.

Herbert Marcuse sucht in der unter dem Leistungsprinzip lebenden Gesellschaft Formen von Freiheit und Widerstand. Im Außen existieren – vermittelt in der Philosophie und in der Kunst – Momente autonomer Befriedigung. Im Ich könnte eine Herabsetzung der Über-Ich-Funktion und eine Aufwertung der nicht-genitalen Partialtriebe zur Entlastung des Ich führen.

Theodor W. Adorno sieht die begriffliche Trennung von Ich und Gesellschaft als gleichzeitig richtig und doch auch falsch an:

„Die Trennung von Gesellschaft und Psyche ist falsches Bewußtsein; sie verewigt kategorial die Entzweiung des lebendigen Subjekts und der über den Subjekten waltenden und doch von ihnen herrührenden Objektivität. (...) Die Menschen vermögen sich selbst in der Gesellschaft nicht wiederzuerkennen und diese nicht in sich, weil sie einander und dem Ganzen entfremdet sind. (...) Das falsche Bewußtsein ist zugleich richtiges, inneres und äußeres Leben sind voneinander gerissen. Nur durch die Bestimmung der Differenz hindurch, nicht durch erweiterte Begriffe, wird ihr Verhältnis angemessen ausgedrückt.“<sup>19</sup>

Falsch ist die begriffliche Trennung von Soziologie und Psychologie, da die Individuen ihre Geschichte selbst machen. Richtig ist die Trennung aber aus dem Grund, daß sie das nicht aus freien Stücken tun. Die Aufklärung brachte die Hoffnung in die Welt, die Verhältnisse selbstbestimmt zu ändern, daß die Menschen wirklich die Subjekte ihrer Geschichte werden. Sie sind es immer noch nicht. Sie stehen den Verhältnissen immer

---

<sup>19</sup> Theodor W. Adorno: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Gesammelte Schriften. Band 8. Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main, 1972. S. 44 f.

noch ohnmächtig gegenüber, insofern ist die Trennung nötig, denn sie spiegelt die falschen Verhältnisse wider. Die Trennung von Ich und Gesellschaft wird durch die Getrenntheit von kritischer Gesellschaftstheorie und kritischer Psychoanalyse und nicht durch ein begriffliches Verschmelzen beider Theorien adäquat dargestellt.<sup>20</sup>

Theodor W. Adorno kritisiert Freuds Darstellung der divergierenden Ansprüche an das Ich. Das Ich soll den Triebansprüchen des Es gerecht werden und gleichzeitig muß es die Triebenergie, die dem Überleben gefährlich werden könnte, ins Es verdrängen. Adorno bezeichnet diese unterschiedlichen Funktionen als widersprüchlich und bestimmt sie seinerseits: „Ihre Differenz ist in Wahrheit die zwischen dem Anspruch der Gesellschaft und dem des Individuums.“<sup>21</sup>

Adorno hat meines Erachtens recht, an dem Ich als der Naht-Stelle von Innen und Außen anzusetzen. Er kritisiert die Stellung des Ich innerhalb des therapeutischen Ablaufs. Hier liegt nur scheinbar ein Widerspruch vor: Stärkt man das Ich, stärkt man auch die Abwehr, durch die das Es niedergehalten wird. Schwächt man das Ich, indem man den Ansprüchen des Es gerecht wird, erscheint dies ebenso fragwürdig, da das Ich noch weiter reduziert wird. Doch sein aufgezeigter Widerspruch von Stärkung und Schwächung des Ich ist in der Praxis, zumindest der Theorie nach, keiner. Durch eine momentane Schwächung des Ich und durch die Stärkung der Ansprüche des Es soll eine letztliche Stärkung des Ich erreicht werden, da die Verdrängungen dem Bewußtsein, der Durcharbeitung und damit der Erinnerung zugänglich gemacht werden. Dies bedeutet, die Aufhebung des Wiederholungszwangs und bringt neue Handlungsmöglichkeiten mit sich.

Die viel-beklagte, fehlgeleitete Entwicklung des Individuums, die allgemein mit dem Begriff der Ich-Schwäche bezeichnet wird, entlarvt Adorno als Heuchelei. Denn er bewertet die westliche Industrie-Gesellschaft als solche, die „kaum mehr der vermittelnden Agenturen von Ich und Individualität bedarf.“<sup>22</sup>

Um in der Leistungsgesellschaft zu leben, ist die Ausbildung und Entfaltung einer eigenen, auf Autonomie bestehenden Identität eher hinderlich. Die psychischen und

---

<sup>20</sup> Das Verhältnis von Materialismus und Psychoanalyse bestimmt Helmut Dahmer, indem er in beiden Theorien ihre kritischen und befreienden Kräfte herausstreicht: „Psychoanalyse und historischer Materialismus sind Kritik von Pseudonatur (*in* und *über* den Individuen) und Anweisung auf verändernde Praxis. Beide wollen die Opfer gesellschaftlicher und psychologischer ‚Naturgesetze‘ dem Zwang dieser Gesetze entziehen, indem sie deren Randbedingungen, die ‚Bewußtlosigkeit der Beteiligten‘, aufheben. In beiden lebt der Impuls, einen ‚bewußtlosen Zustand der Menschheit‘ (Friedrich Engels) zu überwinden, in dem die Subjekte von ihren eigenen Produktionen, Waren wie Neurosen beherrscht werden.“ (Helmut Dahmer: Pseudonatur und Kritik. Freud, Marx und die Gegenwart. Frankfurt am Main, 1994. S. 105.)

<sup>21</sup> Theodor W. Adorno: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Gesammelte Schriften. Band 8. Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main, 1972. S. 81.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 83.

moralischen Qualitäten des Bürgertums existieren nur noch rudimentär. Sie gehören einer vergangenen kapitalistischen Ära an. Kafkas Vater oder die Figur des Onkels im „Proceß“ sind Charaktere, die noch mit Selbstbewußtsein und sicherem Ich-Gefühl ihre ökonomischen Krisen und ihr Leben insgesamt bewältigten. Heute braucht man für die Anforderungen des Alltags Instinkt und Brutalität, nicht aber reflektierte Empathie. Unter dieser Entwicklung leiden die Menschen gleichzeitig, da ihre psychischen und geistigen Fähigkeiten und Bedürfnisse verkümmern. Ein geistiges und materielles Zurückbleiben hinter den objektiven Möglichkeiten einer Gesellschaft, Zweck-Mittel-Denken, Benutzungscharakter in Beziehungen, Konkurrenz und Mobbing zerstören trotz der scheinbar gelungenen Anpassung an gesellschaftliche Notwendigkeiten das Individuum.<sup>23</sup>

Wie in den Kindheitserinnerungen zeigt Kafka in der Bewußtseinsdarstellung K.s während des Zusammenseins mit Frieda, daß auch das unsteuerbare Gefühlsleben die einmal getroffenen Entscheidungen und Wünsche immer wieder reproduziert und so deren scheinbaren Wahrheitsgehalt und Anspruch dem Individuum bestätigt.<sup>24</sup>

In der Morgendämmerung sind K. und Frieda mit der Wirklichkeit konfrontiert, Klamm ruft nach ihr, aber sie will ihm nicht mehr gehorchen und zur Verfügung stehen. K. spürt eine beängstigende Abhängigkeit von dieser Frau, die er gerade erst kennengelernt hat, daher wagt er es nicht, ihr zu raten, Klamm zu folgen:

---

<sup>23</sup> Helmut Dahmer zeigt die Möglichkeiten der Psychoanalyse auf und bestimmt ihre Position gegenüber der kritischen Gesellschaftstheorie: „Damit ist die Grenze der psychoanalytischen Therapie bezeichnet. Sie kann im günstigsten Fall ihre privilegierten Patienten dazu anleiten, sich von den Zwängen ihres Verdrängt-Unbewußten zu befreien und im Nachholen eines vorzeitig abgebrochenen Bildungsprozesses eine Ichstärke zu erwerben, die sie befähigt, die jeweilige Organisation des gesellschaftlichen Lebens nicht als naturnotwendig hinzunehmen, sondern sie kritisch auf die Möglichkeit hin zu untersuchen, ob sie nicht durch politische Veränderung befriedigender zu gestalten wäre.“ (Helmut Dahmer: Pseudonatur und Kritik. Freud, Marx und die Gegenwart. Frankfurt am Main, 1994. S. 106.)

<sup>24</sup> Walter Sokel kommt bei seiner Deutung des sexuellen Akts zu anderen Ergebnissen. Er sieht K. in der Beziehung zur überragenden Autoritätsfigur, also zu Klamm. Diese untergründige Beziehung läßt den Akt mit Frieda aufgrund von K.s Schuldgefühlen schmutzig werden: „K. ist nicht fähig, den Sexualakt mit Frieda anders als zutiefst erniedrigend, zutiefst beschmutzend zu empfinden. Darin besteht seine erotische Unmündigkeit. (...). Das Kindliche besteht eben darin, den Liebesakt als Verrat zu fühlen. Angst und Ehrfurcht vor einer Autoritätsgestalt befinden sich im Konflikt mit der sexuellen Begierde. Der Sexualakt und die Liebesbeziehung, die daraus folgt, sind Aggressionen gegen diese Machtgestalt und können als solche nie von schwersten Schuldgefühlen frei werden.“ (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 482.) – Daß die Aufstiegswünsche, die sich um Klamm als Vaterfigur ranken, während des Akts stärker sind als die Wünsche und Ängste, an den ersehnten Ort zu gelangen, bezweifle ich. Ich sehe den Akt als einen einmalig möglichen Ausbruch aus der Ordnung, obwohl er im Schmutz stattfindet, erfüllt er ihnen beiden Wünsche und Sehnsüchte, für K. spiegelt sich sein Streben im Bild der Fremde, die er während des Zusammenseins erlebt. Das werde ich positiver als Walter Sokel, der meint, daß Frieda K. „ablenke“. „Daher fühlt K. den Sexualakt als ein ‚Sich-Verirren‘ und Verlorengehen. Es ist Untreue an der inneren Heimat und dem eigenen Wesen.“ (Ebenda, S. 483.) – Mir scheint, daß durch das Durchleben der Fremdheitsgefühle erst ein Heimatbegriff in ihm selbst entstehen könnte.

„(...) aber er konnte nichts sagen, allzu glücklich war er Frieda in seinen Händen zuhalten, allzu ängstlich-glücklich auch, denn es schien ihm, wenn Frieda ihn verlasse, verlasse ihn alles, was er habe.“ (S 69)

Auf Friedas Weigerung, zu Klamme zu gehen, folgt die Ernüchterung K.s:

„Was war geschehn? Wo waren seine Hoffnungen? Was konnte er nun von Frieda erwarten, da alles verraten war? Statt vorsichtigst entsprechend der Größe des Feindes und des Zieles vorwärtszugehn hatte er sich eine Nachtlang in den Bierpfützen gewälzt, deren Geruch jetzt betäubend war.“ (S 69 f.)

K.s Verhältnis zu Frieda ist zwiespältig. Frieda, gemessen am Streben, wird ihm sofort zur Last, besonders dann, wenn er sie in ihren vitalen Äußerungen als Person erlebt. Als Frau an seiner Seite, als Besitz, den er gewonnen hat und der seine Einsamkeit lindert, ist sie ihm noch willkommen. Beide verlassen den Herrenhof, um bei der Brückenhofwirtin Wohnung zu beziehen.

Frieda stört ihn beim Gang durch den Schnee, „wäre K. allein gewesen, wäre es noch besser gegangen“ (S 71). Dies ist ein sie abwertender Gedanke.

Am nächsten Tag findet die letzte sexuelle Begegnung zwischen K. und Frieda statt. Ein Gespräch über die K. störenden Gehilfen, endet im Bett. Frieda versteht nicht die Abscheu K.s vor ihnen, da sie ihr wie harmlose Kinder erscheinen.

„Dort lagen sie, aber nicht so hingeeben wie damals in der Nacht. Sie suchte etwas und er suchte etwas, wütend, sich mit dem Kopf einbohrend in der Brust des andern suchten sie und ihre Umarmungen und ihre sich aufwerfenden Körper machten sie nicht vergessen, sondern erinnerten sie an die Pflicht zu suchen, wie Hunde verzweifelt im Boden scharren so scharrten sie an ihren Körpern und hilflos enttäuscht, um noch ein letztes Glück zu holen, fuhren manchmal ihre Zungen breit über des andern Gesicht. Erst die Müdigkeit ließ sie still und dankbar werden. Die Mägde kamen dann herauf, ‚sieh, wie die hier liegen‘, sagte eine und warf aus Mitleid ein Tuch über sie.“ (S 75)

Die besondere sexuelle Ausgangsposition Friedas und K.s, wie sie im Herrenhof gegeben war, ist nicht wiedererlebbar. Bei Frieda lag das Glück, das im sexuellen Akt gipfelte, im Verlassen der Ordnung der Dorf-Schloß-Gesellschaft und für K. in der Eroberung der Geliebten Klammes für sich. Sie haben einander, ohne um sie zu wissen, ihre verborgenen Wünsche erfüllt. Das ist nicht wiederholbares Glück, denn es beruhte auf dem Nicht-Kennen des anderen und der dadurch möglichen Projektion der Wünsche aufeinander. Ihre Versuche, ein Heim zu schaffen, schätzt er an Frieda. Aber er schätzt sie nicht als Person, weder ihren Geist noch ihren Verstand und ihr Herz. Außer der einen Nacht im Herrenhof ist Frieda keine Quelle der Lust für K. Die gelungene

sexuelle Befriedigung der ersten Begegnung stellt sich nicht wieder ein. K. und Frieda finden zwar noch Befriedigung miteinander, aber sie vollzieht sich nicht so geglückt und rauschhaft wie beim ersten Mal. Keine tieferen Einstellungen K.s finden einen Weg in sein Bewußtsein.

Kafkas Methode besteht in der Gegenüberstellung der Erwartungshaltung des Lesers nach (romantischer) Erfüllung und dem wirklichen sexuellen Akt der beiden. Der Akt wird so für sie beide zu einem je voneinander getrennten Versuch, Erfüllung und Befriedigung zu erlangen. Das Mechanistische der Sexualität tritt hervor. Zudem scharren sie wie Hunde aneinander – Hunde scharren nach Aas, nach Verwestem, nach Totem. Kafka deutet hier die Leblosigkeit der Existenz an. Mit unglaublicher Härte und Kälte legt er die Entfremdung zwischen den beiden bloß. Von der Sexualität und ihrem Glücksversprechen bleibt kaum mehr als der biologisch gelungene Akt übrig, und dieser wird auch noch mit dem erniedrigenden Bild des Hundes und dem Stigma des Toten verbunden. Auch in der Sexualität erfüllt sich ihr Leben nicht, denn sie konnten in den kalten Herrschaftsverhältnissen und in ihrer psychischen Ausrichtung auf Macht und Aufstieg gar nicht zu wirklichen Menschen werden.

### **2.3.3. Beziehungsverlauf**

K. und Frieda müßten sich jetzt kennenlernen, um einander lieben zu lernen, aber dafür gibt es in der Dorf-Schloß-Gesellschaft keinen Raum. Und auch sie selber haben aufgrund ihrer eigenen Strebungen und Ausrichtungen keinen Raum für den anderen.<sup>25</sup> Beiderseits besteht eine Beziehungsambivalenz. Bei Frieda sprechen ihr Überdruß gegen ihre Arbeit im Herrenhof und ihr Befreiungswunsch für den Beziehungserhalt. Der Freiheitswunsch beinhaltet ein Verlassen der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Dies steht aber zu K.s Plänen im Widerspruch. Bei Frieda stehen die Freiheitswünsche dem Sicherheitsdenken gegenüber. Sie verläßt sich weiterhin auf die Wirtin, sie fühlt Abscheu gegenüber der Barnabas-Familie, und sie nimmt die Gehilfen, die sich buchstäblich zwischen sie und K. drängen, K. gegenüber in Schutz. Im sexuellen Akt im Herrenhof scheint sich ihre Widerstandsenergie vollkommen ausgedrückt, aber auch

---

<sup>25</sup> Erich Heller sieht in dem Liebesverhältnis zwischen K. und Frieda den „Epilog zur europäischen Geschichte der romantischen Liebe. Hier haben wir es mit dem Bodensatz zu tun, den das verdunstete Parfum der Romantik zurückgelassen hat und der ihr dunkelstes Geheimnis offenbart. In der romantischen Liebe, wie sie einen großen Teil des europäischen Gefühlslebens und der europäischen Literatur seit dem späten Mittelalter beherrscht hat, fand der Individualismus, der sich aus den Trümmern einer wahrhaft spirituellen Gemeinschaftsordnung erhob, sein wirksamstes Surrogat der Transzendenz.“ (Erich Heller: Franz Kafka. In: Moderne Theoretiker. Herausgegeben von Frank Kermode. München, 1976. S. 108 f.) – Die Sehnsucht des Individuums nach Transzendenz kann demnach in der Liebe zu einem Menschen nicht gestillt werden.



erschöpft zu haben, und die jahrelange Gewöhnung an die Unterdrückung haben ihr die Anpassung an die Dorf-Schloß-Gesellschaft und den Gehorsam, der sich trotz entgegengesetzter Wünsche letztlich durchsetzt, zur zweiten Natur gemacht.

K. wiederum kann Frieda für sein Streben benutzen, da sie ihm erstens innerhalb der Dorfgemeinschaft eine Form der Integration bietet, die er alleine nicht herstellen könnte. Zweitens glaubt er, durch sie einen Zugang zu Klamm gefunden zu haben. Die durch Frieda vorangetriebene Integration K.s in die Dorfgesellschaft hat den negativen Effekt, seinem kämpferischen Streben zuwiderzulaufen. Frieda zuliebe muß er Kompromisse eingehen und Rücksichten üben, die für ihn alleine keine Rolle gespielt hätten.

„(...) denn sie hatte Ehrgeiz, er keinen, sie war empfindlich, er nicht, sie dachte nur an die gegenwärtigen kleinen Abscheulichkeiten, er aber an Barnabas und die Zukunft.“ (S 204)

Frieda bringt K. dazu, die Schuldienestelle anzunehmen, die er nicht wollte. Aber er muß, da die Wirtin sie aus dem Brückenhof geworfen hat, Frieda ein Heim bieten. Ihre Freiheitswünsche sind deutlich schwächer geworden, sie entziehen sich immer mehr der Möglichkeit praktischer Realisierung:

„ ‚Im Notfall‘, rief schließlich Frieda schon an K.s Hals, ‚wandern wir aus, was hält uns hier im Dorf? Vorläufig aber, nicht wahr Liebster, nehmen wir das Angebot an, (...)‘ “ (S 148)

Im ersten Gespräch mit der Wirtin zeigt K., daß er die bürgerlicherseits geforderten Konsequenzen der vollzogenen Sexualität zu tragen bereit ist, indem er die Beziehung zu Frieda legitimiert. Der Heiratsantrag erfolgt überraschend. K. spricht ihn gegenüber der Wirtin aus, fragt aber nicht Frieda, deren Reaktion darauf eher Ergebung in ein unabänderliches Schicksal andeutet als Freude oder Ablehnung:

„Frieda hob ihr Gesicht, ihre Augen waren voll Tränen, nichts von Sieghaftigkeit war in ihnen. ‚Warum ich? Warum bin ich gerade dazu ausersehn?‘ “ (S 77)

K. und die Wirtin legen sich ihre Reaktion als psychische Verwirrtheit aus. Diese steigert sich noch, denn als die Wirtin und K. darüber streiten, ob es möglich ist, daß K. zu Klamm geht, stellt sie sich auf die Seite der Wirtin. Aber sie brüskiert K. nicht mit seiner Unwissenheit in Dorfsangelegenheiten, wie es die Wirtin tut, sondern stellt die Beziehung zwischen K. und sich als „Werk“ (S 83) Klamms dar. Zum Schluß deutet sie ihr Verhalten im Herrenhof um, nicht sie hat Klamm verlassen, sondern er sie (siehe S 87). Die Wirtin akzeptiert diese Deutung, denn dann ist Frieda unschuldig gegenüber dem Dorfgesetz, daß eine Frau für einen Beamten sexuell verfügbar sein muß. Und die Strafverfolgung als Ausstoßung aus der Gemeinschaft wie bei Amalia muß nicht erfolgen. Friedas Reaktion kann aus Gehorsam oder Kalkül geschehen sein, weil sie sich

den Weg zurück in die Dorf-Schloß-Gesellschaft offen lassen möchte. Berechnung und Gehorsam sind hier kein Gegensatz wie in einer freiheitlichen Gesellschaft, die zumindest nicht das Recht auf Privatleben antastet. Einfügung und Gehorsam sind von Kindheit an eingeübte Anpassungsleistungen, wobei sich Fragen nach moralischem Recht gar nicht stellen, da das selbst ein Zeichen von Freiheit wäre. Kalkül und Lebensschläue gehören zur Überlebensausstattung in dieser Gesellschaft, wer sie nicht hat, wird bestraft oder geht unter. In diesem Sinn gibt es in der Dorf-Schloß-Gesellschaft keine Schuld und daher auch keine Freiheit. Frieda will und kann keine eigenverantwortliche Entscheidung treffen und ertragen, deshalb ist es keine Lüge im moralischen Sinn, die ihre eigene Handlung in eine Entscheidung und Tat Klamms umdeutet. Ihr anerzogener Gehorsam besetzt erneut ihre kurze Autonomiephase. Frieda hat in ihrem Ausbruchversuch im Herrenhof mehr gewagt als Gardena in ihrem längeren Leben.

Friedas Bestreben geht dahin, K. immer mehr ins Dorf zu integrieren. Dafür nimmt sie Armut und Verachtung in Kauf. Sie sorgt für K., putzt, kocht und versucht, eine irgendwie behagliche Atmosphäre herzustellen. K. und sie leben mit den Gehilfen unter entsetzlichen und menschenunwürdigen Bedingungen im Schulzimmer und sind gleichermaßen dem Sadismus des Lehrers wie der Lehrerin Gisa ausgesetzt. Diese Pädagogen toben ihre Frustrationen an der Schuldienerefamilie aus. Frieda erträgt dieses elende Leben bewundernswürdig klaglos, doch es hinterläßt Spuren:

„K. saß in einer Schulbank und beobachtete ihre müden Bewegungen. Es war immer die Frische und Entschlossenheit gewesen, welche ihren nichtigen Körper verschönt hatte, nun war diese Schönheit dahin. Wenige Tage des Zusammenlebens mit K. hatten genügt, das zu erreichen. Die Arbeit im Ausschank war nicht leicht gewesen, aber ihr wahrscheinlich doch entsprechender. Oder war die Entfernung von Klamm die eigentliche Ursache ihres Verfalls? Die Nähe Klamms hatte sie so unsinnig verlockend gemacht, in dieser Verlockung hatte sie K. an sich gerissen und nun verwelkte sie in seinen Armen.“ (S 214)

Es ist eine ziemlich kühle Bestandsaufnahme von Friedas Zustand, in der K. mehr auf sich selbst reflektiert als auf sie. Er ist nüchtern und ohne psychische Anteilnahme. Klamm ist wieder der Fluchtpunkt seines Denkens, und er glaubt, daß auch für Frieda Klamm so bestimmend sei, daß ihr Verfall auf ihn zurückzuführen ist. K.s Denken verläuft auf den nur für ihn geltenden Strebensbahnen, er ist nicht im Stande, andere Kategorien für andere Menschen und andere Phänomene außerhalb seiner selbst einzuführen. Sein narzißtisches Wohlgefühl und seine Wünsche umfassen nicht zwingend ein Leben mit Frieda. K. erlebt seine Beziehung als potentielle Konkurrenz zu seinen eigenen Plänen. Stört sie ihn nicht, ist es gut, stört sie ihn darin, kann er sich von

ihr völlig distanzieren. Das Alltagsleben, das Frieda und er führen, bedeutet K. nichts im Vergleich mit seinem Streben ins Schloß:

„Das alles war nicht allzu schmerzlich, es gehörte in die Reihe der fortwährenden Leiden des Lebens, es war nichts im Vergleich zu dem was K. erstrebte und er war nicht hergekommen um ein Leben in Ehren und Frieden zu führen.“ (S 241)

K.s eindeutige Prioritäten treffen auf eine verstärkte Rückwendung Friedas zur Dorf-Schloß-Gesellschaft. Die Wirtin steht mit ihr im ständigen Kontakt und sucht Frieda, über K.s Wirklichkeitswahrnehmung und sein Verhältnis zu ihr selbst aufzuklären. Die Wirtin stellt dar, daß Frieda nur Mittel zum Zweck für K. war, das er, nachdem er erkannt hat, wie sinnlos und falsch seine Vorstellungen waren, wegwerfen wird. Frieda gibt diese Gespräche K. gegenüber wieder, sie will seine Stellungnahme zu ihren Liebeswünschen:

„Meine Liebe zu Dir hätte mir über alles hinweggeholfen, sie hätte schließlich auch Dich vorwärtsgetragen, wenn nicht hier im Dorf, so anderswo, einen Beweis ihrer Kraft hatte sie ja schon gegeben, vor der Barnabas'schen Familie hat sie Dich gerettet.“ (S 248)

K.s Logik auf diese Vorwürfe entbehrt jeder Grundlage:

„(...), alles was Du sagst, ist in gewissem Sinne richtig, unwahr ist es nicht, nur feindselig ist es. (...). Nun aber Frieda bedenke: auch wenn alles ganz genau so wäre wie es die Wirtin sagt, wäre es sehr arg nur in einem Falle, nämlich wenn Du mich nicht lieb hast.“ (S 249 f.)

Man erwartet als Antwort K.s: ‚es wäre arg, wenn ich Dich nicht lieb habe‘. Friedas Liebe zu ihm soll so beschaffen sein, daß sie ihn liebt, was immer er tut. Es schimmert in seiner Antwort ein Rest eines progressiven Wunsches nach absoluter Annahme und Liebe durch, den er sich allerdings selbst zerstört, indem er Handlungen begeht, die zeigen, daß er nicht darauf zielt, dem anderen auch mit Liebe zu begegnen. K. pflichtet ihren Vorwürfen inhaltlich bei, er beanstandet nur, daß Friedas Liebe sein Zweck-Mittel-Denken ertragen sollte. K. erlaubt sich ohne Scham, Frieda für seine Pläne einzusetzen. Sein weltblinder Narzißmus hindert ihn daran zu erkennen, daß Frieda gegen die Benutzung ihrer Person rebelliert. Hierin gleicht er denjenigen Dorfbewohnern, wie zum Beispiel Gardena, deren Beziehungen zu anderen Menschen auch der Priorität ihres Eigennutzes, den sie vor sich und anderen mit dem Namen Klamms verbrämen, fraglos untergeordnet sind.

K. geht zu Olga. Dies bildet den letzten Anlaß für Frieda, K. zu verlassen, denn ihre Furcht vor dem Kontakt mit ihnen ist größer als Liebe und Loyalität. Die Binnenerzählung Olgas zeigt die Vergangenheit und die Entwicklung der Barnabas-

Familie. Kafka motiviert Friedas endgültiges Verlassen damit, daß K. Friedas Vergangenheit und damit ihr Wesen gar nicht erkennen wollte. Bei Olga hat er sich dafür interessiert, wie es anderen Menschen ergangen ist, da er hier sein Schicksal und sein Streben abgebildet fand, bei Frieda war ihm ihre Lebensgeschichte gleichgültig. Frieda sagt:

„(...), Du hast mich niemals nach meiner Vergangenheit gefragt – (...).“ (S 392)

Auch für Frieda besitzt die Vergangenheit, wie für die Wirtin, Bedeutung. K. hingegen will sein altes Leben abstreifen, um sich ganz auf das Streben zu konzentrieren, er ist ganz gegenwärtig und berechnet zudem diese Gegenwärtigkeit auf eine glanzvolle, seine Wünsche erfüllende Zukunft.

K. hat Frieda nicht geliebt, er wollte sie benutzen, soweit ihm das gelungen wäre, aber eine eigenständige Beziehung hat er zu ihr weder aufbauen können noch mögen. Frieda hat K. in den Grenzen ihrer Erziehung und in der Beschränkung ihrer unreflektierten Anpassung an die Dorf-Schloß-Gesellschaft geliebt. Auch sie wollte ihn benutzen, um von Klamm und vielleicht vom Dorf wegzukommen. Sie brauchte K. dafür, da sie alleine niemals den Mut aufbrächte, dauerhaft selbstverantwortlich zu handeln. Aber der Benutzungsaspekt war mit ihrer Hoffnung auf mehr Freiheit und Autonomie verbunden. Sie erhoffte sich von ihm Hilfe bei ihren Befreiungswünschen, während K. bestenfalls Hilfe bei Klamm von ihr erhoffte, wobei ihm auch bald klar wurde, daß Frieda das nicht würde leisten können. Ab diesem Zeitpunkt war sie nicht mehr wichtig für ihn. Frieda sagt verabschiedend:

„(...), wären wir doch gleich, noch in jener Nacht ausgewandert, wir könnten irgendwo in Sicherheit sein, immer beisammen, Deine Hand immer nahe genug, sie zu fassen; wie brauche ich Deine Nähe, wie bin ich, seitdem ich Dich kenne, ohne Deine Nähe verlassen; Deine Nähe ist, glaube mir, der einzige Traum, den ich träume, keinen andern.“ (S 398 f.)

Friedas Liebe kann nicht dem gesellschaftlichen Druck und der Kälte K.s standhalten.<sup>26</sup>

---

<sup>26</sup> In Peter Weiss' „Die Ästhetik des Widerstands“ liest der junge Ich-Erzähler, ein Arbeiter, im Herbst 1937, kurz bevor er sich den Internationalen Brigaden des Spanischen Bürgerkriegs anschließt, „Das Schloß“. In seiner Figur schafft Weiss ein Medium, das Kafkas ästhetische Wirkung transparent macht. Entgegen dem parteibestimmten Verdikt, daß Kafkas Werk dekadent sei, kann der Mann sich und sein Leben in der Darstellung der Dorfbewohner und in der öden Bewegungslosigkeit der Dorf-Schloß-Gesellschaft wiederfinden. Es gehört Mut dazu, sich mit den Dorfbewohnern Kafkas zu identifizieren. Weiss gibt seiner Figur diesen Mut. Allein die Spiegelung der Widerstände macht die knappe Interpretation des Romans zu einem Erlebnis. Weiss kontrastiert die Rezeption des „Schloß“-Romans mit Bildern aus dem harten dörflichen Leben des niederländischen Malers Breughel. Bemerkungen über die äußere Härte des Lebens und über die psychische Zurichtung der dargestellten Figuren in den beiden Medien Literatur und Malerei wechseln sich ab. Der Erzähler erkennt in den Figuren die gleiche Stumpfheit und in der Gesellschaftsdarstellung die Unabänderlichkeit, den, wie er weiß, scheinbaren Ewigkeitscharakter von Not und entfremdeter Arbeit. Er denkt darüber nach, warum ihn die Lektüre

In der Sexualität erscheint die Spaltung zwischen verinnerlichten gesellschaftlichen Anforderungen und Aufstiegswünschen einerseits und dem eigenen Bedürfnis nach Nähe und Triebbefriedigung andererseits, dennoch erkennen Kafkas Figuren diese Aufspaltung und Entfremdung ihres Wesens nicht, daher können sie auch nicht ihre wirklichen Bedürfnisse und Wünsche erkennen und verwirklichen.

Kafka gibt dem Leser die Freiheit der Erkenntnis, über die seine Figuren nicht verfügen.

## **2.4. Olga und Amalia**

### **2.4.1. Olga und K.**

Olga erzählt die große Binnenerzählung um die Verarmung und Erniedrigung ihrer Familie innerhalb der Haupthandlung der Vergeblichkeit des Strebens K.s ins Schloß. Kafka motiviert die Erzählung Olgas mit den ineinander verflochtenen Interessen Olgas und K.s. Sie beide erhoffen in ihrem Streben wechselseitig Unterstützung voneinander: Einerseits erhält K. durch Olga tieferen Einblick in die Dorf-Schloß-Verhältnisse, andererseits ist ihr Bruder Barnabas der Bote Klamms. In ihm hat K. durch Briefe und mündliche Mitteilungen die direkteste Verbindung zu dem Schloßbeamten. K. wiederum hatte sich von dem Botendienst eine schnellere und effizientere Verbindung erhofft, doch er sieht ein, daß die Schloßbürokratie und nicht Barnabas' angebliche Unentschlossenheit an der ergebnislosen Bemühung, ins Schloß zu gelangen, schuld ist. K. weiß, daß die Verbindungsschwierigkeiten auf die Abweisung des Schlosses ihm und seinem Streben gegenüber zurückzuführen sind. Er sieht sein Streben zum Schloß im Streben um Rehabilitation der Barnabas-Familie gespiegelt:

---

letztlich nicht deprimiert. Er verfällt nicht in Resignation, obwohl er sich manchmal davor fürchtet: „Doch dann sah ich wieder, daß meine Abwehr mit meiner Betroffenheit zusammenhing, meine Nächsten, mich selbst hatte ich in diesen krummen, beschädigten, abgenutzten Dorfbewohnern wiedererkannt, es gab zwischen uns diese Muffigkeit, diese Verkümmrung, diesen philiströsen Mißmut, und auch wenn es ums Weiterkommen, um Ideale ging, so teilten viele von uns das Streben des Landvermessers, endlich gewürdigt zu werden von den Behörden des Schlosses.“ (Peter Weiss: *Die Ästhetik des Widerstands*. Frankfurt am Main, 1983. S. 180.) – Auch in der Kälte der sexuellen Begegnung sind Parallelen zum eigenen Erfahrungsbereich zu finden: „Da wurde über Liebe nicht gesprochen, wir kamen gar nicht darauf, daß uns was fehlte, daß wir was vermißten, und für die jungen Arbeiterinnen, die arbeitslosen Mädchen, galt die gleiche Demütigung, von der die Frauen im Dorf betroffen waren, Kanzlisten, Sekretäre aus dem Schloß konnten sie aufgreifen, zu sich rufen, verbrauchen und wegwerfen, und dabei redeten sie sich sogar ein, daß ihr Wert stieg, wenn sie die Aufmerksamkeit eines der Rohlinge geweckt und sich ihm ausgeliefert hatten.“ (Ebenda, S. 179.) – Peter Weiss erkennt die tiefe Verletzung und Beschädigung der Figuren Kafkas, gleichzeitig würdigt er die Darstellung, die nicht vordergründige Zustimmung und beipflichtendes Erkennen hervorruft. Durch die ästhetische Vermittlung werden Ablehnungen und Widerstände geweckt, die der Leser im Reflexionsprozeß in sich bearbeitet. Peter Weiss läßt seine Leser an seinem Reflexionsprozeß teilnehmen und bietet so eine weitere Ebene der Auseinandersetzung mit Kafkas Figuren an.

„ (...), niemals hätte K. gedacht, daß aus dem Dorf selbst ein derart unglückliches Bestreben hervorgehen könnte, wie es das des Barnabas und seiner Schwester war.“ (S 279)

Er empfindet Mitgefühl und sieht, daß sie, anders als die anderen Dorfbewohner, einen kritischeren Blick auf das Schloß haben, da für die Barnabas-Familie ein Anlaß dazu besteht, ihre Handlungsmöglichkeiten zu analysieren. Die anderen Dorfbewohner haben keinen Grund, eine Veränderung ihres Status als Beherrschte herbeizuführen, denn sie leben zwar in unterdrückten Verhältnissen, aber darin relativ gesichert. K.s Veränderungswunsch ähnelt strukturell dem Veränderungswunsch der Barnabas-Familie. K. sieht in der Barnabas-Familie Menschen, „denen es wenigstens äußerlich, sehr ähnlich ging wie ihm selbst, denen er sich also anschließen konnte, mit denen er sich verständigen konnte, nicht nur in manchem wie mit Frieda“ (S 279).

Olga hingegen sieht in K. den ersten Hoffnungsschimmer für ihre Familie seit der Verelendung vor drei Jahren, denn Barnabas stellt sich dem Schloß seit zwei Jahren passiv als Bote zur Verfügung, hat aber nie einen Botenauftrag bekommen. Die Vermittlung zwischen K. als neuem Landvermesser und dem Schloß ist der erste Auftrag Klamms an Barnabas. Für den Leser ist diese Verbindung erschreckend und überraschend. Die gestrafte Familie und die sehr zweifelhafte Landvermesserschaft K.s treffen aufeinander und rufen bei den Beteiligten neu aufkeimende Hoffnungen auf die Erfüllung ihrer Wünsche hervor.

Die Beziehung zwischen Olga und K. ist frei von dem Benutzungscharakter, der die Beziehung zwischen Frieda und K. prägt. Ihre wechselseitigen, über das menschliche Verhältnis zueinander hinausgehenden Interessen können sie sich gegenseitig eingestehen, daher finden sie zu einem wirklichen Miteinander. In Olga trifft er eine Frau, die zwar auch unglücklich ist, aber mit mehr Recht als z. B. Gardena, denn Olgas Familie ist wirklich verelendet, aber Olga zeigt kein Selbstmitleid aufgrund von zäh aufrechterhaltenen Lebenslügen, wie es die Wirtin tut. Olga hat ihrer Gesellschaft gegenüber ein kritisches Bewußtsein. Nicht in jeder Frage, aber potentiell ist sie imstande, das Dorf und sein unterwürfiges Verhalten, den vorbeugenden Gehorsam, der es niemals auf eine wirkliche Machtprobe mit dem Schloß ankommen läßt, zu durchschauen und zu kritisieren. Sie geht in ihrer Kritik nicht so weit, daß sie die Gesellschaftsform als solche hinterfragt. Damit ist sie für K. und sein sich steigendes Bedürfnis, die Schloßbelange zu durchdenken, eine wichtige Gesprächspartnerin. K.s Erlebnisse im Dorf und die permanente, von den Dorfbewohnern als solche nicht wahrgenommene Unterdrückung und Umklammerung durch das Schloß, sind auch an K. nicht spurlos vorübergegangen. Seit dem Warten auf Klamm im Herrenhof empfindet er Schwäche und Respekt dem uneinnehmbaren Schloß gegenüber, diese

Gefühle hatte er bei der Ankunft nicht und ihr Vorhandensein beeinträchtigen das kämpferische, auf das Schloß gerichtete Streben.

„Klamm war fern, einmal hatte die Wirtin Klamm mit einem Adler verglichen und das war K. lächerlich erschienen, jetzt aber nicht mehr, er dachte an seine Ferne, an seine uneinnehmbare Wohnung, an seine, nur vielleicht von Schreien, wie sie K. noch nie gehört hatte, unterbrochene Stummheit, an seinen herabdringenden Blick, der sich niemals nachweisen, niemals widerlegen ließ, an seine von K.s Tiefe her unzerstörbaren Kreise, die er oben nach unverständlichen Gesetzen zog, nur für Augenblicke sichtbar – das alles war Klamm und dem Adler gemeinsam.“  
(S 183 f.)

Die Erzählung Olgas nimmt im Roman sehr viel Erzählzeit ein. Amalia erscheint in ihrer Schönheit und in ihrem mutig ertragenen Schicksal wie eine Märchengestalt. Andere neideten ihr ihre Schönheit und wollten sie besitzen, doch sie hält an ihren inneren Überzeugungen fest. K.s Unglück beruht auf dem regressiven Anteil seines Strebens ins Schloß, dies ist ein kompliziertes modernes Bewußtseinsproblem, das Kafka erzähltechnisch ins Unendliche angelegt hat. Dagegen ist das Unglück Amalias eine gradlinige Erzählung, deren tragisches Ende einen kathartischen Effekt hat. Amalia ist den anderen moralisch überlegen.

Nach der negativen Erfahrung, daß Barnabas K. nicht mit ins Schloß nimmt, sondern ihn zu seiner armen Familie führt, ist K. bestrebt, schnell von dort fortzukommen. Die Armut und die Krankheit, die er dort zu sehen bekommt, werden nicht durch die Gastfreundlichkeit ausgeglichen, zu sehr wird K. durch sie an seine eigene Deklassiertheit und an seine Niederlagen beim Versuch, das Schloß zu erreichen, erinnert.

Er will Olga beim Bierholen in den Herrenhof begleiten, daher

„(...) bestand er doch dringend darauf mitzugehen, ohne sich aber die Mühe zu nehmen, einen verständlichen Grund für seine Bitte zu erfinden; diese Familie mußte ihn hinnehmen wie er war, er hatte gewissermaßen kein Schamgefühl vor ihr.“ (S 55)

Diese Schamlosigkeit ist eine Form der Unhöflichkeit und Entfremdung Ärmern gegenüber. Es scheint nicht notwendig, freundlich zu sein, denn man kann von ihnen nichts erwarten. Menschen, wie die Barnabas-Familie haben scheinbar nichts, zumindest keine Waren oder Beziehungen, anzubieten, die den Kontakt zu ihnen lohnend und verlockend machen würden. K.s freundschaftliche Gefühle zu Olga stehen dennoch im Widerspruch zu seinen kalkulierenden Empfindungen gegenüber ihrer Familie:

„Olga sprach mit K. leise und wie vertraut, es war angenehm mit ihr zu gehn, fast so wie mit dem Bruder, K. wehrte sich gegen das Wohlgefühl, aber es bestand.“  
(S 55)

Die Körper sprechen eine Sprache, die den rational-praktischen Erwägungen entgegensteht. K. gewinnt Olga lieb. Sie erlaubt ein ruhiges unangestregtes Zusammensein:

„(...) Olga lachte über ihn, zog ihn zur Ofenbank, sie schien wirklich glücklich zu sein darüber, daß sie jetzt allein mit ihm hier sitzen konnte, aber es war ein friedliches Glück, von Eifersucht war es gewiß nicht getrübt. (...) gern sah er in diese blauen, nicht lockenden, nicht herrischen, sondern schüchtern standhaltenden Augen.“ (S 270)

Auf Olga projiziert er keine sexuellen Wünsche, die wiederum Ausdruck der Wertschätzung ihrer Position wären, daher kommt es bei der Einschätzung zu keinen Verzerrungen und Überhöhungen. Die Abwesenheit von Projektionen bewirkt, daß ihm Enttäuschung und Niedergang im Verhältnis zu ihr erspart bleiben. Dies waren Erfahrungen, die er mit Friedas Verwandlung von einer überlegenen zu einer unglücklich-ängstlichen Frau durchmachte.

Olga erzählt K. ihre Lebensgeschichte und die Geschichte ihrer Familie, die zur Geschichte der jüngsten Tochter, Amalia, wird. K. ist bei ihr, anders als bei Frieda durchaus bereit, nach der Vergangenheit zu fragen. Das Humane des Erzählens, das auf der Darstellung des Vergangenen, dem Vertrauen auf Verständnis und auf der Neugier nach dem „wie“ des Gewordenen, Jetzigen beruht, umhüllt K. und Olga während ihres Gesprächs. Sie sind den Widrigkeiten des Dorf-Schloß-Lebens entzogen. Sie handeln, während sie gemeinsam sprechen, nach eigenen Gesetzen. Dies bewirkt den besonderen Reiz und die Spannung von Olgas Geschichte.

#### **2.4.2. Verelendung**

Die Ereignisse, die zur Verelendung und Ausstoßung der Barnabas-Familie führten, liegen drei Jahre zurück. Diese Zeitangabe versetzt die Gegenwartigkeit des präteritalen Erzählens, das formal besonders von der Erzählperspektive durch eine Perspektivfigur herrührt, in einen Schwebezustand, der sich zur Vergangenheit öffnet. Die drei Jahre schweben unverankert im Raum des präteritalen Erzählens. Die Gegenwartigkeit der Erzählperspektive und die unbestimmte geographische Lage der Dorf-Schloß-Gesellschaft erfahren durch solche Angaben, wie „vor drei Jahren“ und „nach Südfrankreich oder Spanien“, einerseits eine Weltverankerung, die die Dorf-Schloß-Gesellschaft nicht völlig aus den bekannten Weltzusammenhängen fallen läßt,



andererseits wird durch diese, mit nichts innerhalb der Dorf-Schloß-Gesellschaft verbundene Orts- und Zeitangabe zur normalen Welt, das Empfinden der Ort- und Zeitlosigkeit der Dorf-Schloß-Gesellschaft noch gesteigert. Ewigkeitsaspekte dieser Gesellschaft sind aller utopischen Merkmale entkleidet, hier bedeutet Ewigkeit gesellschaftliche und psychische Erstarrung und Vereisung.

In den Ereignissen von vor drei Jahren arrangiert Kafka das Bild eines äußerlich intakten Dorflebens. Es ist Sommer, an einem dritten Juli (Kafkas Geburtstag), das Dorf feiert mit Nachbardörfern (siehe S 298) das Feuerwehrfest. Schon die Erwähnung von Nachbardörfern hebt die Isolation und die Erstarrung der Dorf-Schloß-Gesellschaft auf. Kafka schildert hier äußerlich eine von patriarchalisch-feudalem Leben geprägte Szene. Die Barnabas-Familie gehörte damals zur angesehenen bürgerlichen Schicht im Dorf. Gardena ist eine Freundin des Hauses, Lasemann ebenso. Der Vater hat den Ehrgeiz, sich an diesem Festtag besonders hervorzutun, er ist „dritter Übungsleiter der Feuerwehr“ (S 297). Sein Verhalten entspricht dem eines verunsicherten, seinen Kindern gegenüber autoritär auftretenden Kleinbürgers. Das Fest ist ihm mehr Leistungsnachweis als unbeschwerte Feier.

Ein gemeinsames Feiern von Dorf und Schloß findet nicht statt. Eine einmalige Aufhebung der Grenzen, die den Festcharakter früherer Zeiten bestimmte, soll nicht zustande kommen. Versuche in diese Richtung werden von seiten des Schlosses als Erinnerung an die feudale Umkehr der Verhältnisse unternommen, denn das Schloß schenkt neben der Feuerwehrspritze Trompeten, deren Lärm könnte Aggressionen der Dorfbewohner in vom Schloß erwünschte ungefährliche Kanäle leiten.

Die Dorf-Schloß-Gesellschaft ist nicht patriarchalisch-feudal, sondern bürokratisch-modern. Der Abstand darf nicht überwindbar sein, sonst fiel die Autorität des Schlosses in sich zusammen. Sortini interessiert sich für Amalia, das ist für die Dorfbewohner erkennbar, aber sie deuten wegen der Trennung von privaten und öffentlichen Interessen, wobei dem Dorf immer die privaten, egoistischen Interessen nachgesagt werden, dem Schloß hingegen die öffentlich-allgemeinen, daß sich Amalia in Sortini verliebt habe. Nach dem Brief am Morgen darauf, worin er sie in den Herrenhof bestellt, und Amalia sich dem verweigert, zieht sich das gesamte Dorf von der Familie zurück. Die öffentliche Meinung beruft sich bei der Abwendung auf die Botenbeleidigung. Amalia hatte den obszönen Brief Sortinis zerrissen und dem Boten ins Gesicht geworfen. Die sexuelle Ablehnung Amalias bleibt so im Hintergrund, denn erstens wäre durch sie das ungeschriebene Gesetz: ‚Frauen lieben Beamte‘ durchbrochen worden, dem sich sogar Olga in ihrer Beurteilung nicht entziehen kann, und zweitens wäre erkennbar gewesen, daß ein Beamter etwas will – und nicht das Dorf. Sortini hätte private Interessen gehabt – nicht Amalia. Dieser Umstand hätte die Trennung in privat und öffentlich in Frage gestellt. Freunde, Kunden und Ehrenämter

der Familie verschwinden sehr bald. Olga deutet dies als den Einfluß des Schlosses, ohne daß Druck auf die Dorfbewohner ausgeübt wird, sich ablehnend zu verhalten. Das Dorf handelt, indem die Verantwortung dafür auf das Schloß geschoben wird. Mit der Barnabas-Familie spricht keiner der anderen Dorfbewohner über die Vorfälle, der Rückzug erfolgt schweigend. Es gibt keine Anklage und daher auch keine Verteidigung. Die Dorfbewohner sind teilweise beschämt, daß sie die Familie verlassen, dadurch wird klar, daß sie zu feige sind, weiterhin freundschaftlich mit der Barnabas-Familie zu verkehren. Sie handeln konform mit den anderen, die vom Untergang der Familie wirtschaftlich profitieren, wie z. B. Brunswick, der beim Vater der Barnabas-Familie Schustergeselle war und jetzt das Hauptgeschäft übernehmen kann.

Aber der wirtschaftliche Aspekt war ein sekundärer Effekt. Die Totalität der Ausrichtung auf das Schloß muß erhalten bleiben. Das Dorf bestraft für die Botenbeleidigung und darunter verborgen für die sexuelle Autonomie, damit die Ordnung und die Gesetze der Dorf-Schloß-Gesellschaft aufrechterhalten blieben, damit sie weiter in Sicherheit leben und ihre bescheidenen Gewinne erhalten konnten.

„Und nun saßen wir beisammen bei geschlossenen Fenstern in der Hitze des Juli und August. (...). Wir fürchteten nichts Kommendes, wir litten schon unter dem Gegenwärtigen, wir waren mitten in der Bestrafung darin.“ (S 327)

Olga ist weit davon entfernt, die Dorfbewohner für ihr Verhalten anzuklagen: „(...) wir hätten es an ihrer Stelle auch nicht anders getan.“ (S 328) Diese in moralischer Hinsicht gewiß richtige Einsicht verhindert, die Gesamtzusammenhänge in Frage zu stellen, nämlich, ob es überhaupt richtig ist, so zu handeln. Die Universalität der „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt) spricht nicht die Gesellschaft als Ganze von der Verantwortung frei. Olgas Bestreben geht dahin, die Dorfbewohner als unschuldig an der Strafe hinzustellen, ohne dem Schloß direkt die Schuld zu geben. Psychisch liegt für sie die Lösung darin, daß ihre Familie dem Dorf hätte zeigen müssen, daß sie als Opfer bereit sind, sowohl den Anlaß der Bestrafung als auch die Reaktion des Dorfes zu vergessen:

„Wenn wir nur wieder hervorgekommen wären, das Vergangene ruhen gelassen hätten, durch unser Verhalten gezeigt hätten, daß wir die Sache überwunden hatten, gleichgültig auf welche Weise, und die Öffentlichkeit so die Überzeugung gewonnen hätte, daß die Sache, wie immer sie auch beschaffen gewesen sein mag, nicht wieder zur Besprechung gekommen werde, auch so wäre alles gut gewesen, überall hätten wir die alte Hilfsbereitschaft gefunden, selbst wenn wir die Sache nur unvollständig vergessen hätten, man hätte es verstanden und hätte uns geholfen, sie völlig zu vergessen.“ (S 329)

Es gelingt nicht, denn zum einen besteht Amalia auf ihrer Tat, zum anderen ist es unmöglich, daß Opfer ihren Tätern verzeihen. Von der Möglichkeit der Reintegration nimmt die Familie keinen Abstand. Sie sucht beim Schloß in Form der Verzeihung um Wiederherstellung ihrer Ehre. Der Vater geht an der Vergeblichkeit seines Wunsches physisch und psychisch zugrunde.

„Aber um Verzeihung zu bekommen, mußte er erst die Schuld feststellen und die wurde ihm ja in den Ämtern abgeleugnet.“ (S 336)

Für das Dorf hat die Macht des Schlosses einen metaphysischen Anklang. Die Ausrichtung der Dorfbewohner auf das Schloß ist so vollständig, daß auch Aspekte, die dem Verhältnis Mensch – Gott angehören auf das Schloß projiziert werden. Die (bürokratische) Allmacht erweckt die Idee des Beschütztwerdens und der Rettung aus Not. Olga erkennt im Gegensatz zu ihrem Vater, daß dieser Glaube eine Illusion ist:

„Kann denn ein einzelner Beamter verzeihen? Das könnte doch höchstens Sache der Gesamtbehörde sein, aber selbst diese kann wahrscheinlich nicht verzeihen, sondern nur richten.“ (S 339 f.)

Das Schloß greift bei der Bestrafung der Familie auf das Dorf zurück, es selbst muß nicht in Erscheinung treten, die Dorfbewohner erledigen die Bestrafung, ohne vom Schloß dazu aufgefordert werden zu müssen. Noch die Ärmsten, wie z.B. Pepi, haben in der Familie ein gesellschaftlich legitimes Objekt ihres Widerwillens und ihrer Verachtung, sie haben jemanden, auf den sie herabsehen können, und insofern stehen nicht sie selbst am Ende der gesellschaftlichen Leiter, was eine gewisse Befriedigung und Entlastung bereitet. Alle im Dorf tragen an der Verelendung Verantwortung und Mitschuld, und doch können sie, da sie das Schloß als Initiator der Strafe ansehen, an ihrer eigenen Unschuld an dem Unglück anderer festhalten. Das Dorf sieht sich als gehorsames Vollstreckungsorgan des Schlosses, denn so sind sie nicht für die anderen Unglücklichen verantwortlich. Sie können sich aufgrund der Machtverhältnisse grausam und konsequenzlos austoben. Die aufkommende Scham einzelner beweist, daß die Dorfbewohner erkennen könnten, daß sie es sind, die die Familie bestraft. Der Ideologiefaktor ist noch nicht so bewußtseinsüberwältigend, daß das Schloß fraglos als Initiator anerkannt wird. Doch keiner handelt entgegen dem allgemeinen Konsens. Die gemeinsame Mitschuld an der Verelendung muß verdrängt und ausgeblendet werden, und wird als um so größere Verachtung auf die Barnabas-Familie projiziert. Die psychische Komplizenschaft der Dorfbewohner untereinander bewirkt erstens eine weitere Verfestigung der Macht des Schlosses, denn sie selbst sind in ihrer Exekution nicht besser als das Schloß in seiner Gleichgültigkeit der Familie gegenüber. Zweitens verstärkt sich das Schweigen in dieser Gesellschaft, denn über die Dinge, wie sie wirklich passiert sind, wird niemals gesprochen. Sogar der Name der Familie wird ausgelöscht, sie tragen von da an den Namen des jüngsten Sohnes.

In dieser Gesellschaft ist das Leben auf Vergessen abgestellt und ausgerichtet: Das Leiden vergessen, die Ungerechtigkeit vergessen, die Hoffnungen vergessen. Die Schloßbürokratie erhält sich dadurch, das Bewußtsein, das Denken, Fühlen und Handeln auf niedrigstem Niveau einzufrieren. Kafka beschreibt an diesen Formen des Zusammenlebens Tendenzen der Entindividuierung und Kollektivierung. Das Schloß muß für seine Unterdrückung nicht mehr zu offensiv-repressiven Herrschaftsmethoden greifen, die Dorfbewohner haben die eigene Ohnmacht und die Macht des Schlosses fast völlig verinnerlicht. Kafkas Darstellung der Zerstörung des Bewußtseins als Enthumanisierung, Hoffnungslosigkeit und Widerstandslosigkeit macht das Werk exemplarisch für die Formen gesellschaftlich hervorgerufener Ängste und Schädigungen im einzelnen.

### **2.4.3. Sexualität**

Olga und Amalia unterscheiden sich in ihrem sexuellen Streben von den anderen Frauen des Dorfes.

Olga versucht, über die sexuelle Auslieferung ihres Körpers etwas über den Boten Sortinis an Amalia herauszufinden. Sie möchte mit ihm Kontakt aufnehmen und die damalige, von ihr und der Dorfföfentlichkeit angenommene Erklärung der Botenbeleidigung „gutmachen“ (S 346). Daher verbringt sie zweimal in der Woche ihre Nächte mit den Dienern der Beamten im Stall des Herrenhofes. Die Beamten leben mit ihren Dienern im Schloß, nehmen diese aber mit ins Dorf, wenn sie arbeiten müssen. Die Arbeitsanforderungen der Diener sind gegenüber dem Pensum, das die Beamten anerkannterweise leisten, gering. Sie erscheinen als kaum gezügelte, parasitäre Gruppe, die sich im Dorf nach eigenem Gutdünken auslebt. Ein „Segensspruch“ (S 348) der Beamten untereinander lautet: „es möge Dir gehn wie einem Diener“ (S 348). Um sich einerseits von ihnen vorteilhaft abzusetzen und um andererseits notfalls geschützt zu werden, wäre für die Beamten nichts geeigneter als diese wilden Gesellen.

Frieda beschreibt die Diener als „das Verächtlichste und Widerlichste was ich kenne“ (S 65).

Olgas Nächte mit den Dienern dürften sich als eine Art Massenvergewaltigung abspielen. Kafka erspart dem Leser eine detaillierte Beschreibung der Szenen im Stall. Olga erwähnt ihre Erfahrungen nur in einer Reflexion über ihren Vater:

„(...) dem Vater haben die Wege in den Herrenhof und die Übernachtungen dort, vielleicht sogar das Mitleid mit mir, soweit er dessen noch fähig ist, leider den Rest gegeben und er ist schon fast zwei Jahre in dem Zustand, in dem Du ihn gesehn hast, (...).“ (S 349)

Olga ist an den Erlebnissen im Stall nicht seelisch zugrundegegangen. Am ersten Abend sieht K. sie mit den Dienern, er wartet, daß sie zusammen weggehen können:

„Aber die Bauern [K. erfährt erst später, daß es Diener sind] ließen sie nicht, sie hatten einen Tanz erfunden, dessen Mittelpunkt Olga war, im Reigen tanzten sie herum und immer bei einem gemeinsamen Schrei trat einer zu Olga, faßte sie mit einer Hand fest um die Hüften und wirbelte sie einigemale herum, der Reigen wurde immer schneller, die Schreie, hungrig röchelnd, wurden allmählich fast ein einziger, Olga, die früher den Kreis hatte lächelnd durchbrechen wollen, taumelte nur noch mit aufgelöstem Haar von einem zum andern.“ (S 64 f.)

In diesen Beschreibungen öffnet Kafka die Sicht auf archaische Opferrituale. Olga scheint die Fähigkeit zu besitzen, sich außerhalb des Stalles psychisch von dem Geschehen abzuschotten. Sie läßt die Diener ihren Körper benutzen, und versucht, sie für ihre Suche nach Sortinis Diener zu benutzen. Die Beziehung zwischen ihr und den Dienern ist ohne Freundlichkeit und Mitgefühl. Es herrscht die gleiche psychische Kälte wie zwischen Klammer und seinen Geliebten. Sexualität als Ausbeutung und Benutzung findet in diesem Fall unter härteren äußeren Bedingungen statt. Olga unterwirft sich den Dienern für ihre Familie und für sich selbst, obwohl sie weiß, wie aussichtslos es ist, das Schloß oder Sortini auf irgendeine Art zu versöhnen. Sie hat erkannt, daß einzig Amalia ohne Aktionen leben kann, während ihr Vater, Barnabas und sie selbst versuchen, eine positive Wendung herbeizuführen. Sie konnten ein Leben, das darin bestand, nichts zu tun, als das Nichtstun zu ertragen, nicht länger aushalten:

„(...), wir konnten nicht mehr so weiter leben, ganz ohne Hoffnung konnten wir nicht leben und wir begannen, jeder auf seine Art, das Schloß zu bitten oder zu bestürmen, es möge uns verzeihen.“ (S 334)

So bringt das Schloß die Leute in eine unerträgliche Schizophrenie, obwohl sie um die Sinnlosigkeit ihres Tuns wissen, nehmen sie die entsetzliche Sinnlosigkeit hin, da nichts zu tun noch schrecklicher wäre.

Diese geistige Zerrissenheit spiegelt sich ebenso bei der Bewertung der Ereignisse. Gesellschaftliche Prozesse durchschaut Olga leichter als persönliche. So erkennt sie das Schloß als Initiator des Elends ihrer Familie:

„Zwar heißt es, daß wir alle zum Schloß gehören und gar kein Abstand besteht und nichts zu überbrücken ist und das stimmt auch vielleicht für gewöhnlich, aber wir haben leider Gelegenheit gehabt, zu sehn, daß es gerade wenn es darauf ankommt, gar nicht stimmt.“ (S 309)<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> Die Gleichheit von Dorf und Schloß ist Teil der Ideologie dieser Gesellschaft. Auch der Lehrer äußert sich dahingehend: „Zwischen den Bauern und dem Schloß ist kein Unterschied, (...)“. (S 20)

Olga erkennt, daß die allgemeinen Ideen, die ihre Gesellschaft über sich produziert, das Leben nur solange bestimmen, solange es nicht zur Probe in der Wirklichkeit kommt. Die konkreten Handlungsmöglichkeiten ihrer Familie zeigen, daß das Gleichheitspostulat keine Gültigkeit besitzt. Doch gelingt es ihr nur selten, Amalias Entscheidungen und Handeln auf ihre eigene Autonomie zurückzuführen, und sie eben nicht in Abhängigkeit zum Schloß zu sehen. Leben und Denken sind derartig vom Schloß durchdrungen, daß Motivationen und Handlungen, die nicht in Verbindung mit dem Schloß stehen, außerhalb des Denkens und der Reflexion bleiben.

Olga leitet aus der Tatsache, daß sexuelle Verhältnisse zwischen Beamten und Dorffrauen bestehen, das Axiom ab, daß alle Frauen Beamte lieben.

„Wir aber wissen, daß Frauen nicht anders können als Beamte zu lieben wenn sich diese ihnen einmal zuwenden, ja sie lieben diese schon vorher, so sehr sie es leugnen wollen, (...).“ (S 311)

Olga bestimmt die Beziehung der Frauen zu den Beamten als apriorische Liebe, die keiner weiteren Ableitung bedarf.

Durch diese persönliche und gesellschaftliche Beschönigung und Entschärfung der sexuellen Ausbeutung einerseits und der Aufstiegswünsche andererseits, kann sie die Verhältnisse weder durchschauen noch als veränderbare wahrnehmen. Es ist ihr unmöglich, auch nur anzunehmen, daß Amalia, so sehr sie Olga als Ausnahme in der Dorf-Schloß-Gesellschaft erscheint und so sehr sie Amalia liebt und auf ihrer unbedingten Klugheit und Wahrhaftigkeit besteht, Sortini nicht geliebt hätte. In einer völlig wirklichkeitsfernen paradoxen Dialektik macht sie gerade aus der Abweisung einen Liebesbeweis:

„Nun ja, sie hat ihn nicht geliebt, aber vielleicht hat sie ihn doch geliebt, wer kann das entscheiden?“ (S 310) Und: „(...); daß sie nun aber außerdem Sortini auch nicht geliebt haben sollte, da wäre nun schon der Ausnahme fast zu viel, das wäre gar nicht mehr zu fassen.“ (S 311)

Kafkas Darstellung zeigt das Bewußtsein als ein Knäuel von richtigem und falschem Denken, das von äußerer Korrektur kaum berührt werden kann. Erkennen und Nicht-Erkennen sind so miteinander verwoben, daß falsches Denken nicht von richtigem unterschieden werden kann, da das psychische Bedürfnis vorherrscht, weiterhin an den allgemeingültigen Vorstellungen festzuhalten.<sup>28</sup>

---

<sup>28</sup> Aus Kafkas Darstellung der Kindheitserinnerungen K.s wurde deutlich, daß Erinnerung bei ihm kein emphatischer Begriff mehr ist.

Amalia ist die einzige Frau in der Dorf-Schloß-Gesellschaft, die kein sexuelles Verhältnis zu einem Beamten anstrebt. Ihr Denken ist im Gegensatz zu dem aller anderen nicht auf das Schloß ausgerichtet. Sie als einzige des Dorfes erkennt das Schloß als Ziel K.s.<sup>29</sup>

Amalia ist die jüngste Tochter der Barnabas-Familie. Sie ist heilkundig, wie K. Sie nähte schöne Kleider für die besseren Schichten im Dorf. Es werden keine Vorkommnisse und Verhaltensweisen in ihrer Kindheit und Jugend angegeben, die die sexuelle Ablehnung Sortinis als logische Folge ihres Charakters und ihrer Denkweise sichtbar machen würden. Amalia ist aber als angesehenes Bürgermädchen in die Gesellschaft integriert, ohne die niederdrückenden Anpassungsleistungen absolviert zu haben, wie z. B. Frieda es tun mußte. Aufgrund der gesicherten gesellschaftlichen Situation ihrer Familie konnte Amalia Freiräume und Interessen entwickeln, die über das tägliche Überlebens- und Einfügungsprogramm hinausgingen.

Beim Feuerwehrfest gibt ihr ihre, von den anderen Dorfbewohnern beachtete und stolze Schönheit zusätzliche Selbstgewißheit. Die Schönheit Amalias ist nicht auf sozialen Aufstieg und sexuellen Konsum eines Mannes ausgerichtet. Sie ist Ausdruck ihrer Möglichkeiten als Frau und beruht nicht auf hübscher Gefälligkeit, die eingesetzt wird, um einem Mann zu imponieren und ihn an sich zu binden, um versorgt zu werden. Amalia benutzt Sexualität nicht als gesellschaftliches Aufstiegsmittel. Auch die Familie bemerkt ihre Schönheit, Olga bietet ihr die Granatkette Gardenas an, obwohl sie eigentlich ihr als älterer Tochter zugestanden hätte.

„(...) vielleicht überraschte uns damals, daß sie anders aussah als sonst, denn eigentlich schön war sie ja nicht, aber ihr düsterer Blick, den sie in dieser Art seitdem behalten hat, ging hoch über uns hinweg und man beugte sich fast tatsächlich und unwillkürlich vor ihr.“ (S 297)

---

<sup>29</sup> Ihre Klugheit erschließt Reiner Stach aus ihrer der männlichen Ratio entgegengesetzten Denkform. Kafkas ästhetischer Funktionszusammenhang von Weiblichkeit zeige, daß Frauen nicht auf die Formen männlicher Logik angewiesen sind, dadurch sind sie immer im Recht und niemals schuldig. Ihre Macht ist ihre Andersartigkeit, gegen die die männliche gesetzgebende Macht nicht vorgehen könne. Amalias Absage an die Dorf-Schloß-Gesellschaft führe sie dahin, fast als Rechtswesen anerkannt zu werden. Dies habe dann aber noch eine Konsequenz: „Wenn Frausein durch erotische Affinität definiert ist, dann heißt eben Amalias Absage: Ich will nicht Frau sein. Gelänge dieser Sprung, dann allerdings träte Amalia der Macht gegenüber und damit allen der Macht inhärenten Funktionen.“ (Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine Konstruktion des Weiblichen. Frankfurt, 1986. S. 175.) – Da die Bestrafung jedoch ausbliebe, so Stach, kann von einer Kenntnisnahme des Schlosses keine Rede sein. „Ihre Revolte hat den fragwürdigen Erfolg des trotzens Kindes, das mit den Erwachsenen nicht mehr spricht: Die Mächtigeren gehen darüber hinweg, während das Kind im eigenen Schweigen erstickt. *Weiblichkeit ist unkündbar*. Die Sphäre der Macht, in die K. einzudringen sucht, können die Frauen ihrerseits nicht verlassen.“ (Ebenda, S. 176 f.). Innerhalb der Machtkonstellationen müssen die Frauen auf dem ihnen zugewiesenen Ort bleiben. – Ich meine, daß das Dorf aus Angst straft. Das Schloß braucht nicht in Erscheinung zu treten, die Dorfbewohner richten einander selbst. Die erotische Ausstrahlung Amalias begründet ihre Macht, die anderen Frauen im Dorf verzichten meines Erachtens auf erotische Macht. Obwohl sie sexuelle Beziehungen haben, besitzen sie keine erotische Macht, die sich mit der bürokratischen des Schlosses vergleichen oder in Beziehung setzen ließe. Amalia lehnt Sexualität in dieser gesellschaftlichen Ausprägung ab.

Auch K. hat Amalia zuerst nicht als herausragende Schönheit wahrgenommen, sie und Olga sind „Blondinen, einander und dem Barnabas ähnlich, aber mit härteren Zügen als Barnabas, große starke Mägde“ (S 52 f.).<sup>30</sup>

Aber er kann seine anfängliche Ablehnung und Gleichgültigkeit der Familie gegenüber nicht auf Amalia mitübertragen:

„Darin beirrte ihn nur Amalia ein wenig mit ihrem ernsten geraden unberührbaren vielleicht auch etwas stumpfen Blick.“ (S 55)

Kafka zeigt an ihr im Gegenbild zu Frieda, daß Aufstiegswünsche und die als Mittel zum Zweck eingesetzte sexuelle Attraktivität Würde und Selbstgewißheit verhindern. Keine der anderen Frauen besitzt diese Eigenschaften.<sup>31</sup>

Amalias Schönheit ist auf niemanden gerichtet. Sie bleibt Selbstzweck. Ihre Schönheit wirkt nicht anbiedernd und besitzt einen abweisenden Zug, den K. drei Jahre später bemerkt. Er kritisiert Amalia, ohne zu erkennen, daß Amalias Unzugänglichkeit ein Resultat ihres Widerstands gegen die sonstige sexuelle und gesellschaftliche Anpassung ist. Ihre Schönheit verbleibt bei ihr selbst, denn sie findet kein Liebesobjekt. In der Dorf-Schloß-Gesellschaft gibt es keine Männer, weder aus dem Dorf noch aus dem Schloß, die Amalia und ihre, aufgrund der Schönheit erwachte Subjektivität schätzen könnten. K. über seinen Eindruck von ihrer Schönheit:

---

<sup>30</sup> Dieser Beschreibung widerspricht eine Bemerkung Jeremias', der eine der Schwestern als schwarzhaarig beschreibt: „Besonders die Schwarze, eine wahre Wildkatze hat sich für Dich eingesetzt. Nun jeder nach seinem Geschmack.“ (S 370). Jeremias, der ehemalige Gehilfe, hat Frieda erobert, und er schaut jetzt auf den verlassenen K. herunter. In der chauvinistisch-abwertenden Bemerkung, die wahrscheinlich auf Amalia zielt, steckt gleichzeitig Gier auf ungezähmte, gewalttätige Sexualität und ebenso berechnend-kleinbürgerliche Befriedigung darüber, statt dessen vernünftigerweise eine Geliebte Klamms zu wählen.

<sup>31</sup> Auch Reiner Stach vergleicht Friedas Verlassen der Dorf-Schloß-Gesellschaft mit Amalias Ablehnung Sortinis, „ein Akt der der Revolte Amalias durchaus vergleichbar ist. Um so bemerkenswerter, daß das System sie *nicht* hinauswirft, sie ‚gesetzlich‘ nicht antastet, obgleich sie formale Pflichten grob verletzt. (...) Weibliche Unzuverlässigkeit und Verlogenheit ist eine Naturerscheinung, die nicht zu strafen, sondern in Gleichmut hinzunehmen ist.“ (Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine Konstruktion des Weiblichen, Frankfurt, 1986. S. 174.) – Im Rahmen seiner Deutung der produktiven Umformung weiblicher Klischees im Werk, ist das richtig. Stach führt weiter aus, daß Frieda, ohne Bestrafung zu erleiden, in den Herrenhof zurückbefohlen werde. Dies sei ein weiteres Indiz für die Gleichgültigkeit des Schlosses gegenüber weiblichem Handeln. Weiblichkeit ist in dem von Stach erschlossenen Bezugsrahmen juristisch nicht belangbar. Aber meines Erachtens hat sie ja schon vor dem Befehl, in den Herrenhof zurückzukehren, auf eigenes Bestreben K. wegen Jeremias verlassen. Zudem hat sie sich sofort nach der ersten Nacht mit K. im Herrenhof die Reintegration in die alte Ordnung offengehalten. Daher ist eine Bestrafung unnötiger, denn Friedas Verlassen der Dorfordnung geschah aus einem einmaligen Überschwang. Ihre Abwendung von der Dorfordnung kann trotzdem als Rebellion bezeichnet werden, die sich jedoch die Rückkehr vorbehielt. Bei Amalia hingegen wird aus der Rebellion des Widerstandsaktes ein endgültiges Verlassen der Ordnung. Sie trifft die bewußte Entscheidung, nicht zurückzukehren. Dieser Akt wird mit Ausgrenzung bestraft. In Friedas und Amalias Verhalten innerhalb der Ordnung erscheinen differenzierte Formen von Anpassung und Widerstand.



„Oder herrscht sie etwa durch ihre Schönheit, die Du manchmal erwähnst. Nun Ihr seid Euch alle drei sehr ähnlich, das aber, wodurch sie sich von Euch zweien unterscheidet, ist durchaus zu ihren Ungunsten, schon als ich sie zum ersten Mal sah, schreckte mich ihr stumpfer liebloser Blick ab. Und dann ist sie zwar die jüngste, aber davon merkt man nichts in ihrem Äußern, sie hat das alterslose Aussehn der Frauen, die kaum altern, die aber auch kaum jemals eigentlich jung gewesen sind.“ (S 325)

K. vermißt die Spuren sinnlicher Hingabe in ihrem Gesicht. K. sieht nicht, daß ihre sexuelle Enthaltbarkeit nicht auf Askese oder Arroganz beruht, sondern eine Konsequenz des Nicht-Verstandenwerdens ist.

Die vergangene Schönheit der Wirtin und ihre jetzige psychische und physische Hinfälligkeit, Friedas Attraktivität, die auf der durch ihren Aufstieg zur Geliebten Klamms hervorgerufenen sozialen Überlegenheit beruhte, und die verschwand, sobald ihre gesellschaftliche Position sich änderte, sogar Olgas sexuelles Opfer an die Diener im Herrenhof fügen sich für K. in das vorbestimmte Rollenmuster von Frauen. Sie sind sexuell ausbeutbar und daher psychisch beherrschbar. Die sozialen Erfahrungen im Umgang mit der Macht des Schlosses bedingen ihre Überlegenheit gegenüber den Männern des Dorfes. Diese Nähe zur Macht bewirkt aber im Negativen die Korruptierbarkeit und Verletzbarkeit der Frauen, die sie als Aggression in Form von Neid, Mißgunst und sozialem Dünkel gegeneinander und in Form von Verachtung gegen die Männer des Dorfes wenden.

Was K. an gelebtem Leben in den Gesichtern der anderen Frauen sieht und daher bei Amalia vermißt, ist auf diesem Hintergrund eher ein Zeichen verhinderten autonomen Lebens, als die den Frauen durch das Patriarchat bestimmte scheinbar natürliche Hingabe an einen Mann. So feindlich die Wirtin ist und so sehr K. Abstand zu Frieda und ihren Hoffnungen ihm gegenüber hält, sind sie ihm doch verständlicher als Amalia, denn sie entsprechen dem Bild, das er sich von Frauen macht: psychisch und materiell abhängig vom Mann und daher auf sozialen Aufstieg und emotionale Sicherheit hoffend.

Kafka schildert die Annäherung Sortinis und den Brief, den er durch den Boten schickt, als obszöne und grob-sexuelle Unfähigkeit. Sortini ist von Amalia „ergriffen“ (S 303) und darüber „offenbar böse“ (S 303), so erklärt sich Olga seine Handlungsweise. Er muß über die Deichsel der Feuerwehrspritze springen, „um ihr näher zu sein“ (S 301). Während des ganzen Festes bleibt er dann auf dieser Deichsel sitzen, ohne sich zu rühren und ohne Kontakt aufzunehmen. Sortini erblickt ihre Schönheit und kann auf diese nur in pubertierender, abwehrender Weise, in Form der sexuellen Herabsetzung der Frau reagieren. Der Brief soll sie zu ihm befehlen, um sie einerseits sexuell zu

benutzen und um sie dadurch andererseits sexuell zu erniedrigen. Olga entschuldigt seinen obszönen Antrag:

„Wenn nun ein solcher weltungewandter Mann wie Sortini plötzlich von Liebe zu einem Dorfmädchen ergriffen wird, so nimmt das natürlich andere Formen an, als wenn der Tischlergehilfe von nebenan sich verliebt.“ (S 309)

Sie kann nicht erkennen, daß der Umstand der Verliebtheit Sortinis den eigentlichen Skandal ausmacht. In dieser Gesellschaft gibt es keine Formen des erotischen Verkehrs. Seit der Geschichte mit Amalia ist Sortini nicht im Dorf gewesen, was zeigt, daß er eine emotionale und gesellschaftliche Niederlage hinnehmen mußte, mit der er nicht souverän umgehen kann, obwohl niemand ihn je darauf ansprechen würde. Selbst Olga fände einen Liebesbriefe schreibenden Beamten viel „peinlicher“ (S 309), als den „größten Brief Sortinis“ (S 309). Sortini hat kaum gesellschaftlich akzeptierte Möglichkeiten, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Der Konformitäts- und Anpassungsdruck lastet ebenso auf den Beamten als herrschender wie auf den Dorfbewohnern als beherrschter Klasse. Beiden Schichten werden so Dimensionen ihrer Menschlichkeit genommen und vorenthalten. Nur unter diesem Aspekt bewahrheitet sich die Ideologie, daß Dorf und Schloß gleich seien (siehe S 20 und S 309).

Amalia hingegen spricht mit niemandem über ihre Erfahrung. Sie glaubt an keine Aussöhnung mit dem Schloß, die ihre Geschwister so verzweifelt anstreben. Daher hat sie keinen Anteil an den endlosen Erörterungen zwischen Olga und Barnabas, den Botendienst betreffend. Die Aufgabe der gemeinsamen Sprache liegt scheinbar bei Amalia, in Wirklichkeit jedoch bei den anderen. Sie hat durch ihr spontanes Urteil Autonomie und Selbstbewußtsein gewonnen, auf denen sie entgegen der Ordnung besteht. Die anderen sind in der Ideologie der Erhöhung des Schlosses und in dem Gefühl der eigenen Ohnmacht befangen. Amalia hat gezeigt, daß die Ohnmacht auch ein Gefühl in den Beherrschten und nicht nur gesellschaftliche Realität ist.<sup>32</sup> Amalia weiß, daß es mit ihnen aufgrund der fast vollständigen Ausrichtung auf das Schloß keine gemeinsame Sprache geben kann. Sie hat ihre Autonomie durch spontanes Handeln erreicht, auch den anderen steht diese Möglichkeit offen. Die Kommunikation ist von

---

<sup>32</sup> Auf den Zusammenhang von realer Ohnmacht in der Kindheit und der psychischen Verfestigung dieses Gefühls beim Erwachsenen macht Erich Fromm aufmerksam. Wenn das Gefühl der Ohnmacht bewußt ist, wird es oft rationalisiert: Erklärungen für die Unabänderlichkeit eines Verhaltens werden gefunden, um eine schmerzliche oder gefährliche Auseinandersetzung mit sich und mit dem Außen zu vermeiden. Das Ohnmachtsgefühl kann so bestimmend werden, daß Menschen aufhören auf Veränderung zu bestehen. Erich Fromm führt die Ohnmacht auf die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft zurück, die der einzelne nicht intellektuell lösen kann. Als Ausweg aus den unlösbaren Konflikten bietet sich die Flucht in die Neurose. Undurchschaute Psyche und die gegenüber den Individuen versonstständigten Gesetze des Marktes sind die bestimmenden Faktoren, die Ohnmacht und Schicksalsergebenheit bewirken. (Siehe: Erich Fromm: Zum Gefühl der Ohnmacht. In: Zeitschrift für Sozialforschung. Herausgegeben von Max Horkheimer. Jahrgang VI / 1937. München, 197. S. 95 ff.)

der Schloß-Herrschaft durchdrungen, verbleibende Freiheitsmöglichkeiten scheinen daher nicht mehr sprachlich vermittelbar zu sein. Aber es macht ihr auch niemand aus ihrer Familie einen Vorwurf. Nicht die sexuelle Ablehnung Sortinis durch ein Dorfmädchen wird von den Dorfbewohnern tradiert, sondern die belanglose Beleidigung des Boten. Ein Erfahrungsaustausch mit Amalia würde die Wahrheit an das Licht bringen, daß es zum einen die Dorfbewohner sind, die die Familie strafen und daß es zum anderen möglich ist, sich den Lebenslügen dieser Gesellschaft zu entziehen.

Kafka stellt diese Frauenfigur in ein klares Licht. Sie ist die einzige Figur, die es dauerhaft und für sich unbeschadet wagt, eigenes Denken zu entwickeln und nach eigenen Lebensvorstellung zu handeln. Ihre Schönheit und ihr Widerstand gegen einen rüden und unbeholfenen sexuellen Befehl bilden die auslösenden Momente für Amalias Wahl, kein der Dorf-Schloß-Gesellschaft konformes Leben zu führen.<sup>33</sup>

Amalia ist in ihrer Außenseiterposition nicht verbittert. Entgegen den überwältigenden Erfahrungen der Dorf-Schloß-Gesellschaft hält sie glückliche Mann-Frau-Beziehungen für möglich. Sie bezieht sich auf einen Liebesbegriff, der nicht von Aufstiegswünschen und Zweckdenken bestimmt ist.<sup>34</sup> So sieht sie in der sich entwickelnden Freundschaft

---

<sup>33</sup> Peter U. Beicken betont die herausragende emanzipatorische Bedeutung Amalias im Werk Kafkas. Er führt aus, daß sich auch die Bedienerin in der „Verwandlung“ nicht in Schemata weiblicher Schwäche und List einordnen ließe. Sie lebt allein, da sie Witwe ist und sorgt für ihren Lebensunterhalt. Dem Dasein steht sie realistisch und praktisch gegenüber. Herrn Samsa, diesem Kleinbürger, erscheint sie als „rebellisch“ (Peter U. Beicken: Starker Knochenbau. Zur Figur der Proletarierin bei Kafka. In: Preis der Vernunft. Literatur und Kunst zwischen Aufklärung, Widerstand und Anpassung. Festschrift für Walter Huder. Hrsg. Klaus Siebenhaar und Hermann Haarmann. Berlin/Wien, 1982. S. 63.). Im Spätwerk entdeckt Beicken in Amalia eine Weiterentwicklung dieser „Haltung proletarischer Rebellion“ (ebenda, S. 64.), da sie die Unterwerfung verweigert und auf ihrer Selbständigkeit besteht. „Alles Derbkomische, alle Platttheit volksnaher Lebenswirklichkeit weicht einer ethischen Entschlußfestigkeit, die Amalia zu einer Vertreterin eines nahezu abstrakten Freiheits- und Individuationsprinzips macht. (...) Was bei der Bedienerin die ‚Straußfeder‘ symbolisierte, übernimmt in Amalias Fall das Granatenhalsband, dessen roter Schimmer eine Befreiungsgeschichte weiblicher Sexualität vorwegnimmt. Kafka spürt hinter dem Klassenkampf die Idiosynkrasien der Geschichte des Patriarchats auf. Es sind seine Randfiguren, von denen Lichtblicke in die Zukunft gehen.“ (Ebenda, S. 64 f.)

<sup>34</sup> „Jeder Mensch heute, ohne jede Ausnahme, fühlt sich zuwenig geliebt, weil jeder zuwenig lieben kann.“ (Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz. In: Gesammelte Schriften. Band 10.2. Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main, 1977. S. 687.) – Nur Amalia, die die Ideologie der Gesellschaft durchschaut und eine andere Lebenspraxis gewählt hat, kann überhaupt ein Plädoyer für die Liebe erheben, denn von ihr ist dies als Stimme der Vernunft moralisch und ästhetisch erträglich. Für die anderen Figuren ist von der Liebe oder besser der Sexualität nur noch ein Besitz- und Abhängigkeitsverhältnis oder die körperliche Befriedigung (auch sie äußerst zerbrechlich) erhalten geblieben. Ihre Geschichte und ebenso ihre Überzeugung, daß K. Olga liebe, setzen im anderen, ohne als Gedanken falsch zu sein, eine Liebesfähigkeit voraus, die nicht vorhanden ist. Amalia zeigt selbst etwas von dieser Liebesfähigkeit, die sie vermitteln möchte, indem sie K. an ihrem Denken teilhaben läßt. Kafkas Darstellung des verdinglichten Bewußtseins zeigt jene Gründe auf, warum Liebe nicht wächst: Scham und Schuld bei Josef K., egomanische Selbstbezogenheit bei K. und darunter, den Figuren verborgen, Angst und hierarchisches Denken, Identitätslosigkeit und daher Suche nach sich selbst und Integration. Die äußere Welt, wie Kafka sie darstellt, verhindert jedoch diese Selbstfindung, die Bedingung der Liebe wäre. Die Kälte sei, so Theodor W. Adorno, Jahrtausende alt. Das frühe undogmatische Christentum habe einen Versuch unternommen, ihr entgegenzuwirken. Doch da die

zwischen Olga und K. einen Beweis ihrer gegenseitigen Zuneigung und Liebe. K.s Einwände und auch Olgas Unbefangenheit K. gegenüber können sie nicht davon abbringen:

„Amalia lächelte und dieses Lächeln, trotzdem es traurig war, erhellte das düster zusammengezogene Gesicht, machte die Stummheit sprechend, machte die Fremdheit vertraut, war die Preisgabe eines Geheimnisses, die Preisgabe eines bisher behüteten Besitzes, der zwar wieder zurückgenommen werden konnte, aber niemals mehr ganz.“ (S 265)

K.s Eindruck beweist, daß Amalia ihr Wissen mit anderen teilen will. Sie erhofft sich für Olga und K. eine nicht auf das Schloß und die egoistische Befriedigung ihrer jeweiligen Wünsche ausgerichtete Beziehung. Amalia zeigt in ihrem Wunsch, daß sie innerlich nicht gebrochen und zerstört ist, sie kann sich über das Glück anderer freuen.

Ihr Glaube ist zugleich ein Angebot an K., seine Beziehung zu Frieda zu überdenken und sein Streben zum Schloß zu hinterfragen. Aber K. ist viel zu sehr mit sich beschäftigt. Er kann ihren verborgenen Rat, das Streben zum Schloß aufzugeben, nicht erkennen.<sup>35</sup>

---

gesellschaftliche Ordnung beibehalten worden sei, sei dieser Versuch gescheitert. Was ist Liebe? „Sie ist ein Unmittelbares und widerspricht wesentlich vermittelten Beziehungen. Der Zusppruch zur Liebe – womöglich in der imperativischen Form, daß man es *soll* – ist selber Bestandteil jener Ideologie, welche die Kälte verewigt.“ (Ebenda, S. 688 f.)

<sup>35</sup> Auch Heinz Politzer sieht in Amalia eine Figur, die dem gewöhnlichen Schicksal der Beherrschten in der Dorf-Schloß-Gesellschaft entgegentritt und für sich Autonomie gewonnen hat. „Sie hat dem Schrecken widerstanden, und weder sie noch ihr Haus ist daran zugrundegegangen. So lebt Amalia weiter im Dorf und führt ihr Dasein außerhalb des Herrschaftsanspruchs des Schlosses. (...) Der Verzweiflung ausgesetzt tritt sie der Verzweiflung aufrecht und kühl entgegen, denn ihre Augen haben über die Verzweiflung hinausgesehen. In dieser einsamen Frauengestalt nahm Kafka eine Haltung auf sich, die nach ihm und zum Teil seinetwegen als existentielle Einsamkeit bekanntgeworden ist.“ (Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt am Main, 1978. S. 419.) – Walter Sokel stellt nicht den Akt der Abweisung und Selbstbewahrung Amalias in den Vordergrund. Als Beweggrund für die Ablehnung Sortinis erkennt er bei Amalia den „Reinheitswillen, der in ihre eigene Schönheit versunkenen, narzißtischen Tochter“. (Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt am Main, 1976. S. 518.) – Ihre Schönheit war Bedingung ihrer Selbsterkenntnis, doch bleibt sie meines Erachtens nicht bei ihr stehen, sondern entwickelt sich weiter. „Ihre Ablehnung des Antrags bedeutet also, daß sie das Natürliche in sich unterdrückt hat um eines gigantischen Stolzes willen. Sie besteht darauf, Ausnahme zu sein und ihre Reinheit zu bewahren. Sie will das Natürliche in sich transzendieren und ihre Keuschheit zum Absoluten erheben.“ (Ebenda, S. 518.) – Der Begriff des Natürlichen für eine Frau ist meiner Meinung nach immer prekär. Weiter deutet Sokel Amalia im Kontext der Künstlerfiguren, Josefine und dem Hungerkünstler, der späten Erzählungen, die mit ihren Idealen entgegen der Masse zu kämpfen haben. Selbstbewahrung, wie Amalia sie zeigt, hat bestimmt narzißtische Anteile, darin möchte ich Walter Sokel zustimmen. Doch scheinen mir diese nicht der Hauptaspekt dieser Figur zu sein. Mir kam es darauf an, zu zeigen, daß Amalia nicht unnatürlich ist, sondern die sexuellen Angebote dieser Gesellschaft nicht will. Ihre Ablehnung hatte mit Schönheit zu tun, doch könnte Schönheit allein nicht auf Dauer ihre Einsamkeit erträglich machen. Trotz ihres Abstandes zur Dorf-Schloß-Gesellschaft hat sie menschliche Hoffnung für K. und ihre Schwester. Dieser weiche, frauliche Zug ihres Wesens existiert und bestimmt ihr Handeln.

Kafka zeigt, daß Sexualität vollständig in den repressiven Kontext der Dorf-Schloß-Gesellschaft eingebunden ist. Die Beamten, die Frauen und die Dorfmänner kennen ihre Positionen in der Ordnung und sind bemüht, niemals die Grenzen zu überschreiten. Die Beamten sind die scheinbaren Nutznießer der sexuellen Arrangements, denn sie haben im Dorf ein sexuelles Reservoir, aus dem sie sich bedienen können. Die Frauen erleben durch die Beamtenverhältnisse eine gesellschaftliche Aufwertung, die sie den Benutzungscharakter ertragen und vergessen läßt. Sortini hat sich verliebt, aber er wird, wie hart die Strafe gegen die Familie auch ausfallen mag, Amalia nie bekommen. In der Versagung Sortinis, ebenso in der Totenstarre Klamms, die ja beide als Beamte vom System profitieren, erscheint auch die Vergeblichkeit ihres Lebens.

Dagegen zeigt Kafka, daß der Sexualität und Schönheit nicht-konforme Momente innewohnen, die mächtig genug sind, das unterdrückende Gesellschaftsgefüge ins Wanken zu bringen. Frieda hatte die Hoffnung, daß K. bei ihr bleibt, als sie für eine Nacht lang die Dorfgesetze hinter sich ließ. Amalia bezauberte für einen Moment mit ihrer Schönheit alle, die mit ihr in Berührung kamen. Amalias Schönheit setzte einen Entwicklungsprozeß in Gang, der sie zu Erkenntnis und Veränderung brachte. Ihre Schönheit blieb nicht leerer Schein, sondern verband sich mit anderen psychischen und geistigen Qualitäten. Der Charakter des *Promesse de bonheur* der Sexualität und der Schönheit bleiben bei Kafka erhalten, auch wenn sich diese Möglichkeiten gegen den Gesellschaftsdruck nicht behaupten können, erscheinen sie und stellen dem Leser Fragen an seine eigenen Zielsetzungen und Strebungen. Kafka öffnet den Horizont, andere Perspektiven, die Sexualität und Liebe nicht in einem vom Zweck-Mittel-Denken geformten Kontext erscheinen lassen, entstehen.

### **3. Gesellschaftliche Bezüge**

#### **3.1. Schuld**

In der Dorf-Schloß-Gesellschaft gibt es keine Schuld. Gut und Böse existieren ausschließlich als der Dorf-Schloß-Gesellschaft immanente Kategorien. Weder ein metaphysisches noch ein gesellschaftliches Außen korrigieren die Urteile, die aufgrund des wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Dorf und Schloß gefällt werden. An der Barnabas-Familie beschreibt Kafka, daß zwar ein eigenständiges, nicht auf das Schloß orientiertes Handeln von den anderen Dorfbewohnern verstanden, aber niemals geduldet wird.

Die Menschen, die Kafka darstellt, können sich nicht auf ihr eigenes Denken und Fühlen verlassen, sie stehen sowohl den gesellschaftlichen Verhältnissen fremd und ohnmächtig gegenüber als auch ihren eigenen Gedanken und Empfindungen. Dies macht Kafkas Darstellung so herausragend und eindringlich. Das Ich erweist sich als schwach und zerrieben, von Erkenntnis unberührbar. Kafka zeigt äußere und innere Einsamkeit und Unerreichbarkeit. Das Handeln verläuft in den von der Gesellschaft bestimmten Bahnen, kein unabhängiges Bewußtsein und keine kritische Reflexion kommen gegen die eingefrästen Anpassungs- und Verhaltensmuster an. Und dieses Verhalten, so schädigend und beklemmend es auch in sich ist, sichert das Überleben des einzelnen.

Amalia versucht, K. von seinem Streben ins Schloß abzubringen und ihn auf andere Ziele hinzulenken. Sie erkennt in K.s Streben den regressiven, schädigenden Aspekt des Wunsches nach Teilhabe an der Macht des Schlosses. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrung von Abweisung und darauffolgender Verelendung weiß sie um die tödlichen Konsequenzen, die der Kampf mit dem Schloß mit sich bringt.

Außerdem kennt sie das Lebensunglück aller Dorffrauen, das aus der Ausrichtung auf das Schloß resultiert. Die erhoffte psychische Erhöhung und der soziale Aufstieg sind Illusionen, an denen die Frauen ihr ganzes Leben lang angstvoll festhalten. Die innere und äußere Ausrichtung auf das Schloß gibt den Dorfbewohnern eine Zentrierung ihres Lebens. Diese bietet ihnen Sicherheit und läßt Unterdrückung und Abhängigkeit vergessen. Scheinbar bestimmen sie ihr Leben selbst. Im Gegensatz zu den Frauen bleibt K. in seinem Streben nicht bei einem Beamten stehen, sondern er meint das Schloß als ganzes. Amalia hat den Selbstbetrug der Frauen und den Betrug des Schlosses an den Dorfbewohnern durchschaut. Sie weiß, daß das Schloß die psychische und intellektuelle Abhängigkeit der Dorfbewohner herstellt und benutzt, um die Herrschaft über sie aufrechtzuerhalten.

Amalia versuchte, den Glauben an die Wahrhaftigkeit und Integrität des Schlosses zu erschüttern, indem sie die reale Erfahrung ihrer Familie mit dem Schloß aufruft:

„(...) solchen Reden der Herren müsse man nicht sehr vertrauen, die Herren pflegen bei derartigen Gelegenheiten gern etwas Gefälliges zu sagen, aber Bedeutung habe das wenig oder gar nicht, kaum gesprochen sei es schon für immer vergessen, freilich, bei der nächsten Gelegenheit gehe man ihnen wieder auf den Leim.“ (S 317)

Sie möchte ihnen die Gleichgültigkeit der Beamten und ihre eigene unreflektierte Komplizenschaft mit dem Schloß vor Augen führen. Doch der psychische Wunsch nach Schutz und die intellektuelle Unmöglichkeit dem Schloß niedrige, egoistische Motive zu unterstellen, versagen vor einem emotionslosen Vergleich der Versprechungen des Schlosses mit deren wirklichen Umsetzungen.

Amalia ist die einzige Person im Dorf, für die das Schloß nicht den alleinigen Gravitationspunkt des Lebens darstellt. Dafür hat sie einen hohen Preis bezahlen müssen: den Verlust der Gemeinschaft und den Verlust an gemeinsamer Sprache mit den Dorfbewohnern und mit ihrer Familie. In K.s Wunsch, im Erreichen des Schlosses das Erlebnis der Selbstmächtigkeit seiner Kindheit wiederaufleben zu lassen, sieht sie eine regressive Dynamik, die mit den realen Gegebenheiten der Dorf-Schloß-Gesellschaft nichts gemein hat. Autonomie kann sich nicht in Abhängigkeit von Kindheitswünschen entfalten. Denn einerseits soll das Streben die kindlichen Allmachtsphantasien erst erfüllen, andererseits bewirkt die Erfüllung kindlicher Wünsche keine Autonomie. K. und die Dorfbewohner übertragen kindliche Wünsche nach Aufstieg, Anerkennung und Geliebtwerden auf das Schloß, gleichzeitig werden sie vom Schloß in dieser kindlichen Abhängigkeitssituation gehalten, um niemals zu kritischer Distanz dem Schloß und sich selbst gegenüber zu gelangen. Das Schloß muß real nichts dazu beitragen, daß die Dorfbewohner in unkritischer Verehrung zu ihm verbleiben.<sup>1</sup>

Die historische Entwicklung ihrer Gesellschaft ist ihnen unbekannt. Eine ihrer Gesellschaft gegenüberstehende Außenwelt hat keine vergleichende Bedeutung. Alle Dorfbewohner teilen ja einerseits die Ausrichtung auf das Schloß. Kritik an der infantilen Abhängigkeit findet nicht statt, da sie ihnen als solche gar nicht bewußt ist. Sie existieren in einer entwicklungslosen Immanenz ohne Ausblick auf andere Verhältnisse. Sie empfinden sich selbst als gute und dankbare Bürger. Andererseits wird regelwidriges Verhalten aus Angst vor dem Schloß und einer möglichen Strafe gegen sie

---

<sup>1</sup> Paul Heller benennt das Glaubensmoment in den Beherrschten, das sie in ihrer inferioren Position verharren läßt: „Macht und Herrschaft sind, wenn sie nicht mit offener Gewalt erzwungen und durchgesetzt werden, auf die Anerkennung durch den Beherrschten in einem komplexen, (sozial-) psychologisch vermittelten Verhältnis angewiesen. Insofern ist der Untergebene zur Hälfte an der Macht beteiligt, er stiftet sie durch seine wie auch immer zustandgekommene Anerkennung. Die ‚ganze‘ Macht kann daher als eine Fiktion der Mächtigen angesehen werden.“ (Paul Heller: Franz Kafka. Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Tübingen, 1989. S. 201.)

alle scharf geahndet. Das Schloß muß daher keine repressiven Maßnahmen ergreifen, denn die Dorfbewohner handeln selbst präventiv und ohne Mitleid miteinander bei einem, von der Norm abweichenden Verhalten.<sup>2</sup>

K. unterscheidet sich in einem Aspekt seines Strebens von den Dorfbewohnern, nämlich im Wunsch, das Schloß zu sehen und zu erreichen. Hierin liegt der progressive Aspekt seines Strebens. Im Gegensatz zu den Dorfbewohnern will er sich selbst Einsicht in die Schloßwelt verschaffen. Er akzeptiert nicht die horizontale Trennung von Dorf und Schloß. Demgegenüber sind das Streben und die Ausrichtung als Wunsch nach Erhöhung bei K. und den Frauen gleich. Der für ihn blinde, unreflektierte Wunsch nach Selbstmächtigkeit findet seine äußere Entsprechung im unbekannten, mächtigen Schloß, das K. auf einer imaginären Landkarte als Landvermesser erkunden will.

K. übersieht die Gleichheit in den Macht- und Herrschaftsstrukturen im Vergleich zwischen der Schloßwelt und derjenigen Welt, aus der er kommt. Seine Kindheitserinnerungen mahnten an diese Gleichheit. Aber K. muß trotzdem am Schloß als Ziel festhalten, da sonst sein Ich, das sich im Streben erhält und zusammenfügt, gefährdet wäre. Ein Aufgeben oder Scheitern seines Wunsches käme dem Untergang des sich durch das Ziel erst konstituierenden Ich gleich.

Hierin liegt Kafkas paradoxe Darstellung des Scheiterns am Schloß: Ohne das Schloß als Ziel, wäre das Ich schwach und inakzeptabel, und gleichzeitig verhindert die Schwäche des Ich die Erfüllung des Strebens. Oder – wenn man eine Alternative zum Schloß annehmen will, verhindert das sich im Streben erst konstituierende Ich, die Sinnlosigkeit des Strebens zum Schloß zu erkennen und daher eine Ausrichtung auf andere, das Ich nicht zerstörende Ziele zu suchen. K.s Festhalten am Schloß als Ziel ist ein verzweifelter Beharren auf eigener Identität. Diese drückt sich zum einen in der Suche nach einem Zugang aus, zum anderen soll sie sich in Auseinandersetzung mit den Behörden und am Ziel seiner Wünsche bilden. K.s Identitätssuche wirft ein Licht auf Amalia, die ihre eigene Identität gerade in der Abwendung vom Schloß gefunden hat. Der gesellschaftlich bedingte Verlust von persönlicher Autorität bewirkt eine verzweifelte Suche nach individueller Auseinandersetzung, um zu eigener Identität zu gelangen. Die unpersönlichen bürokratischen Herrschaftsformen sind strukturell nicht in der Lage, identitätsstiftende Beziehungen einzugehen oder zu fördern.

---

<sup>2</sup> Sie sind in jedem Sinn nur noch verwaltete Privatpersonen. Ihr Handeln beruht auf ihren je privaten Moralvorstellungen, die insgesamt äußerst rigide anderen gegenüber und äußerst egoistisch-nachlässig sich selbst gegenüber sind. Hannah Arendt beschreibt die Gleichschaltung durch die Nazis in Deutschland: „Nichts erwies sich als leichter zerstörbar als die Privatmoral von Leuten, die einzig an die ununterbrochene Normalität ihres privaten Lebens dachten, nichts konnte leichter gleichgeschaltet, öffentlich uniformiert werden als dieses Privatleben.“ (Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958. S. 505.)



In Form einer Geschichte versucht Amalia, K. auf ein anderes Ziel hinzulenken. Sie möchte ihn vor dem zerstörerischen Sog des Schlosses und seines eigenen Wunschs warnen:

„Nun ja“, sagte Amalia, „aber das Interesse der Leute ist ja sehr verschiedenartig, ich hörte einmal von einem jungen Mann, der beschäftigte sich mit den Gedanken an das Schloß bei Tag und Nacht, alles andere vernachlässigte er, man fürchtete für seinen Alltagsverstand, weil sein ganzer Verstand oben im Schloß war, schließlich aber stellte es sich heraus, daß er nicht eigentlich das Schloß, sondern nur die Tochter einer Aufwaschfrau in den Kanzleien gemeint hatte, die bekam er nun allerdings und dann war wieder alles gut.“ (S 323 f.)

Amalia hält hier ein Plädoyer für ein Leben, das sich auf die menschlichen Ziele Liebe, Ehe, Selbsterhaltung beschränkt, und in dieser zugegebenen Beschränkung letztlich mehr Glück und Erfüllung findet als in einem vermeintlich hohen, aber letztlich zerstörerischen Streben.

Amalia hat sich selbst an diesen Rat gehalten. Sie pflegt ihre alten kranken Eltern und gibt sich in keiner Weise Spekulationen über das Schloß hin. Amalia weiß um die Schwäche von logischen Argumenten, wenn starke Wünsche eine Rolle spielen. Ihre Geschichte zu verstehen, würde schon einen Grad von Bewußtheit des eigenen Lebens voraussetzen, den K. so gar nicht besitzt. Er kann weder die Weisheit verstehen, die in Bescheidenheit liegt, noch versteht er die Ironie ihrer Geschichte, daß ein großes, hehres Streben oft nur die Hülle für ein kleineres, unspektakuläres Wünschen abgibt.

Ein unspektakuläres Leben läge in der anfänglich stärker angestrebten Integration in die Dorf-Gesellschaft, wobei K. dann ebenso wie die anderen Dorfbewohner, ein unbedeutender Teil der bedrückenden Verhältnisse wäre. Der Arbeitsbegriff, den K. im Angesicht der Verhältnisse entwirft, entspricht der Entindividuation und Entfremdung, die ihm exemplarisch im Aussehen der Bauern erscheint. Um zu überleben, sind sie auf eine triebhafte, geistlose Stufe herabgesunken. K. fürchtet die Auswirkungen von Arbeit in diesen Verhältnissen.

Kafka zeigt die Alternativlosigkeit der Lebensentwürfe der Beherrschten in der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Das Streben ins Schloß bedeutet Scheitern aufgrund der Unerreichbarkeit des Schlosses, wobei der einzelne den Versuch unternimmt, zumindest sein Ich durch die Zielsetzung zu bewahren. Integration als Alternative dazu bedeutet Selbstverlust durch Anpassung.

Amalias Schweigsamkeit und Abgeschlossenheit werden von K. als Arroganz gedeutet. Amalia schweigt da, wo alle anderen das Schloß zum Inhalt ihres Denkens und Sehnsens erheben. Am Tag nach dem Feuerwehrfest versuchte sie, ihrer Familie die Unzuverlässigkeit der Beamten vor Augen zu führen, doch „die Mutter verwies ihr solche Reden, der Vater lachte nur über ihre Altklugheit und Vielerfahrenheit“ (S 317).

Die Familie braucht die zwar zerbrochene, aber im Negativen aufrechterhaltene Beziehung zum Schloß, um zu überleben. Erst die Abwendung und Verelendung bewirken die Schuldgefühle, von denen weder Dorf noch Schloß sie befreien und entlasten wollen. Nach dieser morgendlichen Erfahrung verzichtet Amalia darauf, aufklärerisch tätig zu sein. Sie erkennt, daß kindliche Wunschphantasien nach Schutz und Geborgenheit und lebenslange Angst vor Strafe, und der daraus resultierende Gehorsam nicht durch Argumente zu erschüttern sind. Sie hat eine spontane Abkehr vom System vollzogen und dann auf eine mögliche Reintegration bewußt verzichtet. Das neue Selbstbewußtsein und die erstmalige Entscheidungsunabhängigkeit vom Schloß waren für Amalia stark und verlockend genug, diese nicht wieder aufzugeben.

Amalia hat sich im System dieser Gesellschaft schuldig gemacht, weil sie selbstverantwortlich, nur ihrem eigenen Gewissen und Gefühl verpflichtet, handelte. Daher ist Amalia die einzige Person in der gesamten Dorf-Schloß-Gesellschaft, die Autonomie und eigenes Denken erlangt hat.

Die anderen Dorfbewohner sind unschuldig in bezug auf ihr Handeln, denn sie handeln und denken nur in Abhängigkeit vom Schloß. Autonomie des Denkens und Handelns kommt ihnen in keiner Weise zu und ist ihnen als solche auch völlig unbekannt, sie handeln bestenfalls – und empfinden sich auch so, wenn sie dem Schloß gegenüber Ansprüche stellen – wie ungezogene Kinder. Ihr ganzes Leben verbringen sie in einem Zustand geistiger und psychischer Abhängigkeit in den ihnen vom Schloß gesetzten Erkenntnis- und Handlungsgrenzen. Kafka schildert in quälender und beklemmender Weise eine Gesellschaft, in der die Individuen nicht über den Status unmündiger Kinder hinauszukommen vermögen. Es ist eine Endzeit-Gesellschaft, in der jeder Fortschritt, sei er ökonomisch, sozial oder kulturell, aufgehört hat. Und auch die Erinnerung, an das, was Menschen zu anderen Zeiten bewegte, ist dem kollektiven Vergessen anheimgefallen. Lebensinhalt ist der Selbsterhalt und das Steigen und Fallen innerhalb der vom Schloß bestimmten und dabei doch imaginären Hierarchien. Auch zweckgebundenes Denken der Dorfbewohner, der Neid auf den Aufstieg anderer, ebenso die Angst vor Ansteckung beim Unglück der Barnabas-Familie läßt sie nicht wirklich schuldig und verantwortlich für ihr Handeln werden. In dieser Verantwortungslosigkeit liegt eine besondere Form der Verführung durch die Herrschaft des Schlosses über sie. Sie scheinen sich immer im Schutz des Schlosses zu bewegen und werden in Wirklichkeit beherrscht und manipuliert. Ihr Leben verläuft blind in den vom Schloß vorgegebenen Bahnen.

Die Dorfbewohner können nur über ihr Leben klagen, doch sie haben kein Bewußtsein ihrer selbst, da die Gesetze und Regeln der Dorf-Schloß-Gesellschaft ihre Ultima ratio sind.

Die Dorf-Schloß-Gesellschaft ist eine eisige, welt- und gottverlassene bedrückende Gemeinschaft. Ihre Vergangenheit ist vergessen und ihre Zukunft entspricht einer ewiggleichen Gegenwart. Die Menschen haben keine Ideen, keinen Glauben und keine Hoffnungen auf etwas, was außer ihnen selbst Bestand hat. Amalia hat die Chance ergriffen, persönliche Autonomie und Selbstbestimmung zu erfahren und ist bereit für deren Durchsetzung und Bewahrung den Preis der Einsamkeit und Sprachlosigkeit zu zahlen. Erst die Außenseiterposition hat ihr diesen Erkenntnisraum eröffnet. Darin ist sie K. ähnlich. Auch er teilt die Vorurteile dieser Gesellschaft nicht, ist aber zugleich von ihr und der Aura der Macht des Schlosses fasziniert. Das fortwährende Scheitern am Schloß und an seinen Wünschen läßt ihn um so stärker an seinem Streben festhalten. Wie bei den Dorfbewohnern wächst in ihm der kindlich-abhängige Teil seiner Persönlichkeit. Amalias Ausrichtung auf das Schloß ist durch die Erfahrung von Schönheit und Selbstbewußtheit und durch die Absage an Sortini zerbrochen. Da das gesamte Dorfsystem auf der Ausrichtung zum Schloß beruht, das die Leute bestimmt und dirigiert, hat Amalia ihnen nichts mehr zu sagen, da sie nun einmal diese Ausrichtung aufgegeben hat und weiterhin auf ihrer Außensicht wie auf einer Kostbarkeit besteht. Kafka zeigt, daß innerhalb der Ideologie der Dorf-Schloß-Gesellschaft diese Ideologie nicht durchschaut und kritisiert werden kann.

Den progressiven Teil des Strebens ins Schloß erkennt Amalia. K. ist der einzige, der über die vom Schloß gesetzten Grenzen hinauszugelangen sucht. Außerdem kommt er aus einer anderen äußeren Welt, die für die Dorfbewohner in der Geschlossenheit ihrer Gesellschaft keine Bedeutung besitzt. Er könnte diese Geschlossenheit und die wechselseitige Bezogenheit von Schloß und Dorf durch neue Impulse aufbrechen. Amalia erhofft von ihm einen Zuwachs an Welthaltigkeit und eine Schwächung der Beziehung der Dorfbewohner zum Schloß. Amalia setzt dabei einerseits entschieden auf Gewaltlosigkeit und Befriedigung der Lebensbedürfnisse, andererseits auf die psychische und intellektuelle Abkehr K.s von seiner Ausrichtung auf das Schloß. Eine veränderte Wahrnehmung könnte auch für die anderen Dorfbewohner beispielhaft werden. Darin und eben nicht im Streben würde Amalia K. unterstützen.

„(...) ich bin nicht eingeweiht, nichts könnte mich dazu bewegen, mich einweihen zu lassen, nichts könnte mich dazu bewegen, nicht einmal die Rücksicht auf Dich, für den ich doch manches täte, (...).“ (S 269)

Sie verspricht K. ihre Solidarität und Hilfe, bei den Zielen, die sie sich für eine Veränderung ihrer Gesellschaft gesteckt hat. Männliche Eitelkeit und Selbstbehauptung, die an das Schloß gebunden ist, verhindern K.s Annäherung an Amalia.

K. zeigt im regressiven Anteil seines Strebens, der in dem Wunsch nach Teilhabe an der Macht des Schlosses liegt, das gleiche infantile und verantwortungslose Verhalten wie die anderen Dorfbewohner. Seine zweckrationalen Beziehungsversuche, z. B. zu Frieda,

zu Hans und zu Pepi bringen ihn seinem Ziel nicht näher, sondern verdichten sich zu seinem Scheitern am Schloß.<sup>3</sup>

Aufgrund der regressiven Anteile seines Strebens und aufgrund des für die Dorf-Schloß-Gesellschaft progressiven Wunsches, ins Schloß zu gelangen, dem die Ausrichtung auf zweckrationale Beziehungen zu anderen Menschen untergeordnet ist, ist K. ebenso wie die Dorfbewohner blind und schuldlos. Zu stark ist sein Wunsch, Anerkennung und Identität zu finden. Die Macht des Schlosses verhindert bei ihnen allen eine Ausbildung und Erweiterung ihrer psychischen und intellektuellen Möglichkeiten.

Diese Konzeption der Darstellung des Bewußtseins und der Möglichkeit von Erkenntnis unterscheidet sich zutiefst von der emphatischen Darstellung des Bewußtseins und der Erkenntnismöglichkeiten des Individuums zu Beginn der bürgerlichen Kunst. Immanuel Kants Hoffnung auf Aufklärung als dem Ausweg aus selbstverschuldeter Unmündigkeit ist an einem zerrissenen negativen Endpunkt angelangt. Die Gesellschaft im „Schloß“ ist zu Bewegungslosigkeit und Schweigen verdammt. Die Bewußtseinsprozesse und die persönliche Hoffnung auf Veränderung können in einer durch bürokratische Herrschaft bestimmten Gesellschaft nicht zur Entfaltung und zur Befreiung der einzelnen führen.

### **3.2. Die Darstellung der Bürokratie im „Schloß“**

Im „Proceß“ ist das „Gericht“ eine riesige, uneinsehbare Organisation, die die bekannten staatlichen Institutionen umgeht und unterhöhlt und sich des ohnmächtigen einzelnen bemächtigt. Im „Schloß“ ist die Bürokratie des Beamtenapparates zur alleinigen und unangefochtenen Regierungs- und Herrschaftsform der Dorf-Schloß-Gesellschaft avanciert. Im „Proceß“ korrespondiert das Gericht als äußere Instanz mit der inneren Verfassung Josef K.s. Es ist repressive Außen- und Inneninstanz, von der sich Josef K. nicht befreien kann. Die Schloßbehörde hingegen ist als äußere machtvolle Instanz konzipiert, in die K. gelangen will. Der Antrieb zur Auseinandersetzung stammt ganz aus ihm selbst. Aufstiegswünsche und der Versuch, sich selbst in Beziehung zur Autorität zu finden und zu konstituieren, verhalten sich widersprüchlich zueinander. Die Doppelfunktion des Gerichts im „Proceß“ erschafft eine inhaltliche und ästhetische Gespanntheit. Im „Schloß“ hingegen schafft die Eindeutigkeit des Scheiterns am Wunsch, ins Schloß hineinzugelangen, eine ungeheure ästhetische Einförmigkeit. Zudem wird der Wunsch nicht in seinen regressiven Anteilen von K. erkannt.

---

<sup>3</sup> Nach der Erzählung Olgas distanziert sich K. von möglichen Konsequenzen aus dem Vernommenen für sich selbst, indem er die chauvinistische und scheinbar ganz unrealistische und belanglose Frage, welche der beiden Frauen, Olga oder Amalia, ihm lieber wäre, mit einer Präferenz für Olga beantwortet. „Wenn er zwischen Olga und Amalia zu wählen hätte, würde ihn das nicht viel Überlegung kosten.“ (S 366). Er bevorzugt Olga, da sie wie er einem Strebenscharakter unterliegt.

Ein freier und unbekümmerter erzählerischer Stil bestimmt die Passagen, die von den Frauen dominiert werden.<sup>4</sup> Allein programmatisch kämpft K. im „Schloß“ viel unbedingter als Josef K. im „Proceß“. Doch stellt Kafka im „Schloß“ eine hermetischere Welt als im „Proceß“ dar.

Zwischen der herrschenden Klasse im Schloß und den Beherrschten im Dorf gibt es keine gesellschaftlichen Konflikte, die die Macht der Bürokratie relativieren oder angreifen. Im „Schloß“ hat die Bürokratie die Herrschaft erlangt und erhält sie ohne äußere Repressionen aufrecht. Kafka zeigt diese totalitäre Machtdurchdringung an einer modellhaft-reduzierten Gesellschaft, in der die Bürokratie des Beamtenapparates die einzige gesellschaftliche Institution darstellt, der die Dorfbewohner als Beherrschte gegenüberstehen.<sup>5</sup>

In dieser modellhaften Reduzierung werden die psychische Unterwerfung und Entpersönlichung auf seiten der Beherrschten veranschaulicht. Kafka zeigt vor allem den Verlust von Autonomie und Solidarität seitens der Dorfbewohner. Die Beherrschten erscheinen in ihrer ihr Leben zerstörenden Identifikation mit der Herrschaft und in ihren illusionären Versuchen, an der Macht der Herrschenden teilzuhaben.<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Reinhard Baumgart erkennt auch die Dominanz der Frauenfiguren im „Schloß“ gegenüber Kafkas früheren Werken: „Im Prozeßroman hatten Frauen nur die Ränder beherrscht, jetzt aber drängen sie ins Zentrum. Der streng nach oben, in Gottesbeweise, die Transzendenz oder die Geheimnisse bürokratischer Herrschaft verlorene Blick mindestens der ersten Generation der Kafka-Deuter hat gerade das geflissentlich übersehen. Sie alle wollten, wie ihr K., eindringen ins Schloß. Aber vom Schloß wissen wir, um es noch einmal zu wiederholen, nur das eine ganz gewiß: daß dort oben keine Frauen walten. Ob der Roman, anders als K., dort hinauf womöglich gar nicht will.“ (Reinhard Baumgart: Selbstvergessenheit. Drei Wege zum Werk: Thomas Mann Franz Kafka Bertolt Brecht. München, Wien, 1989. S. 287.) – In leichter, ironischer Weise versucht der Autor, den von der Kafka-Deutung auf die schwierigen Themen gebannten Blick auf andere, näherliegende Themenkreise zu lenken.

<sup>5</sup> Kafkas Reflexion auf die bürokratische Herrschaftsform erscheint im Zusammenhang mit der Erneuerung der Erzähltechnik: „Der Effekt von Unwirklichkeit und Neuartigkeit in der Kafkaschen Kunst des Erzählens ist hauptsächlich seinem Interesse an diesen (i.e. falsche Wohlanständigkeit, scheinbare Normalität, falsches Handeln) verdeckten Strukturen und seiner radikalen Desinteressiertheit an den Fassaden, an den Aspekten und dem rein Phänomenalen der Welt verschuldet.“ (Hannah Arendt: Franz Kafka. In: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt am Main, 1976. S. 100.)

<sup>6</sup> Die soziologischen und individuellen Aspekte der Herrschaftszusammenhänge verhindern eine Befreiung der Dorfbewohner: „Die Art der Abgeschlossenheit dieser Welt, vergleichbar mit einer allerdings verzerrten mythischen, verfremdet nicht nur die Spuren des Historischen, also der patriarchalischen, halb feudalen Beziehung zwischen Schloß und Dorf, sondern verzerrt auch die Merkmale moderner sozialpolitischer Tendenzen und läßt die Substrate der historisch fortgeschrittenen, neuen Gesellschaftsphänomene nur mühsam durchscheinen. Die Knechtschaft der Einzelnen bzw. ganzer Familien und Gruppen ist nicht als Versklavung unter den Produktionsprozeß greifbar, sondern zeigt sich immer wieder in der subtileren und verhängnisvolleren Unterwerfung des Inneren unter eine alles bestimmende Macht, die repräsentiert in den Behörden und dem Beamtenapparat, die Emanzipation des Willens und die Erweiterung des Bewußtseins, zugleich aber auch eine freie Lebensweise konstant verhindert. (...). Die autoritäre Struktur der Schloßwelt (...) konzentriert sich auf ein Merkmal, das am besten als Ideologiefaktor umschrieben werden kann.“ (Peter U. Beicken: Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung. Frankfurt am Main, 1974. S. 333 f.) – Das Denken und das Leben gehen eine unverbrüchliche Einheit mit der Ausrichtung auf das Schloß ein, andere Formen des Denkens und Handelns werden nicht mehr produziert. Kafka stellt innere und äußere Gefangenschaft dar, die keine Ausblicke auf alternative Lebensmöglichkeiten mehr kennt. Aufbruchs- und Ausbruchsversuche erhalten so den Charakter des Wahnhaften.

Zu welcher vernichtenden Macht das tägliche Leben mit seiner Arbeit in diesem System geworden ist, wird an der Darstellung der einfachen Bauern deutlich. In ihnen gibt es keinen Stolz und keine Unabhängigkeit mehr. Kafka zeigt sie nicht bei der Arbeit sondern als trinkende schweigende Gruppe. An ihnen wird K. klar, daß Arbeit in der Dorf-Schloß-Gesellschaft zwar Integration bedeutet, die ihn seinem Ziel über diesen Umweg taktisch geschickt näher bringen könnte, daß Arbeit aber auch ihn selbst verändern könnte. Arbeit und Leben in der Schloßgesellschaft, zeigt Kafka, ist Unterordnung in ein Zwangssystem, das dem einzelnen seine Individualität und Würde raubt.

Der bürokratische Apparat ist gerade wegen seiner Unüberschaubarkeit und Kompetenzüberschneidung von außen faktisch unkritisierbar, dabei aber vollkommen funktionstüchtig. Alle Erklärungen der Dorfbewohner und der Beamten und ebenso alle Erkenntnisse, die K. im Laufe seines Aufenthaltes in der Dorf-Schloß-Gesellschaft hat, erweisen die reale Funktionstüchtigkeit des Apparats. Die Undurchschaubarkeit von außen und die Kompetenzüberschneidungen im Innern der Behörde sind die Voraussetzung für die Stabilität der Bürokratie.

Die Landvermesserberufung ist ein Beispiel für die unangreifbare Arbeitsweise der Behörde, bei der deutlich wird, daß es gleichgültig ist, ob bei der Berufung seitens der Behörde Fehler gemacht worden sind. K. hat trotzdem keinen Rechtsanspruch auf die Stelle. Dem Dorfvorsteher zufolge kann eine Berufung an K. abgesandt worden sein, obwohl das noch jugendliche Alter K.s dagegen spricht. Im behördlichen Ablauf herrscht Konkurrenz zwischen den einzelnen Abteilungen, keine will von anderen Abteilungen kritisiert werden, daher wird in die abteilungsinternen Abläufe innerhalb der Behörde – und eben nicht nur gegenüber den Bürgern – kein Einblick gewährt.

„Es ist ein Arbeitsgrundsatz der Behörde, daß mit Fehlerquellen überhaupt nicht gerechnet wird.“ (S 103 f.)

Infolge dieser Undurchsichtigkeit entsteht die Sucht nach Fehlersuche bei anderen Abteilungen, „es gibt nur Kontrollbehörden“ (S 104). Dies spiegelt die Machtkämpfe innerhalb der Behörde. Der leere Selbstzweck der bürokratischen Herrschaft, der sich im Machterhalt erschöpft, ist nicht auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen gerichtet.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Friedrich Balke untersucht die Funktion der Bürokratie als gesellschaftliche Organisationsform im Werk. Er sieht in der Organisationsform der Behörde ihre Unangreifbarkeit: Die Hierarchie ist unklar, die Identität der Beamten undurchschaubar. Es gibt keine klare Abgrenzung der amtlichen Kompetenzen. Es gibt kein entscheidendes Subjekt, auf welches sich bezogen werden könnte. Daraus schließt er: „Das ‚unübertreffliche Sieb‘ (die Behörde) ist vielleicht das unübertreffliche Symbol der neuen ‚normativen Ordnung‘, die die Fusion von Staat und Gesellschaft im Verlauf des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat: ein Maximum an Durchlässigkeit (statt einer undurchlässigen ‚Mauer‘) kombiniert mit einem Maximum an Kontrolle.“ (Friedrich Balke: Fluchtlinien des Staates. Kafkas Begriff des Politischen. In: Friedrich Balke und Joseph Vogl (Hg.): Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie. München, 1996. S. 166.)

Die alten tradierten Vorstellungen von einerseits persönlicher und legitimer Macht als aristokratisch-ererbte oder demokratisch-gewählte Herrschaft und von andererseits prinzipieller Veränderung der Machtgefüge aufgrund der Ideale der Aufklärung und der französischen Revolution werden in Kafkas Darstellung der Schloßbürokratie erschüttert. Kafka konfrontiert den Leser mit den negativen gesellschaftlichen Erscheinungen der Moderne. Die historische Entwicklung der Dorf-Schloß-Gesellschaft ist den Dorfbewohnern unbekannt und daher für ihr Selbstverständnis bedeutungslos geworden, was der Gesellschaft den Charakter von ewiger Gleichförmigkeit verleiht. Zukunft und Vergangenheit gleichermaßen scheinen einer ewigen unveränderbaren Gegenwart gewichen zu sein. Die Dorfbewohner sind gefangen und vollständig eingefügt in die Immanenz ihres Lebensbereiches. Es existieren keine Ideen, keine Hoffnungen und kein Glaube an etwas, das in irgendeiner Weise über die Grenzen dieser Gesellschaft hinausweist.<sup>8</sup>

Kafkas Plan, in seinem ersten Roman das neueste, „allmodernste“ (Br 117) Amerika zu zeigen, womit er auf der Ebene des Individuums die Isolation und den menschenverachtenden Leistungs- und Anpassungsdruck und auf der gesellschaftlichen Ebene die Ausbeutungs- und Korruptionsmechanismen meinte, trifft genauso auf seine Darstellung der Bürokratie im „Schloß“ zu. Kafka analysiert an seiner Hauptfigur die Gründe für den ungeheuren Konformitätsdruck und die Abwesenheit von Widerstand gegen die gesellschaftlich herrschende Gruppe. Dabei erscheint die tiefe Verstrickung und Bejahung der einzelnen mit ihrer zerstörerischen und versteinerten Gesellschaftsform. Das Lebensunglück und die persönliche Unzufriedenheit der Beherrschten bilden keine Ansatzpunkte, andere politische Daseinsformen anzustreben.

Es gibt keinen Begriff von politischer Entscheidung, denn diese Gesellschaft definiert sich durch die Verwaltungstätigkeit des Schlosses. Diese ist scheinbar nur an ihrer unermüdlichen und aufreibenden, dabei unpolitischen Arbeit interessiert. Alle Angelegenheiten werden innerhalb der Behörde bestimmt und erledigt. Von außen kann kein Einfluß auf Entscheidungsprozesse genommen werden. Die Unterscheidung von privatem und öffentlichem Interesse ist daher obsolet geworden, denn die

---

<sup>8</sup> Um die Aufgaben der Psychoanalyse in einer veränderten Welt darzustellen, wählt Heinz Kohut die Figuren Kafkas. Immer mehr Menschen werden ihnen ähneln, da sie nicht mehr an ungelösten inneren Konflikten leiden, sondern unter der Kälte der sie umgebenden Welt. Auf diese gesellschaftlichen Veränderungen müsse auch die Therapie reagieren. Es ist nicht viel, was Kohut dem einzelnen anbieten kann: „Was ich sagen möchte, ist, daß das Individuum – in einer Welt der stabilisierten Bevölkerung, der zunehmenden Uniformität, der sich verengenden Freiräume, der Massenbewegungen und des rationellen Totalitarismus – mit neuen Problemen des psychischen Überlebens konfrontiert sein wird. Ein Wechsel von den Freuden des Handelns zu den bereichernden Möglichkeiten des inneren Lebens könnte wohl einen Fluchtweg daraus bieten, (...). Die Erweiterung des Selbst, seine zunehmende Fähigkeit, eine je größere Zahl und je größere Vielfalt von anderen mittels einer bewußt erneuerten und kultivierten, vertieften Empathie zu erfassen, könnte ein weiterer sein.“ (Heinz Kohut: Die Zukunft der Psychoanalyse. In: Die Zukunft der Psychoanalyse. Frankfurt am Main, 1975. S. 24.)

Verwaltungstätigkeit der Beamten vollzieht zwar ihre eigenen Interessen, die aber nicht als private erscheinen, sondern als öffentlich-allgemeine, so bleiben den Dorfbewohnern nach ihrem eigenen Begreifen nur private, egoistische Interessen übrig, deren Durchsetzung, wenn es sie gäbe, der Hauch von Infantilität anhaften würde. Die Schloßbürokratie erscheint als ein neutraler Körper, der in der Lage ist, alle gesellschaftlichen Bewegungen zu umfassen, in sich aufzunehmen und zu bestimmen.<sup>9</sup>

Auf seiten des Dorfes werden unter den Ärmsten und Erniedrigten für alle büßende Opfer gesucht und gefunden, die zur Abfuhr der kollektiven Aggressionen dienen. Diese atavistischen Formen kollektiver Triebabfuhr treten scharf und ungemildert hervor. Die Dorfbewohner haben die Ausgrenzung an der Barnabas-Familie vollzogen, aber alle erkennen darin den Willen des Schlosses. So wälzen sie die Verantwortung für den bürgerlichen Untergang der Familie auf die herrschende Klasse ab. An K. als Fremdem in ihrer Welt können sich die Dorfbewohner ihre wissende Eingeweihtheit aufgrund seiner Unwissenheit genußvoll selbst bestätigen. Da K. weder die Gesetze noch die Umgangsformen kennt, führt er ihre ersehnten, doch angstvoll vermiedenen Grenzüberschreitungen aus. Man darf ihn dafür verachten und bestrafen. Man begegnet ihm teils mißtrauisch, teils höhnisch, bis hin zu offener Feindseligkeit. Aggressionen und Ängste der Dorfbewohner wenden sich entweder gegen das eigene Ich in Form von Selbstanklage und Selbstzerstörung oder nach unten, gegen andere, Schwächere. Olga über die anderen Dorfbewohner:

„Man merkte, daß wir nicht die Kraft hatten, uns aus der Briefgeschichte herauszuarbeiten und man nahm uns das sehr übel, man unterschätzte nicht die Schwere unseres Schicksals, trotzdem man es nicht genau kannte, man hätte, wenn wir es überwunden hätten, uns entsprechend hoch geehrt, da es uns aber nicht gelungen war, tat man das, was man bisher nur vorläufig getan hatte, endgültig, man schloß uns aus jedem Kreise aus, man wußte daß man selbst die Probe wahrscheinlich nicht besser bestanden hätte als wir, aber um so notwendiger war es sich von uns völlig zu trennen.“ (S 332 f.)

Das Leben der Dorfbewohner besteht aus dem Steigen und Fallen innerhalb der auf die imaginierte Nähe zum Schloß beruhenden Hierarchien. Gerüchte und heimliche Allianzen, die entsprechend beneidet und beargwöhnt werden, bestimmen das Leben.

---

<sup>9</sup> Trotz der Trennung von Dorf- und Schloßwelt sind diese aufeinander bezogen: „Funktionen und Besitzverhältnisse mit darin anhängendem Nicht-Besitz als Voraussetzung und Folge zugleich schaffen ein System abgestufter Beziehungen und überziehen die Gesellschaft mit einem Netz von Abhängigkeiten, gliedern sie und machen diese Gliederung zu ihrem alles andere beherrschenden Charakter. Sie in Frage stellen, hieße die Fäden aus diesem Netz herausreißen wollen.“ (Horst Althaus: Zwischen Monarchie und Republik. Schnitzler Hofmannsthal Kafka Musil. München, 1976. S. 151.) – In der scheinbaren Gleichheit der Dorfwelt gibt es Kämpfe um Besitz und sozialen Aufstieg. Das Netz der sozialen und persönlichen Abhängigkeiten erstickt emanzipatorisches Bemühen.



Die bürokratische Herrschaft begnügt sich nicht damit, über das Dorf in den äußeren Belangen der Dorfbewohner zu herrschen, vielmehr sind auch die Gedanken und Gefühle der Dorfbewohner vom Schloß besetzt und auf das Schloß ausgerichtet.

Kafka bricht in seiner Darstellung die verborgene Identifikation mit der Herrschaft und die Selbstrechtfertigungen aufgrund der Scham, so zu handeln, auf. Kontrapunktisch dazu setzt er K.s Freiheits-Reflexionen: Freiheit, sich selbst im Gegensatz zum Schloß zu behaupten und dem entsprechend K.s Furcht, durch die Arbeit und der damit einhergehenden Eingebundenheit ins Dorf, seine Freiheitsansprüche reduzieren zu müssen.

„Ich will immer frei sein.“ (S 14)

Dies ist K.s naiv kundgetane Empfindung, nachdem er die erste Nacht im Dorf verbracht hat. Später wägt er die Vor- und Nachteile einer Dorfexistenz für sich ab:

„Wollte K. Arbeiter werden, so konnte er es werden, aber dann in allem furchtbaren Ernst, ohne jeden Ausblick irgendwohin.“ (S 43)

Und K. weiß, daß er in Frieden arbeiten und bleiben will,

„(...) denn mein Ehrgeiz geht nicht dahin, große mich betreffende Aktensäulen entstehen und zusammenkrachen zu lassen, sondern als kleiner Landvermesser bei meinem kleinen Zeichentisch ruhig zu arbeiten.“ (S 107)

Im Wunsch, ein integriertes Leben als Landvermesser zu führen und in seiner Haltung, die durch die Fremdheit bedingte Freiheit des Außenstehenden nicht zu verlieren, liegt kein Widerspruch. K. wünscht sich Integration nicht als ‚Gnadengeschenk‘ vom Schloß, sondern als sein „Recht“ (siehe S 119). Es ist nicht seine Schuld, daß der Anpassungsdruck dieser Gesellschaft Selbstverleugnung und Unterwerfung voraussetzt.<sup>10</sup>

K.s Freiheitswunsch richtet sich auf ein selbstbestimmtes Leben, in dem er seinen gewählten Beruf ausüben kann. K. möchte als Person anerkannt werden, auf seinen Wunsch, ins Schloß zu kommen, möchte er nicht verzichten. Das Paradoxe liegt darin, daß er in seinem regressiven Anteil des Strebens Erhöhung und Anerkennung von jener Instanz erhofft, von der er unabhängig bleiben will. Dies ist ein zwar paradoxes, aber

---

<sup>10</sup> Demgegenüber sieht Jörgen Kobs im Integrationsstreben und im Freiheitswunsch die paradoxe Grundsituation, in der sich alle K.s befinden, vorgezeichnet: „(...), auf jeden Fall stellt sich K. als einen Mann vor, der sich in einer bestimmten Funktion hat anwerben lassen, der ein dienstliches Abhängigkeitsverhältnis eingegangen ist. (...). Obwohl er die Freiheit als höchstes Gut betrachtet, ist er doch nicht minder bestrebt, seine Abhängigkeit verbrieft und versiegelt zu wissen. Ohne es zu ahnen, bewegt er sich von vornherein im Kreis. Zwar braucht er die gesellschaftliche Bindung, er braucht das Gefühl der Unfreiheit, um die Freiheit überhaupt als erstrebenswerten Besitz realisieren zu können, doch solange sie für ihn nur durch ihre Unverfügbarkeit qualifiziert ist, kann er sie nicht erreichen.“ (Jörgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v.d.H., 1970. S. 516.)

doch letztlich psychisches Problem. Doch die Undurchlässigkeit des Ich dem eigenen Unbewußten gegenüber ist ein zentraler Aspekt der Darstellung. Hierin zeigt sich ein Plädoyer für mehr Erkennen und Verstehen.

Die Kindheitserinnerungen und K.s Erfahrungen in der Heimat haben eine Gleichheit der Verhältnisse der Heimat und der Dorf-Schloß-Gesellschaft apostrophiert. Es gibt keine andere, bessere Welt, in die K. gehen oder fliehen kann, nachdem er sich für die Dorf-Schloß-Gesellschaft entschieden hat. Die Auseinandersetzung des einzelnen mit der Autorität muß geführt werden, um dadurch die eigene freie Selbstbestimmung zu erlangen. Die reale Struktur dieser bürokratischen Gesellschaft in ihrer Funktion als Autorität verhindert aber die für den einzelnen notwendige Auseinandersetzung. K. ist mit seinen Wünschen nach Einsicht ins Schloß und nach Selbsterhöhung und -bestätigung auf sich selbst zurückgeworfen. Das Schloß beachtet ihn kaum, und wenn doch, dann sind die Schlüsse, die K. z. B. aus den Briefen Klamms zieht, gerade nicht die richtigen. Seine Berührungen mit dem Schloß erweisen sich als schatten- und schemenhaft. Seine Alternativen sind Anpassung bei gleichzeitigem Verzicht auf seine Wünsche oder Untergang durch Bestehen auf seinen Wünschen.

In der Dorf-Schloß-Gesellschaft existiert kein individueller Freiheitsbegriff, der dem einzelnen seine Selbstentfaltung innerhalb der Grenzen der Nicht-Schädigung anderer bestätigt und fördert. Die Dorf-Schloß-Gesellschaft ist auch insofern totalitär, als es nur falsche und zur Zerstörung führende Alternativen gibt.

Frieda hat sich die Freiheit einer selbstbestimmten Handlung errungen, als sie K. vor dem Herrenhofwirt hinter dem Schanktisch versteckt, Pepi bietet K. Asyl im Schrank an. Diese Handlungen und Vorschläge zeigen, obwohl sich mit ihnen auch egoistische Interessen verbinden, ein autonomes Handeln gegen die herrschenden Ordnungsprinzipien. Diese Gesten sind so klein, aber in ihnen begründet sich unabhängiges Handeln.

An K. zeigt Kafka, daß die Freiheit des einzelnen die Freiheit aller anderen mitbeinhaltet, da sie allein für den einzelnen nicht existieren kann. Weder die Freiheitswünsche Friedas noch Amalias Absage an die tradierte Ordnung begreift K. als Freiheitswünsche. Der Druck der Dorf-Schloß-Gesellschaft bewirkt psychisch ein Sich-Zurückziehen auf das eigene Erleben. Für andere und deren Interessen, die ja durchaus mit den eigenen korrespondieren könnten, bleibt keine Zeit und Kraft übrig. Die Enge und Starre der Dorf-Schloß-Welt befördert narzißtische Regression und diese bewirkt, daß selbstbestimmte Wünsche als wirklichkeitsfremder Trotz erscheinen. Die Dorfbewohner beäugen einander mißtrauisch als potentielle Feinde. Sie sind sich fremd. Die Dorf-Gesellschaft besteht aus atomisierten Individuen, Beziehungen gehen niemals über das vom Schloß vorgegebene Maß hinaus, niemandem kann vertraut werden, Freundschaften zerbrechen unter dem Druck. Das Dorf in seiner Enge produziert

außerdem eine bedrückende Nähe der Menschen zueinander, der sich niemand entziehen kann. Diese Nähe wirkt tödlich auf alle Ausbruchs- und Aufbruchsversuche. Amalias Ziel liegt darin, mit keinem mehr diese Nähe zu teilen.

K., in seinem auch infantil bestimmten Insistieren auf Freiheit und Autonomie, ist für manche der Dorfbewohner ein ‚Erinnerer‘ an die längst verlorenen und aufgegebenen Wünsche. Das beweist, daß das Schloß keine totale Kontrolle über die Dorfbewohner besitzt. Doch ist die äußere und innere Ausrichtung stark genug, so daß nur einzelne Akte von individuell-autonomen Handeln erscheinen. Amalia ist die einzige Figur, die leidenschaftslos die Interessen der anderen erkennen kann, da sie für sich jedes Streben und jede Bewegung in dieser Gesellschaft aufgegeben hat. Aufgrund ihrer inneren Abkehr begreift sie K.s Streben ins Schloß nicht als moralisch anrühige Maßlosigkeit wie die anderen Dorfbewohner, sondern als progressives Ziel. Die Dorfbewohner, die in relativ gesicherter Koexistenz mit dem Schloß leben, sind nicht in der Lage, K.s Fragen und Wünschen zu folgen. Aber in ihrer Schwäche und Bedürftigkeit ersehnen sie sich auch Veränderung. Doch die Dorfbewohner fürchten sich davor, Schritte zur Verbesserung des Lebens zu unternehmen.

Verschiedene historische Herrschaftsformen spiegeln sich im Bewußtsein der Dorfbewohner, die nicht von der aktuellen bürokratischen Herrschaftsform bestimmt sind, aber dennoch mithelfen, die Macht des Beamtenapparates zu stabilisieren. Diese haben als Relikte vergangener Herrschaftsstufen und -formen im Bewußtsein überlebt und heften sich an die herrschende Bürokraten-Clique. Vor allem Denk- und Verhaltensmuster des Absolutismus mit seiner Allmacht des absolutistischen Herrschers scheinen für die Dorfbewohner den Schloßbeamten gegenüber bestimmend. Die Beamten werden aufgrund ihrer Empfindlichkeit bewundert und erhöht, eine aristokratische Gleichgültigkeit und Unnahbarkeit gegenüber allem Niedrigen und Alltäglichen scheint sie auszuzeichnen.<sup>11</sup>

Diese Attribute werden besonders bei dem Beamten Kamm in den Vordergrund gestellt. Dieses aristokratisch-müßiggängerische Bild wird vom Dorf genährt und ausgeschmückt, da es die Größe des Schlosses darzustellen scheint. An diese Größe zu glauben, bedeutet den Dorfbewohnern Rechtfertigung sowohl ihrer Handlungslosigkeit als auch ihrer gedanklichen Passivität. Es ist richtig, daß die Beamten physisch schwach

---

<sup>11</sup> Doris Obschernitzky sieht in der Empfindlichkeit einen möglichen Angriffspunkt gegen die Beamten: „Das Wissen der Dorfbewohner um die Empfindlichkeit und Verletzbarkeit der Beamten kontrastiert auffallend mit der ungeheuren Autorität, die die Beamten haben. Niemand – auch K. nicht – sieht die Verletzlichkeit als einen möglichen Angriffspunkt.“ (Doris Obschernitzky: Franz Kafka, „Das Schloß“. Poetische Irrealität und gesellschaftliche Wirklichkeit. Berlin, 1977. S. 120.) – Mir scheint die Darstellung der psychischen und gesellschaftlichen Mechanismen zu dominieren, die die Dorfbewohner zu paralysierten Untätigen macht. Kafka zeigt, daß das Einverständnis mit der Herrschaft in ihnen selbst ist und daß sich daher die Frage eines offenen Angriffs gar nicht stellen kann.

sind, aber Kafkas Darstellungsabsicht scheint darin zu liegen, zu zeigen, wie Herrschaft sich über Bewußtseinsstrukturen verankert, die eine reale Machtprobe unnötig machen. Der Apparat steht als autonomer, sich selbst regulierender Mechanismus im Vordergrund, deshalb können Fehlleistungen der Beamten auch nicht zur Diskreditierung der Gesamtbehörde führen. Abgesehen davon gibt es ja kein Bewußtsein darüber, daß es Fehler geben kann.

Gleichzeitig zu der bewunderten Indifferenz – und ohne dies als Widerspruch zu empfinden – wird den Beamten von den Dorfbewohnern patriarchalische Macht und patriarchalisches Interesse an den Dorfangelegenheiten und an den Menschen im Dorf unterstellt. Kafka zeigt, daß mit dem Anwachsen der bürokratischen Apparate kindlich-ohnmächtige Verantwortungslosigkeit der Bürger durch die Delegierung nach oben einhergeht. Die Gesellschaft ist entpolitisiert, denn es gibt keine Politik mehr in den Verwaltungsapparaten.<sup>12</sup>

Alle Entscheidungsgewalt liegt im Apparat; dort werden die Entscheidungen getroffen und ausgeführt, und ebenso liegt die Entscheidungskontrolle im Apparat selbst.

Der Verlust normaler Menschlichkeit bei den Beamten erscheint in allen Figuren der Schloßbürokratie: Klammer befindet sich in einem Grenzbereich zwischen lebendig und tot, Sordini arbeitet so viel, daß sein Erkennungsmerkmal die zusammenbrechenden Aktenberge sind. Sortini ist dem menschlichen Leben und seinen eigenen Bedürfnissen so entfremdet, daß sein Liebesbrief einem obszönen Vollzugsbefehl gleicht.

Die Gleichheitsthese zwischen Dorf und Schloß beruht in einem Punkt auf einer zumindest äußerlich richtig gedeuteten Erfahrung. Auch die Beamten sind rückhaltlos in das bürokratische System eingebunden.

„Kann denn ein einzelner Beamter verzeihen? Das könnte doch höchstens Sache der Gesamtbehörde sein, aber selbst diese kann wahrscheinlich nicht verzeihen, sondern nur richten.“ (S 339 f.)

Olga erkennt zum einen, daß die Beamten der Schloßbehörde als Gesamtkorpus untergeordnet sind und daß sie aufgrund dieser Unterordnung keine individuelle Macht besitzen, um nach ihren eigenen Vorstellungen zu urteilen. Zum anderen versteht sie, daß es nur zu negativen Urteilen bei der Bearbeitung von individuellen Fällen kommen

---

<sup>12</sup> Hannah Arendt führt den Unterschied zwischen jener Herrschaft, die sich durch Gesetze legitimiert und der bürokratischen Herrschaft aus: „Juristisch gesprochen und im Gegensatz zur Gesetzesherrschaft ist Bürokratie das Regime der Verordnungen.“ (Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958. S. 369.) – Die Wissenslage der Menschen in solchen Bürokratien sei per se desolat: „Menschen, die unter dem Regime der Verordnungen leben, wissen niemals, was oder wer sie eigentlich regiert, weil Verordnungen an sich immer unverständlich sind und die Umstände und Absichten, die sie verständlicher machen könnten, von der Bürokratie immer sorgfältig, als handele es sich gerade hier um die höchsten Staatsgeheimnisse, verschwiegen werden.“ (Ebenda, S. 371.)

kann, da die einzelnen Beamten im Namen der fiktiven Macht der Gesamtbehörde ihre konkreten Entscheidungen fällen. So begründen die Beamten die Macht der Behörde und werden gleichzeitig von ihr in ihren Entscheidungen getragen.

Aus vermutlich religiöser Tradition sieht Olga einen Mangel darin, nicht verzeihen zu können. Hierin erscheint eine produktive Kritik an der Behörde. Die Behörde ihrerseits baut ihre Macht eben darauf auf, niemals Einzelindividuen Recht gegenüber dem Apparat einzuräumen, sondern ausnahmslos alles Lebendige unter seine Regelwerke zu subsumieren und damit zu kontrollieren. In diesem Kontext sind sich Dorfbewohner und Schloßbeamte gleich, sie fallen unter die Sachzwänge der Behörde.

Kafka zeigt, daß sich in den Beherrschten einander widersprechende Empfindungen und Meinungen ohne weiteres nebeneinander erhalten können, denn es gibt ja keine gesicherte Basis für Verstehen und Wissen. Olga hat sich ein kritischeres Bewußtsein dem Schloß gegenüber erarbeitet, denn ihre Familie ist aus dem bürgerlichen Wohlstand ins Nichts gefallen und niemand hat ihnen geholfen.

„Zwar heißt es, daß wir alle zum Schloß gehören und gar kein Abstand besteht und nichts zu überbrücken ist und das stimmt auch vielleicht für gewöhnlich, aber wir haben leider Gelegenheit gehabt, zu sehn, daß es gerade wenn es darauf ankommt, gar nicht stimmt.“ (S 309)

Dennoch wagt sie nicht zu denken, daß Amalia Sortini ablehnte, da sie ihn einfach nicht will;

„(...); daß sie nun aber außerdem Sortini auch nicht geliebt haben sollte, das wäre nun schon der Ausnahme fast zu viel, das wäre gar nicht mehr zu fassen.“ (S 311)

Olga sperrt sich gegen das Offensichtliche: Amalia hat nach dem ersten Erschrecken Sortini dauerhaft abgelehnt. Hannah Arendt beschreibt diese Unfähigkeit der Beherrschten, Phänomene zu erkennen und diese nicht in einem von Angst diktierten Rahmen zu deuten als ein Element totalitärer bürokratischer Herrschaft.<sup>13</sup> So zeigt Olga

---

<sup>13</sup> Sie vergleicht die Bürokratien vor dem 1. Weltkrieg mit den totalitären Bürokratien des Faschismus und des Stalinismus. Der Hauptunterschied zwischen ihnen bestehe im Eindringen der letzteren in das Seelenleben der von ihnen Beherrschten: „Es gehört zu den auffallenden Unterschieden zwischen der altmodischen bürokratischen Herrschaft, wie wir sie aus den Vorkriegsdespotien kennen, und den totalitären Regimen, daß die ersteren sich mit der Lenkung der äußeren Geschehnisse ihrer Untertanen, soweit sie dem politischen Raum angehörten, zufriedengaben und niemals versuchten, ihr Seelenleben zu beherrschen. Die totalitäre Bürokratie, die das Wesen absoluter Macht besser versteht, hat sich in alle Angelegenheiten der Bürger, private wie öffentliche, seelische wie äußere mit gleicher Konsequenz und Brutalität einzuschalten verstanden. Das Resultat war, daß unter den älteren bürokratischen Regimen nur die politische Spontaneität und Produktivität der Völker erstickt wurde, während die totalitären Regime mit der Spontaneität und Produktivität in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit fertig werden. Der politischen Unproduktivität folgte die totale Sterilität.“ (Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958. S. 373.)

eine Bodenlosigkeit des Urteilens. Durch die Unfähigkeit der Dorfbewohner, Ereignisse frei zu beurteilen, entsteht für das Schloß die mystische Aura.

K. erkennt, daß das Schloß keine direkte Gewaltanwendung zur Durchsetzung und Bewahrung seiner Interessen benötigt, er fürchtet aber um so mehr die strukturelle Gewalt, die es nicht mehr auf direkte Maßnahmen ankommen lassen muß. Dem patriarchalischen Kampf zwischen Männern fühlte er sich gewachsen, hierbei bezieht er sich auf seine Vorstellungen tradierter Autorität. Doch das Schloß entzieht sich einer Gegenüberstellung von Partei und Beamten. Daher wird seine Enttäuschung kommen, als er vergeblich versucht, Klamm zu sprechen. Die Schloßbehörde und ihre Beamten lassen es nicht zu einer direkten Konfrontation kommen, ihre Machtaura, die ihre reale Macht reproduziert, könnte beschädigt werden.

„(...) die Herren (sind) äußerst empfindlich (...), ich bin überzeugt, daß sie unfähig sind, wenigstens unvorbereitet den Anblick eines Fremden zu ertragen; wenn ich Sie also hier übernachten ließe und Sie durch einen Zufall – und die Zufälle sind immer auf Seite der Herren – entdeckt würden, wäre nicht nur ich verloren sondern auch Sie selbst.“ (S 56)

Keinerlei Erstaunen herrscht über die Dimensionalität von Geschehen und behördlicher Reaktion.

Einer metaphysischen Erhöhung der Schloßbehörde tritt Kafkas ironisch-gebrochene Selbstdarstellung der Behörde durch den Beamten Bürgel und dessen Sehnsüchten entgegen. Bürgel spielt mit der Aufhebung der bürokratischen Ordnung, indem er den Selbsterniedrigungswunsch der Macht K. gegenüber zur Sprache bringt. In einem noch niemals vorgekommenen aber möglichen Fall, könne einem Bürger Recht gegeben werden, sein Wunsch könne erfüllt werden.

Kafka verändert im „Schloß“ den Autoritätsakzent im Vergleich zum „Proceß“: K. sieht sich imstande, es mit der Autorität aufzunehmen. Dadurch befindet er sich im Gegensatz zu anderen Figuren. Josef K. irrte sich in der Bedeutung des Gerichts für sich selbst. Sein normales Rechtsempfinden und sein Narzißmus suggerierten ihm, daß er dem Gericht gegenüber im Recht sei. Seine Verletzlichkeit bleibt ihm verborgen. K. hingegen weiß, daß es schwer ist, vor Mächtigen zu bestehen. Daher sucht er gerade den Kontakt mit den Mächtigen, um sich zu erproben, um sein Ich zu konstituieren. Der bürokratische Apparat ist jedoch keine figurale Autorität, mit dem es durch Auseinandersetzung gelingen könnte, zu eigener Autorität und Souveränität zu finden. Der Selbsterhaltung und -bestätigung, die sich im Kontakt mit der Behörde erweisen soll, entzieht sich die Behörde in ihrer Ausprägung als anonyme, uneinsehbare Macht. So läßt man ihn ins Leere laufen.

In Josef K. mischen sich bewußte Schuldabwehr und unbewußtes Schuldempfinden, wobei im Laufe des Prozesses das unbewußte Schuldgefühl die Macht innerhalb seines Ich übernimmt. Das Gericht und die Mittlerfiguren verstärken das Schuldgefühl durch scheinbare Gleichgültigkeit. Bei K. mischen sich einerseits psychisch progressive und regressive Vorstellungen, andererseits auf die Außenwelt gerichtete Integrations- mit Kampfvorstellungen in seinem Wunsch, ins Schloß zu gelangen. Die Dorfbewohner und die negierende Atmosphäre verstärken bei K. den Kampfaspekt und die regressiven Wünsche. Die bürokratische Herrschaft entzieht sich seinen tradierten, persönlich geformten Vorstellungen von Macht. Er kann nicht mit ihr kämpfen. Sein Scheitern liegt nicht im Unterliegen, sondern im Nicht-Wahrgenommen-, im Nicht-Ernstgenommenwerden. Seine Forderung, sein Wünschen ist an die Seite geschoben worden, wie Kafka über Karl Roßmann und dessen Scheitern schrieb (siehe T 757). In fortlaufenden Versuchen, gewürdigt zu werden und Kontakt herzustellen, reibt sich K. auf. In diesem Scheitern am Schloß und an der eigenen Wunscherfüllung hat K. jenen Teil seines Lebensplans verloren, der ihm als der wichtigste erschien.

### 3.2.1. Bürger

Das Bürger-Kapitel beleuchtet in der dialogischen Auseinandersetzung K.s mit einem Beamten die inneren Beweggründe, die verhindern, daß K. entweder ins Schloß gelangt oder seinen Wunsch nach Teilhabe an der Macht erkennt und dann das Schloß als Ziel aufgibt. Das Kapitel zeigt mit surrealen Anlehnungen und der einzigen Traumsequenz des Romans eine weitere Variation des Scheiterns K.s am Apparat und an sich selbst.<sup>14</sup> Bürger ist entgegenkommend, doch bleibt er K. gegenüber immer überlegen. Mit Lust erzählt er die mögliche, die Bürokratie zerstörende Bittgewährung einer Partei gegenüber. Die Unzugänglichkeit des Schlosses aber verfestigt und bestätigt sich trotz der – scheinbaren – Möglichkeit, in dem Nachtverhör zum Ziel der auf das Schloß gerichteten Wünsche zu gelangen.

---

<sup>14</sup> Klaus-Peter Philippi erkennt in der Darstellung Bürgels nur eine scheinhafte Möglichkeit für K., das Schloß als Ziel des Strebens zu erreichen: „Ironisch ist das Ende dieser Begegnung. ‚So korrigiert sich selbst die Welt in ihrem Lauf und behält das Gleichgewicht.‘ Aber erhalten bleibt nur der Schein der ‚Lückenlosigkeit der amtlichen Organisation‘. Nur die Möglichkeit wurde erwogen, sie zu durchbrechen. Indem die Möglichkeit bloß beredet wurde, bleibt sie scheinhaft. Der Schein des Zweifels haftet an der Welt der Ämter und Vorschriften *und* an der Möglichkeit, durch sie hindurchzustoßen. Das Gespräch K.s mit Bürger zeigt keine Realität, sondern baut nur eine neue Möglichkeit auf, die – subjektiv von den Erwägungen Bürgels bestimmt – von K. im Augenblick des Entwerfens dieser Möglichkeit verschlafen und überhört wird.“ (Klaus-Peter Philippi: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966. S. 199.) – Philippi betont mit Recht die Ironie, die darin liegt, daß K. eine Möglichkeit angeboten wird, mit der in keiner Weise zu rechnen ist. Daß das Herrschaftssystem unangefochten bestehen bleibt, erscheint zudem grausamerweise als Gleichgewicht der Welt und eben nicht als Fortbestand der Macht und Privilegien sichernden hierarchischen Ordnung des Beamtenapparats – und damit als Ungleichgewicht der Welt. Gleichgewicht und Schloßbürokratie werden gleichgesetzt.

In der nächtlichen Begegnung mit Bürgel ergibt sich für K. eine einzigartige Möglichkeit der Erfüllung seiner Wünsche. In dieser Szene scheint die Aufnahme in Schloßdienste als Landvermesser nah. K. braucht und erhofft noch immer diese Bestätigung vom Schloß, denn Klamms Briefe bedeuten nach Aussage des Dorfvorstehers Dorf nicht die ersehnte Aufnahme. Die Briefe seien Privatbriefe. Diese Interpretation nimmt K. an, deshalb muß er versuchen, eine neue Bestätigung zu erhalten. K. erhofft sich noch immer, in seinem Beruf anerkannt arbeiten zu können.

Mit Bürgel erhält K. die Chance, in einem Nachtverhör seinen Wunsch vorzubringen. Es ist eine Lust und eine Angst für den Beamten darin, diesen Wunsch zu erfüllen.

Doch schon der Inhalt dessen, was sich K. in dieser Nacht von Bürgel wünschen sollte, bleibt undeutlich und fraglich. Das Naheliegende bestünde eben in der Anerkennung als Landvermesser. Aber K.s Pläne beruhten immer auf zumindest zwei Zielen: zum einen auf der Landvermesserschaft und der damit verbundenen sicheren bürgerlichen Existenz im Dorf, zum anderen auf der Einsicht in die Schloßverhältnisse als Bestätigung und Erhöhung seiner Existenz. Diese erschien als Ausnahme und Auszeichnung vor allen anderen, aus eigener Kraft geschafft und geschaffen. Nur K. hätte dies unter vielen Entbehrungen zustande gebracht. So bleibt eine Alternative offen, was er von Bürgel fordern soll: Anerkennung und Arbeit als Landvermesser einerseits, d. h. die bürgerlich-sichere Existenz mit gleichzeitiger Annahme der primären und sekundären Ordnungssysteme der Dorf-Schloß-Gesellschaft, oder Zugang zum Schloß andererseits.

Als Möglichkeit könnte Bürgel K. nur die Anerkennung als Landvermesser anbieten, seine Wünsche nach Erhöhung und Teilhabe an der Macht ließen sich weder von Bürgel noch von der Gesamtbehörde bewerkstelligen. Denn einerseits ist die Erhöhung, wie sie K. für sich anstrebt, ein psychischer Gewinn, der auf seinem Kampf beruht und daher nur von ihm selbst erbracht werden kann, und andererseits kann die Schloßbehörde nicht sich selbst aufheben, indem sie ihre Macht an einen anderen abgibt.

In Bürgel findet er denjenigen Beamten, der sich seine Sorgen anhören und ihm helfen will. Diese inoffizielle Begegnung zwischen einer Privatperson – ‚einer Partei‘ (siehe z. B. S 420), wie Bürgel sagt – und einem Beamten ist in den behördlichen Verfahrenskodex einkodiert. Als hypothetische Möglichkeit existiert die Erfüllung eines Wunsches einer Partei innerhalb des Schloßapparats durch einen Beamten, der nur wenig zuständig ist, wenn der Bittsteller nächtens bei ihm unvorhergesehen eindringt und seine Bitte formuliert. Dann muß dieser von seiten des jeweiligen Beamten entsprochen werden.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Heinz Politzer deutet den Schloßsekretär Bürgel im Zusammenhang der von ihm interpretierten „Auskunfterteiler“ (Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt am Main, 1978. S. 390.): „Bürgels rauschende Liebeserklärung bringt auch das letzte Fünkchen von K.s Intelligenz zum Erlöschen.“



Das Problem der Selbstaufhebung der Macht des Schlosses klingt in Bürgels Ausführungen aber dennoch an, in der Lustangst mit der er darstellt, wie sehnsüchtig alle Beamten den nächtlichen Bittsteller erwarten und gleichzeitig fürchten. Eine Umkehr der Verhältnisse könnte sich anbahnen. Doch ist dieses Umkehrmotiv der Machtkonstellationen atmosphärisch nicht mit der Hoffnung auf mehr Gerechtigkeit und Gleichheit zwischen Dorf und Schloß verbunden. Weder K. noch Bürgel beziehen sich in einer noch so leisen Andeutung auf eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in jenem Moment, wenn der Parteienwunsch erfüllt sein wird. Die Machtaura, die das Schloß umgibt, könnte an K. übergehen, ohne daß sich an den Herrschaftsstrukturen als solchen etwas änderte. Was Bürgel anbieten kann, kommt dem Begriff einer pervertierten Utopie nahe. Bürgel beschreibt eine Art Untergangslust der Mächtigen:

„(...) wie wird es aber nachher sein, wenn es vorüber ist, die Partei gesättigt und unbekümmert uns verläßt und wir dastehn, allein, wehrlos im Angesicht unseres Amtsmißbrauches – das ist gar nicht auszudenken. Und trotzdem sind wir glücklich. Wie selbstmörderisch das Glück sein kann.“ (S 423)<sup>16</sup>

In dem Kampfaspekt seines Wesens liegt der erste, äußere, von K. bestimmte und zu verantwortende Beweggrund, der ihn daran hindert, Bürgel seine Wünsche vorzutragen, um dann so die vom Schloß angebotene Gelegenheit wahrzunehmen. Der zweite verborgene Hinderungsgrund erscheint in dem Traum, den K. im Zimmer Bürgels träumt.

---

(...). Wie K.s Traum eine Siegesbotschaft enthielt, ehe der Kampf begonnen hatte, so erweist sich Bürgels Friedensbotschaft als hinfällig, noch ehe sie K.s Ohr erreicht hat. Die Vielfalt der Spiegel in diesem Labyrinth haben Sieg und Niederlage so völlig verkehrt und in ihr Gegenteil umgewandelt, daß nichts überbleibt als ein gefährliches Geglitzter: der schneidende Schein der Scherben in K.s Traum.“ (Ebenda, S. 404.) – Bürgel und K., so erscheint es hier, sind beide in ihrer Rollenfunktion erstarrt und verlieren sich im Netz ihrer Wünsche und Strategien. Das Nachtverhör erscheint als ein weiteres Scheitern K.s, aber nicht als Möglichkeit der Erfüllung seines Strebens.

<sup>16</sup> Die Selbstaufhebungsphantasien der bürokratischen Macht lassen keine bessere Welt erscheinen. Weder K. als Beherrscher noch Bürgel als Nutznießer des Systems zeigen Wünsche und Ideen für ein gerechteres und glücklicheres Leben. Die Ablösung einer überkommenen Macht durch eine neue Rechtsordnung stellt Kafka in der „Strafkolonie“ dar. Nur scheinbar ist die neue Ordnung ein Garant für mehr Gerechtigkeit. Die barbarische Tötungsmaschine der alten Ordnung entspricht nicht mehr den neuen Herrschaftsformen. Das aufgeklärte Bewußtsein sperrt sich gegen die blutigen Gewaltformen. Macht und Gewalt werden verinnerlicht und bedienen sich subtilerer Unterdrückungsmethoden. Kafkas Kritik am „Fortschrittsglauben des späten 19. Jahrhunderts“ (Walter Müller-Seidel: *Die Deportation des Menschen. Kafkas Erzählung In der Strafkolonie* im europäischen Kontext. Stuttgart, 1986. S. 140.) läßt ihn tradierte und scheinbar humanere neue Formen von Herrschaft einander gegenüberstellen. Dem Leser ist es überlassen, daraus seine Schlüsse zu ziehen. „In der Kritik an beiden Rechts- und Glaubensordnungen wird ein Wissen erkennbar, daß demjenigen der Figuren überlegen ist; und mehr noch als auf solche Ordnungen zielt die Kritik auf bestimmte Denkart, die ihnen zugrunde liegen. Ich bezeichne sie in Übereinstimmung mit anderen als Formen pervertierten Denkens.“ (Ebenda, S. 141.) – Vom Standpunkt radikaler Humanität zeigt sich in beiden Systemen „pervertiertes Denken“. Kafkas Werk weist darauf hin, daß sich diese Humanität, von der aus Kafka seine Kritik übt, bis jetzt nicht in der Welt verwirklicht hat. In der „Strafkolonie“ zeigt Kafka das Verhältnis von gesellschaftlichem Fortschritt und verinnerlichter Unterdrückung und im „Schloß“ erscheinen in der dargestellten Bewußtseinszerstörung, die Faktoren, die die individuelle und gesellschaftliche Befreiung verhindern. Fortschritt wird nicht einfach verworfen, sondern die verborgenen Konsequenzen der gesellschaftlichen Entwicklung werden sichtbar gemacht.

Bürgel schildert K. detailliert das Ausnahmeverfahren, aber K. versäumt es, seine Chance zu nutzen.

„An eine solche Möglichkeit haben Sie wohl noch nicht gedacht? Das will ich Ihnen gerne glauben. Es ist auch nicht nötig an sie zu denken, denn sie kommt ja fast niemals vor. (...) Aber eines Nachts – wer kann für alles bürgen? – kommt es doch vor.“ (S 420 f.)

Die Chance der Nachtverhöre ist von der Schloßbehörde her gesehen die einzige Möglichkeit, die in die Erfüllung des Wunsches münden kann. Durch diese privat-inoffizielle Möglichkeit deckt das Schloß sämtliche Möglichkeiten der Annäherung ab. Es gibt keine unvorhergesehenen und uneinkalkulierten Möglichkeiten, ins Schloß zu kommen, denn alle möglichen Handlungsschritte sind vom Schloß vorausgesehen und als Möglichkeiten in der Kompetenz und Observanz des Schlosses.

Zwei Momente sind für die Begegnung K.s mit Bürgel bedeutsam: K. schläft die ganze Zeit über, die er mit Bürgel verbringt. Der Schlaf ist tief und aufnahmefähig zugleich. Ihn hat eine vollkommene Müdigkeit übermannt. Es ist die gleiche erschöpfende Müdigkeit, die Josef K. an sich im fortschreitenden Prozeß wahrnimmt. Doch hört K. jedes Wort, das von Bürgel gesprochen wird.<sup>17</sup>

K. ist bis dahin ganz davon beansprucht gewesen, sein Denken und Streben auf das Schloß auszurichten, aufgrund dieser zu angestrengt-bewußten Ausrichtung sind ihm Fehler der Einschätzung unterlaufen, die sowohl ihn selbst als auch andere betrafen. In der Nacht mit Bürgel hingegen setzt sich ein gegenläufiges Streben in seinem Bewußtsein durch. Jetzt liegt ihm daran, sein ihm selbst „lästiges Bewußtsein“ (S 415) loszuwerden. K. möchte sich und sein Streben vergessen. Hier liegt eine gedankliche Nähe in Kafkas Darstellung, zu den von Sören Kierkegaard beschriebenen Phänomenen, des verzweifelt Man-selbst-sein-Wollens und des dialektisch korrespondierenden Sich-verzweifelt-selbst-los-sein-Wollens.<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> Dies ist erzähl-stilistisch wichtig, denn K. muß immer anwesend sein, um die Erzählhaltung vermittelt durch sein Bewußtsein zu garantieren.

<sup>18</sup> Sören Kierkegaard zeigt, daß diese psychisch-geistige Disposition der verzweifelten Selbstsuche und -bestimmung die Unmöglichkeit des autonomen, mit sich identischen Urteilens und Handelns begründet. (Sören Kierkegaard: Die Krankheit zum Tode. Hamburg, 1995. [besonders Abschnitt A, S. 9–26.]) – Wolfgang Lange wendet sich gegen die von Max Brod erkannte religiöse Nähe von Kafka und Sören Kierkegaard. Allerdings existieren Denkfiguren und das Stilelement der Ironie, die beiden gemeinsam sind: „Beide operieren subjektiv-existentiell, d.h. sie verhalten sich zu den Kollektivvorstellungen, zu den religiösen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen wesentlich ironisch; indem sie den festen Verbund der Diskurse einzelner Ideen und Bilder heraussprengen und sie im Lichte der eigenen Erfahrung neu interpretieren, gelingt es ihnen, eine Art von Reflexion zu betreiben, die weder im Raum privater Anschauungen und Meinungen verbleibt, noch auch sich in einem geschlossenen Denksystem veräußert. Denn die Ironie der Doppelreflexion besteht ja gerade darin, daß sie beständig zwischen dem Reich der offiziellen Diskurse und dem der individuellen Erfahrung hin- und herpendelt, daß sie Ideen und Bilder

Dabei träumt ihm die Erlangung seiner Wünsche im Rahmen des Kampfes, in dem er sich mit dem Schloß sieht. Dieser Traum unterscheidet sich wesentlich von den von Josef K. geträumten. Beide Träume im „Proceß“ sind wirkliche Erfüllungen dessen, was Josef K. ersehnt und was er sich doch nicht zu erfüllen vermag. Im „Haus“ endet der Prozeß gegen ihn, er ist ein freier Mann, und diese Freiheit teilt sich ihm als neue und köstliche Lebenserfahrung mit. Alle quälenden Fragen um seine Schuld und um seine Involvierung in das bewußt abgelehnte, aber unbewußt akzeptierte Gericht sind vorbei. Im „Traum“ hingegen kann er so sterben, daß keine „Scham“ ihn überlebt. Sein Dasein ist vollendet und durch die Akzeptanz des Todes und durch die Hilfe, die er einem anderen, dem Künstler, gewährt, gerechtfertigt. Es bleiben keine Fragen offen, denen er sich stellen müßte.<sup>19</sup>

K.s Traum im „Schloß“ suggeriert eine weitere Möglichkeit des Durchkommens. Diese ist ebenso fern wie seine anderen scheiternden Versuche, auf eigenen Wegen oder vermittelt durch jemand anderen ins Schloß zu gelangen. K.s Traum antizipiert nicht die Erfüllung dessen, wonach er sich sehnt. Der Traum könnte ihm nach anfänglich empfundenem Hochgefühl die Sinnlosigkeit des Kämpfens zeigen. Der Traum scheint so mehr eine Warnung denn eine Wunscherfüllung zu sein. Sein Wunsch zu siegen, erfüllt sich im Traum, doch das Moment des Danach ist ein grauenvolles in seiner Sinnlosigkeit und Einsamkeit. Die Einsamkeit K.s im Traum korrespondiert mit der Isolation und Entfremdung, die er im Herrenhof empfand, als er durch seine Anwesenheit im Hof zwar die Abfahrt Klamms verhinderte, aber seinen Sieg über die gelungene Störung der behördlichen Abläufe mit niemandem teilen konnte, da ihm jede Aufmerksamkeit entzogen wurde, und er sich allein und unbeachtet im Hof zurückgelassen sah.

Der Traum hebt zeitliche Abfolge und Kausalität auf, mit den Mitteln der Verdichtung träumt K. ein Bild, das ihn seine Ausrichtung auf das Schloß überprüfen lassen könnte:

---

aufgreift, deren überlieferte Bedeutung liquidiert und die so präparierten Leerformen, angereichert mit dem Potential subjektiver Erfahrung, neu ins Feld schickt, aber nicht als verallgemeinernde und konsistente Behauptungen, sondern als momentane Denkexperimente, die bei nächster Gelegenheit selbst wiederum der Ironie zum Opfer fallen können.“ (Wolfgang Lange: Über Kafkas Kierkegaard-Lektüre und einige damit zusammenhängende Gegenstände. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 60. Jahrgang, Heft 2. Stuttgart, 1986. S. 302.)

<sup>19</sup> Beda Allemann beleuchtet die beiden Träume im „Proceß“ mittels Äußerungen Kafkas im Tagebuch zum Thema Tod und Sterben. „Unsere Rettung ist der Tod aber nicht dieser.“ (HL 123 = KKAN 2 101). Beda Allemann erkennt auch im Titorelli-Traum die Todesproblematik. Beiden Träumen ist gemeinsam, daß Josef K. seine Ängste und Schwächen, seine „Rechtfertigungsversuche“, worin Allemann das Grundthema des Romans erkennt, überwunden hat. Damit wäre aber die Gesamtkomposition des Romans durchbrochen, und daher verzichtete Kafka auf eine Aufnahme der Träume in das Werk. „Die beiden Träume nehmen den rettenden Tod vorweg, aber sie weichen dadurch gerade der Problematik des faktischen Todes, der immer nur ‚dieser Tod‘ ist, aus. Dieser faktische Tod in seiner ganzen Ambivalenz zwischen Rettung und Mißlingen ist, wie wir bereits gesehen haben, im Schlußkapitel des Romans mit voller Schärfe durchgeführt.“ (Beda Allemann: Kafka. ‚Der Prozeß‘. In: Zeit und Geschichte im Werk Kafkas. Göttingen, 1998. S. 78.)

K. ist auf einer Abendgesellschaft, und es wird sein Sieg über einen der Sekretäre mit Champagner gefeiert. Der behördliche Gegner erscheint im Raum in Gestalt eines nackten griechischen Gottes. K. und der ‚göttliche‘ Beamte kämpfen miteinander. Dieser Kampf ist zeitlich allgegenwärtig, er findet statt und ist doch schon vorbei, so daß der Sieg schon gefeiert wird und K. dennoch wiederum mit dem Gott kämpft. Die Begriffe von Kampf und Sieg geraten ins Gleiten und werden in ihrem Wesen unwirklich und irrelevant, da ihr temporales Nacheinander aufgehoben wird. K. weiß im Traum nicht einmal mehr, ob es ein Kampf ist, den er besteht, denn ihm fällt es leicht, gegen den nackten Gott vorzugehen, da er sich nicht wehrt und ‚wie ein Mädchen piepst‘ (siehe S 416).<sup>20</sup> Er sieht in ihm dennoch einen Gegner. Der andere ist schließlich fort, K. bleibt allein zurück, auch die Abendgesellschaft ist verschwunden. Ein Champagnerglas, von dem er nicht wußte, ob er oder ein anderer daraus trank, wird von ihm, als es schon auf dem Boden liegt, ganz zertreten.<sup>21</sup>

Die Scherben stechen ihn – in den Fuß vermutlich; der Dorfrichter Adam in Heinrich von Kleists „Der zerbrochene Krug“ und der „König Ödipus“ von Sophokles klingen an – K. wacht auf:

„(...) ihm war übel, wie einem kleinen Kind, wenn es geweckt wird, (...).“  
(S 416)

Er glaubt nach dem Erwachen in Bürgel den im Traum so zweideutig besiegt griechischen Gott vor sich zu sehen, den er jetzt auch wirklich besiegen sollte.

K. stellt sich nicht die Frage, was er nach dem Sieg über Bürgel oder nach dem Eindringen ins Schloß anfangen will, und deutet den Traum nur in seiner ersten Phase, die ihm den Sieg über einen griechischen Gott erlaubte. Die immerwährende Kampfsituation, die Kampf und Sieg ununterscheidbar macht, und die Einsamkeit nach dem zweifelhaften Sieg übersieht er.

---

<sup>20</sup> Ralf R. Nicolai deutet den griechischen Gott als Dionysos-Figur. Er hat männliche Anteile, er ist nackt und muß seine ‚Blößen decken‘ (siehe S 416) und gleichzeitig auch feminine Züge. „Es überrascht nicht, daß in diesem Moment die mädchenhafte Komponente der Dionysos-Gestalt, dieses androgynen Gottes *par excellence*, ans Licht tritt, denn gerade die Vereinigung des maskulinen und femininen Prinzips, das Zwittertum, gilt als Siegel der Totalität, in der Gegensätze nicht mehr existieren bzw. aus der alles Leben entstanden ist.“ (Ralf R. Nicolai: Ende oder Anfang. Zur Einheit der Gegensätze in Kafkas *Schloß*. München, 1977. S. 160 f.) – Das Androgyne und das Verschwimmen des Siegens oder Verlierens könnten K. dazu bringen, den Kampfaspekt seines Wesens zu durchschauen und zu überwinden. Männliche Figuren, die eine weiche feminine Seite zeigen, wie auch Titorelli im „Prozeß“, erscheinen in den Träumen der Hauptfiguren und können dort Rettung bedeuten. Josef K. (in der gestrichenen Stelle des „Haus“-Fragments) läßt sich von Titorelli leiten, indem er seine werbende feminine Seite mit ihm auslebt. So kann er den Prozeß hinter sich lassen. K. im „Schloß“ hingegen kann die weiche feminine Seite, die ihm im Gott erscheint, nicht annehmen.

<sup>21</sup> Das Zertreten von Gläsern ist ein Teil der ostjüdischen Hochzeitszeremonie, die vom Brautpaar unter dem Baldachin vorgenommen wird.

Im Traumbild erscheint der innere Hinderungsgrund, der bewirkt, daß er die sich bietende Gelegenheit bei Bürgel nicht ergreift und seinen Wunsch mitteilt. Denn K. würde dann seine Einsamkeit wahrnehmen, die ihm kämpfend verborgen bleibt. Er könnte seine unangemessene Gegnerschaft durchschauen.

Die „scheinbare Leere“ (S 7) der Ankunftssituation erweist sich im Traum in Bürgels Bett als wirkliche Leere, die weder vom Schloß noch von K. zu füllen ist. Außen- und Teile der Innenwelt sind gleichermaßen leer und unbestimmt für das sich quälende, im Kampf immer schwächer werdende Ich, das von dieser beidseitigen Mangelsituation, die es schmerzlich wahrnimmt, zerrieben wird.<sup>22</sup>

Aus K.s progressiven und regressiven Seiten seines Strebens läßt sich kein einheitliches Charakter- oder Persönlichkeitsbild ableiten. Kafka zeigt an ihm, daß durch den verinnerlichten und äußeren Gesellschaftsdruck dieser Endzeitgesellschaft eine Integration von Außen und Unbewußtem im Ich nicht stattfindet. K. ist so beschädigt, daß er seine eigenen dissonanten Einstellungen nicht wahrnimmt. Der Selbsterkenntnis steht außerdem eine nachfolgende Schwächung im Überlebenskampf entgegen. Das Nicht-Erkennen seiner Ziele ist ebenso schädigend. Da er seine Selbsterhöhungswünsche nicht erkennt, kann er die Autorität, an deren Stelle er sich selbst setzen möchte, nicht ablehnen. Die Autorität ist ihm nur insofern fraglich, als er sie durch sich selbst ersetzt sehen will, nicht als zerstörerische Herrschaftsstruktur. Kafka zeigt die in der Triebstruktur verankerte Schädigung, die sich in der Sexualität als Spaltung und in der Erkenntnisfähigkeit als notwendige Blindheit der Macht gegenüber zeigt. Macht wird zu einem bewunderungswürdigen Wert an sich. In der Darstellung der Selbstentzweiung liegt Kafkas Gesellschaftskritik. K.s innere Dissonanzen und die totalitären und autoritären Elemente der Dorf-Schloß-Gesellschaft prallen aufeinander. Eindringlich wird Kafkas Schilderung in den Szenen der Selbstreflexion K.s (beim Anblick des Schloßturms, als die Glocke läutet, beim sexuellen Akt mit Frieda, im Schlitten Klamms). In diesen Momenten hebt sich der Schleier, der über den versteinerten Verhältnissen liegt. K. erscheint als erkennendes Wesen, das dann durch den Druck der Verhältnisse und durch seine eigene Ausrichtung wieder in Blindheit und Abhängigkeit zurücksinkt.

---

<sup>22</sup> Sowohl in der Kindheitserinnerung der Mauerbesteigung als auch in dem Wunsch, ins Schloß zu gelangen, erscheint eine ähnliche Denkfigur, die gleichermaßen die Vergangenheit und die Zukunft für das Ich zuschließt. Ein kurzes Hochgefühl soll wiederholt und dauerhaft gemacht werden. Weder auf den Bereich der Erinnerung noch auf den des Schlosses hat das Ich Einfluß. Kafka hat in seinen Tagebüchern und Briefen Bilder gefunden, in denen er die Zerrissenheit zwischen den Ansprüchen des Unbewußten, des Gefühls und des sinnlichen Wunsches einerseits und jener der Außenwelt und der ethischen Forderungen andererseits als unendliche, sein Ich zerstörende darstellte. In der Raum- und Zeitdarstellung von Kafkas Welt erscheint dadurch diese ihm eigene unveränderbare entsetzliche Gegenwärtigkeit.

Weder Abstand und Kritik noch Anpassung schützen und stabilisieren sein Ich. So oszilliert er zwischen undurchschauter Anpassung und narzißtisch motivierter Rebellion. Ein Wunsch nach einer besseren und gerechteren Gesellschaft besteht nicht.

Kafka schildert den Zusammenprall von Individuum und Gesellschaft. K.s Bewußtsein ist beschädigt wie die Gesellschaft, in die er sich integrieren will. Im Aufeinandertreffen von Ich und Gesellschaft erscheinen die Formen individueller Anpassungsstrategien und die zerstörerische Kälte der bürokratischen Klassengesellschaft. Hierin liegt der Gehalt des Werkes. Die Darstellung der verstörenden und quälend langweiligen Monotonie des eindimensional begehrenden Ich und die erstarrte Gesellschaft berühren Versagensängste und Wut im Leser. Die Angst spiegelt die täglich neu zu bewerkstelligende Anpassungsleistung und die Einsamkeit. Die Darstellung des Widerspruchs von Ich und Außen ohne Hoffnung auf Versöhnung bedingt die offene Form.

Ein Vergleich der Vorstellungen Johann Wolfgang von Goethes mit denen Franz Kafkas von der Überwindung der schuldhaften und versagenbringenden Elemente im Leben wirft ein weiteres Licht auf Kafkas Konzeption des Scheiterns in den Romanen.

Goethe konnte aufgrund seiner politischen und philosophischen Vorstellungen, die hier in ihrer äußeren Disposition ganz kurz mit einer liberalen Adels- und Bürgerherrschaft der Besten und Besonnensten wiedergegeben werden soll, darstellen, daß heilsames Vergessen und der Natur innewohnende Versöhnung existieren. Der psychisch Zerrissene und moralisch mit tiefer Schuld Bedrückte kann aus den sein Ich verzehrenden Banden Befreiung erhoffen. Kafka kennt keine solche gesellschaftliche Aufgehobenheit mehr, die dem Niedergedrückten einen Neuanfang gestatten würde.<sup>23</sup>

Daher ist der Schlaf, der K. bei Bürgel überwältigt, keine Chance für eine Genesung und Neuorientierung. K. kann weder in die Welt zurück, aus der er kam, noch sind Dorf und Schloß bereit, ihn aufzunehmen.

---

<sup>23</sup> Walter Müller-Seidel erkennt die Differenz zwischen Klassik und Moderne in der Unmöglichkeit der Moderne, Ich-Spaltung und gesellschaftliche Entfremdung als nötige Voraussetzungen noch zu erschaffender Synthese darzustellen. Die Einheit von materieller und ideeller Welt ist für die Darstellung der Moderne zerbrochen: „Denn Goethes Welt ist noch immer eine ganze, und die Einheit der beiden Welten, die Tasso und Antonio verkörpern, bleibt gewahrt, obschon in der Form tragischer Kunst. Den Begriff des Weltganzen gibt Goethe nicht auf. Was sich entgegensetzt, heißt Polarität, und diese selbst kann ein Mittel zur Steigerung sein. Kafkas geistige Welt als Gegenwelt zum alltäglichen Dasein mit seinen Nahrungssorgen, seiner Familienerhaltung und seinem letztlich sinnlosen Kampfgeschehen, von dem im vorhinein feststeht, daß der Stärkere siegt, beruht in schroffem Dualismus weit mehr als in Polarität. (...) Das bekannte Dictum – „Es gibt nichts anderes als eine geistige Welt...“ (H / 44) – bedeutet nicht die Wiederherstellung des Weltganzen im Sinne Goethes, sondern die radikale Entwertung gewöhnlichen Daseins zugunsten einer Möglichkeitswelt, eben der geistigen.“ (Walter Müller-Seidel: Kafkas Begriff des Schreibens und die moderne Literatur. In: LiLi, Jhrg. 17 / 1987. Heft 68: Literarische Schreibprozesse. S. 115.)

Orest, der von den Erinnyen verfolgte Muttermörder, träumt die Zusammenführung seiner Familie, Vater und Mutter reichen sich die Hände, er weiß, daß auch er zu ihnen treten darf. Tantalus Schicksal im Parzenlied zeigt dazu im Gegensatz, daß es Unrettbarkeit gibt. Die Götter wollen und können vergessen, und das bedeutet Auslöschung des anderen. In dem großen Werk, das die Autonomie des eigenen Denkens und Handelns darstellt, läßt Goethe diese Unversöhntheit, die sich im Ewigkeitscharakter des Leidens von Tantalus zeigt, offen.<sup>24</sup> Die utopische Vorstellung der Erlösung wird von Goethe nicht harmonisiert, um so befreiende, gesellschaftlich nicht eingelöste Momente zu bewahren.

Auch Faust kann nicht aus eigener Reflexion und Kraft den Tod Gretchens verarbeiten, doch Luftgeister sprechen ihm in einem ironischen Lied Mut zu. Er darf seine Verstrickung vergessen. Das Geschenk des Vergessens und die dadurch erfolgende Genesung darf angenommen werden. Faust und Orest besitzen allerdings Gesellschaften, die sie aufnehmen möchten, und daher können sie zurückkehren. Demgegenüber hat K. keine Gemeinschaft, die ihn aufnähme: Die wollte er ja erst für sich finden und erobern.

Bei Kafka existieren keine Möglichkeiten der Versöhnung mehr. Kein Heilschlaf wie bei Orest und Faust läßt K. vergessen und führt ihn weg von den ihn besetzenden Obsessionen und Wünschen. Es liegt nicht so sehr an K.s Psyche, daß er die ihn rettenden Worte Bürgel gegenüber nicht herausbringt, als an dem Unmaß an gesellschaftlicher Kälte, die diese Rettung und mit ihr das Vertrauen darauf abgeschafft hat.

Goethe kann Faust entschulden, da er das Lebensdrama Fausts in einen dreifachen Rahmen setzt: das Spiel Gottes mit dem Teufel, das Theaterspiel und das Spiel mit seiner eigenen Einbildungskraft. In diesem Weltraum kann das Drama des Strebens und des Schuldigwerdens sich entfalten, und, ohne dabei an Tiefe und Glaubwürdigkeit zu verlieren, in Fausts Rettung münden. Die Rahmung Goethes, die von seiner eigenen Phantasietätigkeit bis zur Theologie reicht, ist gleichzeitig die Überschreitung des Rahmens. Die Literatur nach Goethe zeigt den einzelnen in seinem Verhältnis zu sich selbst und zur Gesellschaft. Schuld und Versagen sind innere Probleme des Konflikts zwischen Innen- und Außenwelt geworden. Die transzendente Sicherung fällt im realistischen Roman weg.

Margarete Susman erarbeitet anhand eines Vergleichs zwischen Hiob und Kafka das Problem der Schuld in der Moderne. Die Forderung Hiobs nach Gottes Gerechtigkeit ist begründet im Leben mit dem Gesetz, das Gottes Gerechtigkeit voraussetzt. Hiob hält an

---

<sup>24</sup> „Erhebet ein Zwist sich:/ So stürzen die Gäste/ Geschmäht und geschändet/ In nächtliche Tiefen,/ Und harren vergebens,/ Im Finstern gebunden,/ Gerechten Gerichtes.“ (Johann Wolfgang von Goethe: Iphigenie auf Tauris. 4. Aufzug, 5. Auftritt. In: Goethes Dramen 1776-1790. Hrsg.: Dieter Borchmeyer und Peter Huber. Frankfurt, 1988. S. 606.)

seiner Schuldlosigkeit fest und zwingt Gott zur Stellungnahme. Gottes Antwort besteht in der unendlichen Differenz zwischen Gott und Mensch – dem Schöpfer zu seinen Geschöpfen. Ernst Bloch sieht in Gottes Antwort auf die radikale Infragestellung und die Einforderung seiner Gerechtigkeit nicht viel mehr als eine schwache Rückberufung auf die eigene Machtsphäre als Schöpfer. Hiob ist in seiner Suche nach Gerechtigkeit gerechter als Gott. „Ein Mensch überholt, ja überleuchtet seinen Gott – das ist und bleibt die Logik des Buchs Hiob, trotz der angeblichen Ergebung am Schluß.“<sup>25</sup>

Das zentrale Problem des menschlichen Lebens ist für Margarete Susman der Zusammenhang von Schuld und Leid, „das Hiobproblem“.<sup>26</sup> Gegenüber Hiob, der Gottes Stellungnahme einfordert, sei im Werk Kafkas der Zusammenhang zwischen Leid und Schuld aufgelöst. Das zeige Kafkas radikale Darstellung der Zeitproblematik. „Damit scheint Gott noch ferner gerückt als selbst in Freuds atheistischem Bekenntnis – (...)“.<sup>27</sup> Leid und Schuld sind bei Hiob vermittelt, denn durch Gott ist eine transzendente Instanz für die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit des Leidens gegeben. Susman drückt damit aus, daß Menschen mit ihren Partikularinteressen diese Funktion Gottes nicht erfüllen können. Gesetz und Gott sind heute nicht erkennbar, dadurch wird undurchschaubar, wie gehandelt werden muß. „Es bleibt in allem zuletzt nur die Frage, wie überhaupt etwas getan werden könne.“<sup>28</sup> Wenn es keinen Gott gibt und damit kein Gesetz mehr existiert, gibt es auch keine Erkenntnismöglichkeit und keine Chance auf Gerechtigkeit mehr. Da der Sinnzusammenhang fehlt, ist menschliches Leiden zufällig.<sup>29</sup>

Margarete Susman teilt den Schuldbegriff in persönliche und allgemeine Schuld. Diese beiden Begriffe scheinen mir für die Hiob-Deutung nicht ganz fruchtbar zu sein, denn es gibt im Hiob-Text weder allgemeinmenschliche Schuld, wie sie sich z. B. im Sündenfall oder in der Überhebung von Babel zeigt, noch persönliche Schuld. Doch die Unterscheidung in allgemeine und persönliche Schuld stiftet ein Instrumentarium, um

---

<sup>25</sup> Ernst Bloch: Studien zum Buch Hiob. In: Für Margarete Susman. Auf gespaltenem Pfad. Herausgegeben von Manfred Schlösser. Darmstadt, 1964. S. 88 f.

<sup>26</sup> Margarete Susman: Das Hiob-Problem bei Kafka. In: Das Nah- und Fernsein des Fremden. Essays und Briefe. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ingeborg Nordmann. Frankfurt am Main, 1992. S. 191.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 191.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 191.

<sup>29</sup> Günther Anders sieht in Kafkas Werk nicht den von Margarete Susman dargestellten Zusammenhang zwischen Leid und Schuld aufgelöst, sondern den zwischen Schuld und Strafe. Er zeigt, daß bei Kafka die Darstellung des Lebens und der Zeit zyklisch ist, sich zudem ständig wiederholt und daß daher Zeit und Menschen paralytisch sind. Aus der zyklischen Form ergibt sich, daß „Kafka – offenbar ohne jede innere Schwierigkeit – die Reihenfolge von Ursache und Effekt umkehren kann.“ (Günther Anders: Kafka. Pro und Contra. Die Prozeß-Unterlagen. München, 1972. S. 36.) – Für die Darstellung ergibt sich aus der Auflösung von Ursache und Wirkung die „Inversion von Schuld und Strafe.“ (Ebenda, S. 37.) – Kafkas Darstellung legt gesellschaftliche und individuelle Auflösungsmomente offen. Diese sind Formen von Entfremdung, die bei Margarete Susman im Kontext des Glaubens und der jüdischen Tradition und bei Günther Anders als mimetische Spiegelung der undurchschaute Wirklichkeit gedeutet werden.



die geistige Situation der Moderne auf der Folie des Werkes von Kafka darzustellen. Heute habe, so Susman, die Aufgabe der Beziehung zu Gott unerträgliche Einsamkeit und Identitätslosigkeit mit sich gebracht.<sup>30</sup>

Hiob bleibe persönlich schuldlos, erkenne aber seine als Mensch allgemeine Schuld vor Gott an. Seine Forderung nach Gerechtigkeit bleibt von Gott unbeantwortet. Susman zeigt in seinem Schicksal die heutige Schuld-Problematik.<sup>31</sup> Die für die Moderne bestehende Abwendung von Gott trotz und aufgrund seiner Verborgenheit einerseits und das Bestehen auf der persönlichen Schuldlosigkeit andererseits führten nicht zu Selbstbestimmung und Freiheit, sondern zu noch mehr Schuld und entfremdeten inneren und äußeren Lebensbedingungen.

Ernst Bloch kritisiert das im Hiob-Text gegebene Gottesbild. Er deutet, daß Hiob einen Rächer für das Leid sucht, das ihm und anderen angetan wurde. Der Gott Hiobs, der sich auf seine Schöpfung beruft, könne nicht die messianische Hoffnungs- und Friedenszeit bringen.<sup>32</sup> Susman betont demgegenüber, daß für Hiob keine Versöhnung mit Gott in der persönlichen Dimension, die Hiob anstrebte, möglich ist. Trotz der Ferne und Unpersönlichkeit Gottes gibt es aber dennoch das Erkennen Hiobs, im Rahmen der Welt Gottes zu sein und darin einen Platz einzunehmen.

Gott im Hiob-Text nimmt weder auf persönliche noch auf allgemeine Schuld Bezug. Die Schuld-kategorie ist meines Erachtens für ihn nicht von Belang. Er scheint nicht so sehr ein Naturdämon zu sein, wie Ernst Bloch ihn deutet, sondern in Gott zeigt sich entrückte Ferne und Gleichgültigkeit menschlichem Leid gegenüber. Das Alte Testament zeigt im Gottesbild des Hiob-Textes, daß es für Menschen keine Gerechtigkeit und keinen erkennbaren Sinnzusammenhang gibt, außer dem, am Leben zu sein. Das ist eine radikale Gottesdeutung, die auch durch den befriedenden Schluß nicht aufgehoben wird. Sie kommt der Kälte und Härte der Texte Kafkas nahe. Gott ist

---

<sup>30</sup> „Von den Menschen ist überhaupt nichts mehr für die Menschen zu erwarten.“ (Margarete Susman: Das Hiob-Problem bei Kafka. In: das Nah- und Fernsein des Fremden. Essays und Briefe. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ingeborg Nordmann. Frankfurt am Main, 1992. S. 200.)

<sup>31</sup> „Vielleicht ist das die größte, die eigentliche Lebensschuld für uns heutige Menschen, daß wir die mit unserem Dasein selbst unter der vollkommenen Verborgenheit Gottes gesetzte Schuld nicht auf uns nahmen, daß wir von Gott getrennt schuldlos und damit irgendwie gesichert und geborgen leben wollten. Die allgemeine Schuld, die schon in Hiobs Schuldlosigkeit getroffen wird, sie aber nicht auflöst, hat hier die persönliche Schuldlosigkeit zerstört und in ihr genaues Gegenteil: die schwerste Lebensschuld, verkehrt. Dies erst ist das vollendete Grauen.“ (Ebenda, S. 196.)

<sup>32</sup> Ernst Bloch versucht dem scheinbar versöhnenden Schluß des Hiob-Buches eine andere Wendung zu geben: „Die angebliche Ergebung, die Hiob aus dieser Art Gottbelehrung schöpfen könnte, wäre also, wie bei der Krischna-Vision, keineswegs eine freudige. Sie enthielte pure Resignation und keinen Trost; auch die Zukunft ist versperrt, der Jahwe der Endszene spricht, wie für einen Naturdämon in Ordnung, kein einziges messianisches Wort. Er greift die Hoffnung Hiobs in 19, 25, die sich angeblich auf ihn bezieht, mitnichten auf, konträr: alle Hoffnung ist und bleibt fundiert in Hiobs eigenem guten Gewissen und der Rebellion aus ihm, die einen Rächer sucht.“ (Ernst Bloch: Studien zum Buch Hiob. In: Für Margarete Susman. Auf gespaltenem Pfad. Herausgegeben von Manfred Schlösser. Darmstadt, 1964. S. 96.)

Hiob viel ferner als der Gott Jakobs, der mit Jakob am Jabbok kämpfte. Der Aspekt der anhaltenden Ferne Gottes trotz des dramatischen menschlichen Leidens wird im Hiob-Text problematisiert und durch nichts beschönigt. Ungerechtes und sinnloses Leiden und das Ringen um Schuld und Entschuldung bestehen als Bedürfnis auf der Seite der Menschen, Gottes Antwort darauf ist, daß das Leiden der Schöpfung immanent ist.

Für Susman mißt Kafka mit seinem Werk den menschlichen Raum ab. Dadurch werde auch der Abstand zum göttlichen Raum erkennbar. So habe Kafka den Ort bezeichnet, an dem er selbst und wir uns befinden. Margarete Susman deutet auf der Folie des Hiob-Textes und der Darstellung Kafkas ihre eigene Zeit.

Kafka selbst hat sich meines Erachtens in bewußter Distanz zum Begriff Gottes gehalten. Es gibt im Werk keine Spekulationen, keinen Trost, keine positiven Hoffnungsaussagen, die abschwächen, daß die Trostlosigkeit der Darstellung nicht Ernst sei. Kafkas Figuren kennen weder eine Beziehung zu Gott noch sind sie sich Entwürfen einer anderen besseren Welt bewußt. Die Eindringlichkeit der Darstellung in ihrer kompromißlosen Einsamkeit, Beschränktheit und Schonungslosigkeit beruht auf einer Geschlossenheit, die auf nichts außerhalb der beschädigten Welt weist. Kafkas Figuren kreisen in ihrem Denken um Aufstieg und Anpassung. Es gibt Momente und Figuren, die nicht nur im Bestehenden verbleiben, aber niemals dringen sie zu den anderen durch. Ihr Anderssein verurteilt sie zu unverstandenen Außenseitern. Josef K.s Scham erscheint als Schrei nach Gerechtigkeit und Entschuldung. Nur für den Leser stellt sich im ästhetischen und reflexiven Prozeß die Beziehung zu Gerechtigkeit und Erkenntnis her.

Gerade in der vollständigen Abwesenheit Gottes und in der Enthaltensamkeit gegenüber allen religiösen Spekulationen und theologischen Verweisen erkennt Suman bei Kafka die Offenlegung des Abstands zu Gott und Wahrheit. Sie deutet das Werk nicht theologisch, sondern in Beziehung zur jüdischen Theologie.

Was kann für uns eine theologische Deutung bedeuten? <sup>33</sup>

Der Gottesbegriff beinhaltet die Spannung zwischen dieser Welt und einer besseren und gerechteren. Ihn aufzugeben, könnte bedeuten, sich mit dem Leben, wie es ist, abzufinden und daher keine Ansprüche mehr auf eine gerechtere Verteilung der Güter und auf Durchsetzung des persönlichen Glücks, das nicht von den Waren bestimmt ist, zu stellen.

---

<sup>33</sup> „Der Gegensatz von Atheismus und Theismus ist heute nicht mehr aktuell. Einmal war Atheismus Zeugnis innerer Unabhängigkeit und unbeschreiblichen Muts. In den autoritären Staaten, wo er als Symptom des verhaßten liberalen Geistes gilt, ist er es noch. Unter totalitärer Herrschaft, welchen Vorzeichens auch immer, die heute die universelle Bedrohung bildet, pflegt ehrlicher Theismus seine Stelle einzunehmen. Atheismus umfaßt höchst Verschiedenes, der Begriff Theismus dagegen ist bestimmt genug, um alle, die in seinem Namen andere hassen, zu Heuchlern zu stempeln.“ (Max Horkheimer: Theismus-Atheismus. In: Gesammelte Werke. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 185.)

Max Horkheimer bezieht sich auf die Art unserer Erkenntnisfähigkeit und argumentiert mit Immanuel Kant, daß der Erkenntnisapparat die Formen der Erkenntnis der Außenwelt bereitstellt, daher subjektiv geformt sei. Gott ist kein Gegenstand der empirischen Erfahrung, daher kann er kein Gegenstand der Erkenntnis sein.<sup>34</sup>

Horkheimer wendet sich gegen eine positive Füllung des Gottesbegriffes, dennoch möchte er an ihm als Ausdrucksform der Negation des Bestehenden festhalten. Denn in ihm sieht er notwendige und produktive Formen menschlicher Kultur entfaltet und ausgedrückt.<sup>35</sup>

Max Horkheimer entfaltet im Spätwerk den Gottesbegriff als bewußt gewählten Gegenbegriff zur gesellschaftlichen Wirklichkeit. Er tut dies besonders im Hinblick auf das, was die Kritische Theorie als verwaltete Welt bezeichnet. In den 30er Jahren hoffte Max Horkheimer auf revolutionäre Veränderung, um den Faschismus in Europa zu besiegen. In den 50er und 60er Jahren, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges sieht er in revolutionärer Veränderung keine politische Chance auf Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse mehr. Die Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt und Träger des Bedürfnisses und Willens nach gesellschaftlicher Umwälzung war in bislang unbekannter Weise in den kapitalistischen Prozeß eingebunden. Man lebte für die Hebung des Lebensstandards. In der verwalteten Welt der westlichen Demokratien kann gewaltsame Veränderung, so dachte Horkheimer, zu noch schlimmeren totalitären Staatsformen führen, als jene, die die Welt bis dahin mit den Nazis und im Stalinismus erlebt hatte.

Da die Möglichkeit zu revolutionärer gesellschaftlicher Veränderung erst einmal abgeschnitten war, suchte die Kritische Theorie Refugien von Widerstand und Freiheitsmöglichkeiten im gesellschaftlichen Prozeß und für den einzelnen. So findet Max Horkheimer sowohl in der psychischen und geistigen Entfaltung des Individuums der liberal-kapitalistischen Ära als auch im Glauben an Gott Momente, die er bewahrt wissen möchte. Denn ihnen immanent sind Ausdrucksmöglichkeiten und Denkformen,

---

<sup>34</sup> „Die Arbeit unseres Gehirns, so hat Schopenhauer die kantische Lehre weitergeführt, besteht seit jeher darin, daß wir die Bewußtseinsstatsachen, wie Descartes sich ausdrückte, so ordnen, daß sie in einer für unser Leben geschickten Weise zusammenpassen. Unsere subjektive Organisation ist dafür verantwortlich, daß uns Welt als objektive Realität entgegentritt; sie ist kein reines An-sich, sondern Funktion. (...) Da die letzte Wahrheit, die in der Religion zum Ausdruck kommen soll, nicht in die menschliche Sprache und Begriffswelt eingeht, können wir von Religion nur reden, indem wir feststellen, daß die uns bekannte Wirklichkeit nicht die letzte Wirklichkeit ist.“ (Max Horkheimer: Bemerkungen zur Liberalisierung der Religion. In: Gesammelte Werke. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 238.)

<sup>35</sup> „Die Hauptsache scheint mir die Neufassung des menschlichen Verständnisses von Gott zu sein. Gott als positives Dogma wirkt als trennendes Moment. Die Sehnsucht hingegen, daß die Wirklichkeit mit all ihrem Grauen kein Letztes sei, vereint und verbindet alle Menschen, die sich mit dem Unrecht dieser Welt nicht abfinden wollen und können.“ (Ebenda, S. 238.)

die an eine gerechtere Welt erinnern und die es dadurch vermögen, die Spannung des noch nicht Erfüllten zum Jetzigen aufrechtzuerhalten. Jene Momente sollten bewahrt werden, denn sie stehen wiederum für positive künftige Veränderung ein. Er fürchtet durch den Verlust der Distanz zwischen Gott und Welt ein beschleunigtes und restloses Aufgehen im Bestehenden. Sein Gottesbegriff orientiert sich nicht an den positiven Jenseitsvorstellungen und negiert somit den Trostcharakter von Religion ganz allgemein. Horkheimer plädiert dafür, den Zweifel mit in den Glauben hineinzunehmen. Dadurch fiele Aggression wegen intellektueller Bevormundung weg.<sup>36</sup>

In den 60er Jahren verfolgen Theodor W. Adorno und Max Horkheimer unterschiedliche Denkbewegungen. Für Adorno liegt im Bewahren die Schwierigkeit: Entgegen dem gesellschaftlichen Entwicklungsverlauf sollen Traditionen erhalten werden, die autoritär vermittelt werden müßten. Die ästhetische Konzeption seines Wirklichkeitsbegriffs ermöglichte es ihm, in den Formen der künstlerischen Darstellungen Bewegungen zu erkennen, die zeigen, daß das Individuelle noch nicht von der gesellschaftlichen Totalität vollständig aufgesogen ist.

Was Horkheimer „die Sehnsucht nach dem ganz Anderen“<sup>37</sup> nennt, teilt auch Adorno. Für Adorno ist diese mit einer Gesellschaft verbunden, in der keine Unterdrückung und kein Mangel herrschen. Der Begriff des ganz Anderen verheißt die Differenz zum Bestehenden, um den Wahrheitsbegriff im Gegensatz zum wissenschaftlichen Positivismus zu bewahren.

Kafkas Darstellung der mit Hierarchien kämpfenden und von Hierarchien aufgesogenen Figuren in ihrem sinnlosen Leiden eröffnet die Frage nach Gott, Gerechtigkeit und Sinn gerade dadurch, daß sie weder direkt gestellt noch positiv oder negativ beantwortet wird. Durch die Enthaltensamkeit diesen Begriffen gegenüber erzeugt der Text eine Spannung zu ihnen, in der sie in ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit reflektiert und neu bestimmt werden.

---

<sup>36</sup> „Ernster europäischer Geist jedoch ist nicht durch die Leugnung der biblischen Lehre, die aus sozialen Gründen weiterhin als absolute Wahrheit verkündet wurde, sondern durch den schmerzhaften Zweifel geprägt. Die Verdrängung des Zweifels bei den Massen erzeugte seit Jahrhunderten Aggression, die Verbindung von Fanatismus und Grausamkeit, die für europäische Geschichte kennzeichnend war.“ (Max Horkheimer: Neues Denken über Revolution. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 417.)

<sup>37</sup> Max Horkheimer: Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 385 ff.

#### 4. Abbruch

Der Roman bricht nach den Begegnungen K.s mit drei Frauen ab. Kafka nimmt zwei schon bekannte Motive erneut auf, zum einen die Empfindlichkeit der Beamten, zum anderen Reflexionen über das Steigen und Fallen in der Hierarchie. Ersteres ist mit dem verbotenen morgendlichen Aufenthalt K.s in den Gängen des Herrenhofes verbunden, nachdem er mit Bürgel gesprochen hat. Die zweite Motivgruppe wird durch Pepis Ausführungen zu ihrem erneuten Absinken zum Zimmermädchen vermittelt. Untergründig zeigt das Ende des Romans bis zum Abbruch die erzwungene Abkehr von patriarchalischen Herrschaftszusammenhängen.

Erlanger befiehlt K., Frieda zurück in den Ausschank zu schicken, um jede Störung in den Gewohnheiten Klamms zu vermeiden.

„Nicht seinetwegen, nicht seiner Arbeiten wegen beseitigen wir diese Störungen, sondern unseretwegen, unseres Gewissens und unserer Ruhe wegen.“ (S 428)

Erlanger weiß nicht, daß Frieda K. schon verlassen hat. K.s unerlaubte Anwesenheit im Herrenhof hat die Sekretäre dermaßen beunruhigt, daß sie ihren normalen Tagesablauf nicht aufnehmen können. „Scham“ (S 455), so der Herrenhofwirt und die Herrenhofwirtin, behindert sie, anderen Menschen zu begegnen.

„Aber vielleicht noch mehr als sich zu zeigen, schämen sie sich fremde Leute zu sehn; was sie glücklich mit Hilfe der Nachtverhöre überwunden haben, den Anblick der ihnen so schwer erträglichen Parteien, wollen sie nicht jetzt am Morgen, plötzlich, unvermittelt, in aller Naturwahrheit von neuem auf sich eindringen lassen. Dem sind sie eben nicht gewachsen.“ (S 445 f.)

Ihre Deutung der Scham der Beamten entpuppt sich als deren Ekel vor den Beherrschten. Die Schwäche und Not der von ihnen Abhängigen lassen diese klein und ekelhaft werden. Die von Ekel bestimmte Ablehnung der Bittenden erinnert an die „Verwandlung“. Gregor wird zu dem Ungeziefer, das er schon vorher psychisch als gehorsamer Sohn und sozial als kleiner Handelsvertreter war.

Danach wendet Kafka den Akzent vom Schloß und seinen Verboten zum Leben der Beherrschten. Eine neue Deutung seines Liebesverhältnisses zu Frieda, erfährt K. durch Pepi. Sie sieht in der Beziehung zu K. den Versuch Friedas, sich durch einen spektakulären Akt der Selbsterniedrigung aus vorgetäuschem romantischem Überschwang, bei Klammm und im Dorf interessant zu machen. Daher sucht sie sich den „Allergeringsten“ (S 464) aus, um den Unterschied zur gesellschaftlichen Höhe Klamms augenscheinlich werden zu lassen und um so den Skandalwert ihres Handelns zu erhöhen. Pepi bezeichnet K. einerseits als den Allergeringsten aufgrund seiner sozialen Ohnmacht, andererseits erhöht sie ihn, da sein Dasein ihr die Möglichkeit einbrachte,

sich als Ausschankmädchen zu versuchen. Deshalb ist er ihr „ein Held, ein Mädchenbefreier“ (S 453). Pepis emotionsgeladene Deutung der Ereignisse ist weitgehend im Konjunktiv der indirekten Rede erzählt, um die Distanz, die sich K. beim Anhören ihrer Geschichte sichert, ironischerweise auszudrücken, denn sonst nimmt er ja alle Gerüchte und Schloßgespräche ernst. Er beargwöhnt Pepis inferiore Position, die ihr Einblick in die Verhältnisse nicht erlaubt, ohne dabei zu erkennen, daß er in der gleichen Position wie sie ist.

„Ihr Zimmermädchen seid gewohnt, durch das Schlüsselloch zu spionieren und davon behaltet Ihr die Denkweise, von einer Kleinigkeit, die Ihr wirklich seht, ebenso großartig wie falsch auf das Ganze zu schließen.“ (S 480)

Außerdem ist es auch kränkend für ihn zu hören, daß Frieda ihn nur für ihre Zwecke mißbraucht haben soll. Pepis Monolog erinnert an Molly Bloom im „Ulysses“. Wortreich und ganz auf ihre kleine, graue Welt eingeschränkt, schildert sie ihr Alltagsleben als Zimmermädchen und ihre ungeheure Freude, als sie zum Ausschankmädchen wurde, um Frieda zu ersetzen. Ihre Schilderung der Mühe, die es sie kostete, um aus sich mit ihren bescheidendsten Mitteln ein, wie sie hofft, akzeptables Ausschankmädchen zu machen, ist rührend. Diese Position war das einzige, was sie erreichen konnte. Nach vier Tagen mußte sie wieder gehen. K. verteidigt Friedas Überlegenheit:

„Hast Du einmal Ihren Blick beachtet? Das war schon nicht mehr der Blick eines Ausschankmädchens, das war schon fast der Blick einer Wirtin.“ (S 482)

K.s Müdigkeit als Symptom und Zeichen des Ruhewunsches ist trotz zwölfstündigen Schlafes noch größer geworden. Drei Frauenfiguren könnten K. zum Ende seines Lebens führen. Damit würden sie eine mythische Funktion übernehmen. Das Mädchen Pepi, die verheiratete Frau, die Herrenhofwirtin, und Gerstäckers alte Mutter sind die drei Aspekte der im Mythos dargestellten Weiblichkeit: Jugend, Reifezeit und Tod. Sie erinnern den Helden an seine Sterblichkeit und erscheinen als Begleiterinnen auf dem Weg vom Leben in den Tod. Hier erscheint eine deutliche Dominanz und Präferenz des Weiblichen in dieser männlich bestimmten Welt, deren erzählte Zeit mit den sechs Tagen der Schöpfung übereinstimmt. Daß K.s Tod am nächsten, dem siebten Tag kommen wird, erscheint, trotz der potentiellen Unendlichkeit der Möglichkeiten des Strebens zum Schloß, wahrscheinlich.

Pepi will auf K.s Ausführungen der Superiorität Friedas nicht mehr eingehen. Sie bietet K. „Asyl“ und eine Alternative zum vergeblichen Streben an. K. kann den nicht-endenden Winter bei ihr und ihren Freundinnen Henriette und Emilie verbringen. Sie erinnert sich an die Reaktion der beiden, als ihr Aufstieg in den Ausschank feststeht:

„Aber denk nur, sie [die Freundinnen] wollten ja gar nicht fort, sie wissen, daß es ein elendes Leben ist, das sie dort führen, aber sie haben sich schon gefügt, die guten Seelen, ich glaube, ihre Tränen beim Abschied galten am meisten der Trauer darüber, daß ich das gemeinsame Zimmer verlassen mußte, in die Kälte hinausging – uns scheint dort alles kalt, was außerhalb des Zimmers ist – und in den großen fremden Räumen mit großen fremden Menschen mich herumschlagen müsse zu keinem andern Zweck, als um das Leben zu fristen, was mir doch auch in der gemeinsamen Wirtschaft bisher gelungen war.“ (S 487)

Um ihre Enttäuschung über den Abstieg zu verarbeiten, betrachtet Pepi das Leben von seinem Ende her. Sie verzichtet auf das Streben zum Ausschankmädchen, weil diese Existenz, wie jede andere auch, die in dieser Gesellschaft zu erlangen ist, doch nur ein Warten auf den Tod ist. Jede Arbeit garantiert gerade nur das Überleben. Ihr Ton ist nicht gänzlich von Resignation bestimmt. Es ist ihr eine ernste Frage, warum man sich um dieses sinnlosen Aufstiegs willen, ‚in großen fremden Räumen mit großen fremden Menschen herumschlagen‘ muß, um doch nur ein ähnlich anstrengendes Leben wie das als Zimmermädchen zu führen, aber dies ohne Freundinnen und Wärme. Pepi deutet das Leben in der Dorf-Schloß-Gesellschaft als ein Durchhalten-Müssen bis zum Tod. In keiner gesellschaftlichen Position eröffnet sich Hoffnung auf positive Veränderung.

Die Herrenhofwirtin will K. dazu benutzen, sich ihrer entworfenen Identität zu versichern. Sie trägt vor allen ‚veraltete überladene Kleider‘ (siehe S 493). Sie ist dem Abgelebt-Vergangenen verfallen und will K. zu sich ziehen.

„Komm hinüber in das Kontor, ich werde Dir etwas zeigen, dann wirst Du Deine Keckheiten hoffentlich für immer unterlassen.“ (S 491)

K. lehnt diese erotisch getönte Offerte ab und zieht es vor, mit Gerstäcker zu gehen, um die Pferde zu pflegen:

„Die Stube in Gerstäckers Hütte war nur vom Herdfeuer matt beleuchtet und von einem Kerzenstumpf, bei dessen Licht jemand in einer Nische gebeugt unter den dort vortretenden schiefen Dachbalken in einem Buche las. Es war Gerstäckers Mutter.“ (S 495)

Die Gestalt der lesenden alten Frau ist eine Ausnahmeerscheinung. Denn ihr Buch verweist auf eine Welt jenseits der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Damit bricht der Roman ab.

K.s Sehnsucht ging dahin, in die Welt der Männer Einlaß zu finden und sich zu beweisen. Es ist im psychischen Sinn Sehnsucht nach der ordnenden Macht der Vaterwelt, die K. in einer isolierten Zwei-Klassen-Gesellschaft sucht. Die bürokratisch-patriarchalische Herrschaftsschicht der Männer konnte ihm weder Integration gewähren

noch wollte sie sich ihm im Kampf stellen. Die Macht-Aura des Schlosses hat ihn negativ in ihren Bann geschlagen. Er selbst wird in seinem Wesen davon berührt und geht zugrunde.

Max Brod hat den Schluß des Romans übermittelt, wie ihn Kafka einmal erzählt habe:

„Der angebliche Landvermesser erhält wenigstens teilweise Genugtuung. Er läßt in seinem Kampfe nicht nach, stirbt aber vor Entkräftung. Um sein Sterbebett versammelt sich die Gemeinde, und vom Schloß langt eben die Entscheidung herab, daß zwar ein Rechtsanspruch K.s, im Dorfe zu wohnen, nicht bestand – daß man ihm aber doch mit Rücksicht auf gewisse Nebenumstände gestatte, hier zu leben und zu arbeiten.“<sup>1</sup>

Die Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung ist in diesem überlieferten Ende doch das Gnadengeschenk der übergeordneten Macht, das K. nicht wollte. Im „Proceß“ liegt der Kernkonflikt einerseits in Josef K.s Schuldempfinden und den dazu korrelierenden Aktionen des Gerichts gegen ihn und dann andererseits in der Darstellung einer sich der Gesellschaft bemächtigenden Bürokratie, die die bürgerlichen Verkehrsformen unterhöhlt und ausschaltet. Kafka läßt die Denkbewegung offen, worin die Priorität des Untergangs zu sehen ist; in Josef K. und seinem Scham- und Schuldgefühl oder im Gericht als mörderischer Bürokratie.<sup>2</sup>

Die Darstellung der Innendimension Josef K.s im „Proceß“ hat ein viel größeres Gewicht als diejenige K.s im „Schloß“. Die ästhetische „Monotonie“<sup>3</sup> und die identifikatorische Kälte im „Schloß“-Roman rühren von der Eindimensionalität des Strebens zum Schloß und der Geschlossenheit der Dorf-Schloß-Gesellschaft. Das Scheitern K.s ist im Verblendungszusammenhang der gesamten Gesellschaft zu sehen.

---

<sup>1</sup> Max Brod: Nachworte. Nachwort zur ersten Ausgabe. In: Franz Kafka: Das Schloß. Frankfurt am Main, 1964. S. 526.

<sup>2</sup> Zu Recht weist auch Stéphane Mosès auf diese changierende Doppelfunktion in der Erzählweise selber hin: „Die grenzenlose Plastizität der Wahrheit, die für Scholem in Kafkas Werk zum Ausdruck kommt und die zugleich auch das Wesen des jüdisch-mystischen Offenbarungsbegriffs ausmacht, ist vielleicht der tiefliegende Grund jener oft besprochenen Eigenart der Kafkaschen Texte, sich fast endlos deuten zu lassen, und sich dabei jeglicher endgültigen Deutung zu entziehen. Als hätte Kafka den Prozeß des endlosen Suchens zum Formprinzip seines eigenen Werkes erhoben; als reflektierten seine Texte selber den unendlichen Prozeß ihrer eigenen Interpretation.“ (Stéphane Mosès: Zur Frage des Gesetzes. In: Franz Kafka und das Judentum. herausgegeben von Karl Erich Grözinger, Stéphane Mosès und Hans Dieter Zimmermann. Frankfurt am Main, 1987. S. 32.)

<sup>3</sup> Theodor W. Adorno stellt bei Sören Kierkegaard und Franz Kafka die gleiche „Weitschweifigkeit“ fest, die „den Leser verärgern und damit aus der ästhetischen Kontemplation aufscheuchen wollte.“ (Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 265.)



#### IV. Zusammenfassung und Ausblick

Kafka entwirft innerhalb der Kälte und Modellhaftigkeit seiner fiktionalen Welt ein psychisch realistisches Bild seiner Frauenfiguren. Die Darstellung der Frauen nimmt vom „Proceß“ zum „Schloß“ in bezug auf die Erzählzeit und in ihrer Tiefendimension zu. Denken und Handeln der Frauen lassen sich aus ihrer Klassenlage und aus ihrer sexuellen Unterdrückung verstehen.

Kafka zeigt die Frauen als eigenes Gravitationszentrum innerhalb seiner Darstellung bürokratischer Gesellschaften. Das Zusammensein mit ihnen verleiht den Herrschenden zusätzliche Macht. Kafka zeigt hier einen archaischen Aspekt patriarchalischer Macht: Über die Sexualität reproduziert und befestigt sich die Macht der Männer. Frauen dienen so dem Machterwerb und -erhalt in einer männlich dominierten Welt. Im „Schloß“ ist die Sexualität eingefügt in die herrschende Bürokratie. Die Frauen streben sexuelle Verhältnisse mit den Bürokraten an, um so eine imaginierte Erhöhung zu erfahren. Sexualität fungiert hier nur noch als Konnexion in der gesellschaftlichen Hierarchie. Aber gerade im Aspekt der Machtsicherung, der sich durch den Besitz der Frauen konstituiert, erweist sich gleichzeitig die Fragilität und Angreifbarkeit der herrschenden Zustände. Auch die herrschende Männerclique ist abhängig und infantil. Ihre Macht muß nicht ewig sein.

Die Frauen selbst haben keinen direkten Anteil an der gesellschaftlichen Herrschaft. Keine der Frauenfiguren ist Teil der Herrschaftsclique, außer einer jungen Gerichtsbeamtin im „Proceß“, deren Sinnlichkeit und frauliche Wärme aber durch die Nähe zum Gericht zerstört ist. Die Frauenfiguren Kafkas sind ausnahmslos berufstätig. Sie arbeiten alle in typischen untergeordneten Frauenberufen. Sie leben in unterschiedlicher individueller Abhängigkeitsbeziehung zu den männlichen Vertretern der Herrschaft.

Die Frauen besitzen im Gegensatz zu ihrer realen gesellschaftlichen Ohnmacht weibliche Qualitäten, nicht ganz unähnlich denen, wie sie Friedrich von Schiller in der „Glocke“ entwirft. Diese Darstellung Kafkas hat nichts mit reaktionärem weiblichen Rollenverständnis zu tun. Ihre Distanz zur Macht hat Fähigkeiten und Begabungen bewahrt und hervorgebracht, die die Männer vermissen lassen und für die Kafka in seiner Darstellung ein Plädoyer erhebt. Sie stehen mit ihrem Wesen, ihrer Sprache und ihrem Handeln für eine humanere Welt ein, trotz und vielleicht gerade wegen ihrer realen gesellschaftlichen Ohnmacht. Es ist aber keine idealisierte und beschönigende Darstellung des ganz Anderen der Frau, die die Frauendarstellung Kafkas auszeichnet. Er zeigt vielmehr, daß ihre gesellschaftliche Unterdrückung und Abhängigkeit auch die Frauen deformiert hat. Dennoch haben sich progressive menschliche Verhaltensweisen gegenüber den alles durchsetzenden Herrschafts- und Verblendungszusammenhängen erhalten. Über Sexualität sichern sich die Frauen imaginierte oder reale Machtteilhabe.

Diese Abhängigkeitsstrukturen bestimmen die Bewußtseinsformen: Alle Beziehungen zeigen einen gegenseitigen Tausch- und Benutzungscharakter.

Fräulein Bürstner und Amalia vermitteln gesellschaftliche und persönliche Wahrheiten, die der Konformität entgegenstehen. Bei Fräulein Bürstner handelt es sich um eine Projektion Josef K.s: Sie scheint die Möglichkeit zu bieten, von seinem erfolgsorientierten Bankleben und vom Prozeß gemeinsam mit ihr wegzugehen. Amalia hat aufgrund ihrer Erfahrungen sehr einfache Lebensprinzipien für sich gewonnen. Sie glaubt, daß K. Olga liebt, sie lebt abstinert zum Schloß und zum Dorf. Ungeachtet ihrer Einsamkeit und Lebensferne erkennt sie andere und deren Bedürfnisse, ohne über sie zu richten. Diese Frauen bergen utopische Lebensmöglichkeiten.

Lenis Schönheitsverfallenheit läßt sie sexuell wahllos werden, doch darin spiegelt sich gebrochen die Sehnsucht nach nicht-zweckorientierten Beziehungen.

In den humanen Diskursen mit Olga versteht K. zum ersten Mal, daß das Leben nicht bedeuten muß, um Macht und um Aufstieg zu kämpfen.

Auch die Brückenhofwirtin als Protagonistin herrschaftskonformen Einverständnisses mit der gesellschaftlichen Macht ist in der Darstellung eine wunderbar gelungene Figur: wie Kafka in ihren kleinsten Lebensäußerungen als ihr selbst unbewußte Regungen ihren Schmerz und ihre Wut auf ihr verpfushtes Leben darstellt, ist einzigartig. Er hat dieser Figur in ihrer Zerrissenheit Tiefe gegeben und bei aller Beschränktheit ihres machtorientierten Denkens erregt sie Mitgefühl.

Friedas Ausbruchs- und Aufbruchversuch offenbart die zerstörerische innere Bindung der Frauen an die Machtstrukturen der Männer, gleichzeitig wird ihr scheiternder Versuch, Liebe zu geben und zu empfangen zum einzigen, worauf sie in ihrem Leben stolz sein kann.

Sie handelt spontan entgegen der herrschenden Norm, indem sie sich K. im Herrenhof im Schmutz hinter der Theke hingibt. In dieser Spontaneität zeigt sich die Freiheit menschlichen Handelns, die nicht von dem eingefrästen Gehorsam dem Schloß gegenüber eliminiert wurde.

Den progressiven, lebensbejahenden Aspekten der Sexualität stehen die regressiven und zerstörerischen gegenüber. Der Wunsch der K.s nach Liebe und Nähe geht in den gesellschaftlichen Herrschaftszusammenhängen unter:

Josef K. benutzt Leni sexuell wie sie ihn auch, ohne über Gefühle für sie nachzudenken. Erst als er bemerkt, daß sie auch mit Kaufmann Block sexuell verkehrt, wird er aus Besitzdenken eifersüchtig. Josef K. schenkt seinem spontanen Wunsch, zusammen mit Fräulein Bürstner ein neues Leben zu beginnen, kaum Beachtung, er wehrt diesen vielmehr als Schwäche ab. Die Abwehr spiegelt den herrschenden Denkszusammenhang,

der menschliche Nähe der isolierten Individuen nicht aufkommen läßt. Die herrschende instrumentelle Vernunft einerseits und die Liebe andererseits haben einen einander ausschließenden Charakter. Die emotionale Bedeutung, die Fräulein Bürstner für Josef K. besitzt, kehrt am Ende seines Lebens in perverser Form wieder. Aufgrund dieser Bedeutung glaubt er, sich in einem Akt von moralischem Rigorismus dem Gericht unterwerfen zu müssen.

Die sexuelle Begegnung mit Frieda stellt K. auf einer symbolischen Ebene dem Beamten Klammer gleich, aber die negativen gesellschaftlichen Konsequenzen der Begegnung schrecken ihn. In eindringlicher Verdichtung zeigt Kafka den Sexualakt als Spiegel seiner Ängste, sich in der Schloßwelt zu verlieren. Sexualität und Machtstreben K.s beleuchten sich wechselseitig in der Furcht vor dem Untergang des mühsam sich behauptenden Ich. Ersehnte sinnliche Befriedigung und Selbsterhalt stehen einander gegenüber.

Amalias Askese ist ihre eigene unnachahmliche Antwort auf die zerstörerischen und machtkonformen Aspekte der Sexualität. In ihrem Bestehen auf Autonomie erinnert sie an Iphigenies Selbstfindung. Amalia bezahlt für die Autonomie ihres Denkens den Preis völliger Einsamkeit.

In der Arbeitsweise und in der Funktion bürokratischer Systeme erscheinen totalitäre Herrschaftsformen, die die Tendenz haben, die gesamte Gesellschaft zu ergreifen, so im „Proceß“, im „Schloß“ ist die Gesellschaft schon vollständig von der bürokratischen Herrschaft des Schlosses bestimmt. Konkurrierende Abteilungen, daher unklare und wechselnde Zuständigkeiten, endlose Hierarchien und undurchschaubare Kompetenzen, Beweislast besteht für die Bürger, nicht für die Apparate, Uneinsehbarkeit und Unkontrollierbarkeit der behördlichen Arbeitsgrundlagen und vollständige Rechtsunsicherheit sind die Kennzeichen der Darstellung der Bürokratie. Das Leben erscheint den so Beherrschten als von Schicksalsmächten bestimmt. Über das ihnen entfremdete Leben existieren armselige Mythen und Sentenzen, um überhaupt psychische und intellektuelle Verarbeitungsmöglichkeiten zu haben.

Kafka zeigt, daß die bürokratische Herrschaft in den Leistungsstrukturen, dem Expansionsdrang und dem Konkurrenzstreben der avancierten bürgerlichen Gesellschaft angelegt ist. Eine Gesellschaft muß sich nicht zu bürokratischer Herrschaftsform entwickeln, Kafka spricht in seinen Werken auch eine Warnung aus.

In den Hauptfiguren zeigt Kafka die Konfrontation des Individuellen mit den Herrschaftsstrukturen der Bürokratie.

Im „Proceß“ knüpft das Gericht als Institution an die Josef K. verborgenen Autoritätsängste und Unterwerfungstendenzen an. So entsteht eine zwischen diesen Polen oszillierende Darstellung von Unterdrückung und Herrschaft, zwischen denen das Ich Josef K.s zerrieben wird. Archaisch-patriarchalische und moderne Aspekte der Herrschaft

prallen aufeinander, durchdringen sich und gehen eine Allianz gegen das Ich ein. Seine Rationalisierungen verhindern, sich dem inneren und äußeren Ansturm zu stellen.

In der Parabel „Vor dem Gesetz“ spiegelt Kafka Ohnmacht und Widerstand in Beziehung zum Roman: Entgegen dem Glauben an Gemeinsamkeit in einer gemeinschaftlichen Welt, sind die einzelnen wirklich Vereinzelte, die einander weder unterstützen noch helfen. Die Ideologie der Gemeinschaftlichkeit verhindert, einerseits zu verzweifeln, andererseits die Formen der Unterdrückung und Beherrschung in sich und in der Gesellschaft zu durchschauen. In der Negation erscheint die Möglichkeit für den Vereinzelten, seine Einsamkeit zu durchbrechen, indem er dem Mut fasst, sich dieser bewußt zu werden, um dann jene Schritte zu tun, die ihn mit den anderen, ebenso Vereinzelten, verbinden. Es kann eine Transzendierung erfolgen, die Gemeinschaftlichkeit, nicht nur als Schein, sondern als Grundlage des Lebens besitzt.

K.s Streben ins Schloß hat als progressiven Anteil den Wunsch, aus eigener Anschauung Kenntnis vom Schloß zu erhalten. Der regressive Anteil des Strebens besteht in dem Ziel selbst Macht – gleich der des Schlosses – zu erlangen. Das Streben bestimmt die Konstituierung seines Ich. Daneben zeigt Kafka den Integrationswunsch eines armen Migranten, der sich seine Eigenständigkeit trotz der geforderten Anpassung erhalten möchte. Integration und Toleranz existieren nicht: Dort zu leben bedeutet Selbstaufgabe, um bestenfalls geduldet zu werden.

K. erstickt an der Widersprüchlichkeit seines eigenen Strebens und geht gleichzeitig an der Gleichgültigkeit der Dorf-Schloß-Gesellschaft zugrunde. Hinter dem Mythos Schloß verbirgt sich nichts weiter als eine machtvolle Männerclique.

Die Monotonie des eindimensionalen Strebens und die stumpfe Härte des Lebens im Dorf erzeugen eine bleierne Atmosphäre, die eine große Suggestivkraft ausübt. Der „Proceß“ ist demgegenüber viel bewegter, denn die Dynamik der Beziehung Ich-Gesellschaft und der Schuldkomplex, der auf die Kulturanfänge und die Menschheitsgeschichte deutet, verbinden den Roman mit den abendländischen Traditionen, indem erneut die großen Fragen der Existenz erscheinen. Vielleicht ist dem europäischen und nordamerikanischen Leser Josef K.s Leiden näher und verständlicher als das K.s. Der Wahrheit der dargestellten Welt beider Romane kann man sich nicht entziehen.

An dieser Stelle möchte ich einen Ausblick auf die Bedeutung des Werkes für uns heute entwickeln. Dieser Versuch soll anhand des Sublimierungs- und Kulturbegriffs dargestellt werden. Sublimierung ist kein kultur-positivistischer Begriff, sondern eröffnet eine Fülle von Fragestellungen, in der die Bedeutung der Kunst als die Fähigkeit des Individuums, Aggression und Libido möglichst befriedigend und sinnstiftend ins Außen abzuleiten, erscheint. Eine Gesellschaft könnte durchaus nach dem Maß der Sublimierung ihrer

Mitglieder oder nach den Möglichkeiten, die die Gesellschaft bereitstellt und fördert, um Sublimierung überhaupt anzustreben, beurteilt werden.

„Die Überspannung des kulturellen Anspruchs, die doch wieder der Bewegung des Geistes immanent ist, vergrößert den Abstand von jenen Verhältnissen [Adorno meint die „materiellen“] um so mehr, je zweifelhafter die Würde der Sublimierung, sowohl der zum Greifen nahen materiellen Erfüllung wie der drohenden Vernichtung ungezählter Menschen gegenüber, wird.“<sup>1</sup>

Theodor W. Adorno spricht von der „zweifelhaften Würde der Sublimierung“ einerseits im Verhältnis zur erstmals in der Geschichte der Menschheit real möglichen materiellen Bedürfnisbefriedigung aller Menschen und andererseits in bezug auf die immer größer werdende Vernichtung durch Krieg, Hunger und Ausbeutung. Durch diese gesellschaftliche Gespaltenheit wird die Fähigkeit, Kunst zu genießen und sich diesen Genuß als Refugium des Ich zu erhalten zu einer prekären Funktion. Adorno trifft mit seiner Feststellung einen ganz subjektiven Punkt der Scham, denn angesichts der materiellen Zerstörung und der Ohnmacht des einzelnen gegenüber politischen und ökonomischen Entscheidungen scheint es fast obszön, auf Geist und Kunst und damit auf Sublimierung zu bestehen, gerade dort einen Ruhepol zu suchen. Die Alternative des Verzichts ist natürlich keine Antwort auf diese Scham.

Philosophie und die materialistische – auf der Triebausstattung des Menschen basierende – Psychoanalyse berühren einander in ihrer Gesellschaftskritik. Sigmund Freuds Theorie der Sublimation der Triebe und Immanuel Kants Bestimmung der ästhetischen Urteilskraft als auf den Sinneseindrücken von Lust / Unlust basierend, ergänzen einander in entscheidenden Momenten.

Freud zeigt die Plastizität der Triebausstattung des Menschen. Sublimierung ist ein nicht-repressives Regulativ. Freuds Ansichten zur Sublimierung scheinen zu variieren: Im Frühwerk erkennt er in ihr aufgrund der Plastizität der Libido, die Fähigkeit, andere als die ursprünglich sexuellen Ziele anzunehmen. Hier liegt die Bedeutung der Sublimierung auf der sehr positiven Variabilität der Sexualtriebe, auch dort Befriedigung zu erlangen, wo das Sexuelle nicht erreicht werden kann. „Die Sublimierung ist ein Prozeß an der Objektlibido und besteht darin, daß sich der Trieb auf ein anderes, von der sexuellen Befriedigung entferntes Ziel wirft; der Akzent ruht dabei auf der Ablenkung vom Sexuellen.“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Theodor W. Adorno: Kulturkritik und Gesellschaft. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 12.

<sup>2</sup> Sigmund Freud: Zur Einführung der Narzißmus. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1913-1917. Zehnter Band. London, 1946. S. 161.

Die Sexualtriebe können woanders als im Sexuellen Befriedigung finden, Sublimierung trägt so zur Befriedigung, letztlich zur Gesundheit des Ich bei. Im kulturkritischen Spätwerk nimmt Freud eine andere Nuancierung der Sublimierung vor. Freud findet hier scharfe Worte bei seiner Beurteilung der Schädigungen, die die Gesellschaft dem einzelnen bereitet. Immer mehr Energie muß aufgewendet werden, um den Anforderungen und den Anpassungsleistungen der Gesellschaft nachzukommen. Der Prozeß der Sublimierung als Umlenkung und Ablenkung von sexuellen Trieben auf andere Befriedigungsmöglichkeiten bleibt, wie früher beschrieben, bestehen, doch wird die Befriedigung von Freud als nicht mehr vollkommene angesehen. Ein Betrag an Glücks- und Erfüllungsmöglichkeit scheint verloren zu gehen. „Das Glücksgefühl bei Befriedigung einer wilden, vom Ich ungebändigten Triebregung ist unvergleichlich intensiver als das bei Sättigung eines gezähmten Triebes.“<sup>3</sup>

Daneben schätzt Freud die Sublimierungsfähigkeit der Menschen pessimistisch ein: „Die Bewältigung durch Sublimierung, durch Ablenkung der sexuellen Triebkräfte vom sexuellen Ziele weg auf höhere kulturelle Ziele gelingt einer Minderzahl, und wohl auch dieser nur zeitweilig, am wenigsten leicht in der Lebenszeit feuriger Jugendkraft.“<sup>4</sup> Keinesfalls alle seien zur Umlenkung der sexuellen Triebe in der Lage, schon dazu bedarf es „Anlagen und Begabungen“<sup>5</sup>. Er erwähnt Künstler und Wissenschaftler, deren Arbeit als einzige Sublimierung gewähren könnte. Freud deutet in diesem Satz an, daß Sublimierung an Intelligenz und Kreativität geknüpft ist, diese sind auch eine Art biologisches Geschenk der Natur, von daher wohl kaum beeinflussbar durch Erziehung und Bildung, während gewiß jene, die diese Gaben bekommen haben, sie pflegen und ausbilden können. Triebwege, die sich nicht durch Sublimierung lösen lassen, müssen im Fall der nicht möglichen sexuellen direkten Befriedigung durch Verdrängung oder Fixierung erledigt werden. Dies sind zwei wesentlich schädigendere Methoden der Triebabfuhr. Künstlerische und wissenschaftliche Arbeit nimmt im Denken Freuds einen besonders geschätzten Status ein. Freud glaubt 1930 nicht an eine friedvolle Zukunft der Menschheit nach Aufhebung des Privateigentums. Aber er verteidigt auch nicht die Privilegien der herrschenden Klassen. Arbeit, auch entfremdete, ist ihm Bindung an die Wirklichkeit. „Keine andere Technik in der Lebensführung bindet den Einzelnen so fest an die Realität als die Betonung der Arbeit, die ihn wenigstens an ein Stück der Realität, in die menschliche Gemeinschaft sicher einfügt.“<sup>6</sup>

---

<sup>3</sup> Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1925–1931. Vierzehnter Band. London, 1948. S. 437.

<sup>4</sup> Sigmund Freud: Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1906-1909. Siebenter Band. London, 1941. S. 156.

<sup>5</sup> Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. Band XIV. S. 438.

<sup>6</sup> Ebenda, S. 438.

Arbeit schützt vor psychischer Krankheit und erhält die Kultur als den von Menschen benötigten Lebensraum aufrecht.

Die grundlegend neue menschliche Erfahrung in der westlichen Welt des 20. Jahrhunderts ist nach Hannah Arendt das Erleben des Überflüssigseins.<sup>7</sup> Menschen sind im technologischen Produktionsprozess nicht mehr so nötig wie im 19. Jahrhundert. Ihre Arbeitskraft wird nicht gebraucht, sie werden für die jeweilige Gesellschaft zu überflüssigen Massen. Kafka zeigt diesen Aspekt gesellschaftlicher Entwicklung aus der Sicht jener, an denen sie sich vollzieht: Josef K. und K. werden bewußt ausgegrenzt und isoliert. Sie spüren und erleben dieses Überflüssigsein und das Vernichtungspotential der anderen ihnen gegenüber, das sich aus ihrer Randexistenz wie von selbst ergibt.

Die Wirklichkeitsbindung, wie sie durch Arbeit erreicht wird, kann heute nur zu einem gewissen Grad durch die Präsenz medialer Bildwirklichkeiten ersetzt werden, die Identifizierung und Rückbindung an die Gesellschaft, die dadurch erzielt werden, scheinen brüchig.

Freud zeigt, daß, wenn Arbeit für Menschen nicht mehr vorhanden ist, die Wirklichkeitsbindung entfällt, damit entfällt aber auch gleichzeitig die rationale Einsicht in die Wirklichkeit. Das sind nicht mehr Menschen, für die die gemeinschaftlich erarbeitete und geschaffene Lebenswelt erhaltenswert ist. Sie sind atomisiert und orientierungslos. Ihre Aggression wird durch keine Gewissensinstanzen und Loyalitäten zurückgehalten, denn sie haben in der Tat nichts zu verlieren. Die Atomisierung und Isolierung ist nur ein scheinbarer Widerspruch zur Gleichschaltung und Entindividualisierung in der Massengesellschaft. Der Übergang vom Liberalismus zur Moderne ist gesellschaftlich durch den Verlust individueller Kontrollmechanismen im Ich gekennzeichnet. Als Ersatz für ein inneres kritisches Ich-Ideal, das nicht nur als repressive Instanz gewertet wird, fungieren äußere Führergestalten und heute industrielle Images:

„Aber die Masse zeigt, wenn wir sie als Ganzes ins Auge fassen, mehr; die Züge von Schwächung der intellektuellen Leistung, von Ungehemmtheit der Affektivität, die Unfähigkeit zur Mäßigung und zum Aufschub, die Neigung zur

---

<sup>7</sup> „Gerade weil die totale Herrschaft ohne eine Massenbasis nicht möglich ist, scheint diese Herrschaftsform so außerordentlich geeignet, die Erbschaft des asiatischen Despotismus vor allem in China und Indien anzutreten, wo ein unerschöpfliches Menschenreservoir vorhanden ist, um den machtakumulierenden und menschenzerstörenden Apparat totalitärer Bewegungen in Schwung zu halten, wobei hinzukommt, daß in Asien nicht die abendländisch-christliche Tradition von dem Wert jedes Menschenlebens dem Gefühl von der Überflüssigkeit der Menschen – ein Gefühl, das in Europa ganz neuen Datums ist und sich erst aus der außerordentlichen Bevölkerungszunahme der letzten 150 Jahre ergeben hat, um dann in den Krisen der Massenarbeitslosigkeit akut zu werden – entgegensteht.“ (Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958. S. 462 f.)

Überschreitung aller Schranken in der Gefühlsäußerung und zur vollen Abfuhr derselben in Handlung, dies und alles Ähnliche, was wir bei Le Bon so eindrucksvoll geschildert finden, ergibt ein unverkennbares Bild von Regression der seelischen Tätigkeit auf eine frühere Stufe, wie wir sie bei Wilden oder bei Kindern zu finden nicht erstaunt sind.“<sup>8</sup>

Die beunruhigende und innovative Mischung in der Darstellung des Modernen und des Archaischen, hat Walter Benjamin für Kafkas Darstellung von Gesellschaft und Ich gesehen. Sowohl die Veränderung dessen, was Freud als Über-Ich, Ich und Es beschrieb als auch die gesellschaftliche Rückkehr zu vereinfachten Denk- und Handlungsmustern in der bürgerlichen Klassengesellschaft erzeugt in Kafkas Darstellung die beängstigende, klaustrophobische Atmosphäre der Werke.

Freud zeigt die Dialektik von Kultur und Triebleben des Menschen. Sowohl die aggressiven als auch die sexuellen Triebe müssen eingeschränkt und von der Kultur kontrolliert werden, denn sie besitzen zu viel Sprengkraft, die sich gegen die Kultureinrichtungen wenden würde. Die Bewältigung der Anpassung an die vorgegebenen Standards kostet immer mehr libidinöse Energie, die nicht mehr zur primären Befriedigung des Individuums verwandt wird. Auch die Sublimierung erotischer Bedürfnisse kann den Eros schwächen und somit den Aggressionstrieben mehr Entfaltungsraum bieten. Die Aggressionen der einzelnen muß die Kultur wiederum bewältigen, damit sie nicht zerstörend wirken und den gesamten Funktionszusammenhang zum Erliegen bringen.

Man sieht, wie verschwindend klein umgrenzt und dabei selbst in sich nicht unproblematisch Sublimierung durch Kunst und Schönheit im Gesamtkontext der Dialektik von Unterdrückung der Aggression und Umlenkung der erotischen Triebenergie zu bewerten ist. Sublimierung bietet einerseits Triebbefriedigung und andererseits Abtrag und Freiheit von drängenden Impulsen, doch können nur wenige Menschen diese sanfte kulturelle Lösung wahrnehmen. Immer mehr Menschen sind gar nicht mehr in die Gesellschaft integrierbar und suchen ihre Triebabfuhr in Gewalterruptionen, die sie auch nicht zufriedener machen. Der Ekel der anderen, besser Angepassten und ihre eigene offensichtliche Überflüssigkeit für die Gesellschaft bleiben ihnen selbst nicht verborgen und bilden eine Art *Circulus vitiosus*, der mit immer neuer Gewaltabfuhr beantwortet werden muß.

Immanuel Kant trennt in seinen beiden ersten Kritiken die beiden Bereiche Natur und Sittlichkeit. Das eine erscheint als das Reich der Notwendigkeit, das andere als das

---

<sup>8</sup> Sigmund Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: Gesammelte Werke. Dreizehnter Band. London, 1940. S. 129.



Reich der Freiheit. In der vernünftigen Erfüllung des Sittengesetzes ist der Mensch frei und autonom gegenüber den Gesetzen und Abhängigkeiten von Natur und Gesellschaft. Ohne diese Ungebundenheit der Willensentscheidung wäre der Mensch kein Wesen, das frei über sich selbst und sein Tun bestimmen könnte. Das Problem besteht darin, daß nur wenige Menschen der freien Vernunftentscheidung fähig sind. Es ist möglich, die Welt nach den als vernünftig erkannten Zielsetzungen zu verändern, doch nur wenige machen Gebrauch von ihrer Vernunftausstattung als Wahrnehmen ihrer Freiheitsdimension. Auch in ihrer Einschätzung der komplexen Behinderungen des Individuums treffen sich Freud und Kant. Beide sehen Menschen eingebunden in ihrem gesellschaftlichen Rahmen. Der Raum für Freiheit und Entfaltung ist auf seiten des Individuums aufgrund von Triebstärke, Intelligenz und Denkkraft und auf seiten der Gesellschaft aufgrund von inneren und äußeren Verboten eng begrenzt. Kant versucht, einen Raum zu schaffen, der die Freiheit des Menschen garantiert.

Auch ohne die pflichtbewußte Erfüllung des Sittengesetzes zeigt Kant in der „Kritik der Urteilskraft“ (1791), daß im Reich der Notwendigkeit ein Zustand der Freiheit von der gegenständlichen Welt erreicht werden kann. Durch die sinnlichen Gefühle der Lust und Unlust und durch das freie ungebundene Spiel der Einbildungskraft findet der Mensch Arten und Formen von Gegenständen, die für sich nicht den Gesetzen und Zweckmäßigkeiten der Welt unterliegen. Durch diese Unabhängigkeit im freien Spiel der Phantasie unterliegen diese nicht den Abhängigkeiten der Naturgesetze und machen dadurch auch das Subjekt frei von diesen Abhängigkeiten. Hinsichtlich der Bestimmung der Freiheitsmöglichkeiten des Menschen bemerkt Kant:

„ (...) und wir benennen schöne Gegenstände der Natur oder Kunst oft mit Namen, die eine sittliche Beurteilung zum Grunde zu legen scheinen. Wir nennen Gebäude und Bäume majestätisch und prächtig, oder Gefilde lachend und fröhlich; selbst Farben werden unschuldig, bescheiden, zärtlich genannt, weil sie Empfindungen erregen, die etwas mit dem Bewußtsein eines durch moralische Urteile bewirkten Gemütszustandes Analogisches erhalten. Der Geschmack macht gleichsam den Übergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmäßig für den Verstand bestimmbar vorstellt und sogar an Gegenständen der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freies Wohlgefallen finden lehrt.“<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Immanuel Kant: Von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit. In: Kritik der Urteilskraft. § 59. Darmstadt, 1974, unveränderter Nachdruck der sechsten Auflage von 1924. S. 214 f.

Aus diesem subjektiven Freiheitszustand ergibt sich noch keine Vernunft im Sinne ihrer erkennenden und verändernden Funktion, aber Kant wertet den ästhetischen Zustand der Freiheit von den Zwängen der Außenwelt als eine Voraussetzung, um sich dem Denken und damit positiver Veränderung widmen zu können.

Dieses befriedigende lustvolle Tun in der Vorstellung des Schönen kann als gelungene Sublimierung bezeichnet werden. Bei Freud liegt der Akzent auf der Befriedigung und Erfüllung der Triebwünsche, während bei Kant das Moment der Freiheit von der Sinnenwelt und ihren Anforderungen in Ansehung oder Vorstellung des Schönen akzentuiert wird. Hier wird die doch noch erfüllte Bedürfnisebene betont, dort die Chance auf Autonomie und Unabhängigkeit als freies Subjekt. Lust und Freiheit gehören zusammen und sind bei beiden Denkern Begleiter der Schönheit und der Kunst. So sind sie einerseits als Triebbefriedigung und andererseits als Freiheitsgaranten charakterisiert.

Die sexuelle Unterdrückung, die so schädigend für Individuum und Kultur ist, ist heute weitgehend aufgehoben. Sexualität ist enttabuisiert. Doch dieser Prozeß hat weder mehr Freiheit und erotisches Glück mit sich gebracht noch wurden die materiellen Lebensumstände der Menschen verbessert. In einer Massengesellschaft kann es keine befreiende Erotik geben, denn sie existiert als *Promesse de bonheur* zwischen zwei Menschen. Kunst und erotisches Glück waren Erfahrungsgebiete, die nicht vornehmlich von gesellschaftlichen Abhängigkeiten durchsetzt waren. Den Begriff „*Promesse de bonheur*“ hat Herbert Marcuse von Stendhal übernommen, den er zuerst für die Canova-Statue und später in „*De l'amour*“ für die erotische Erfüllung verwandte. Marcuse deutet die Liberalisierung der Sexualität als Erhöhung gesellschaftlicher Kontrolle und eben nicht als Prozeß, der die Individuen der Verdrängung, Fixierung oder als glücklichstem Weg des Triebes der Sublimierung enthebt:

„Aber bei dieser Form der Freisetzung ändert die libidinöse Energie ihre soziale Funktion: in dem Maße, wie Sexualität von der Gesellschaft sanktioniert und sogar ermutigt wird (nicht ‚offiziell‘ natürlich, aber durch die als ‚normal‘ betrachteten Sitten und Verhaltensweisen), verliert sie die Qualität, die nach Freud ihre wesentliche erotische Qualität ist, nämlich das Moment der Befreiung vom Gesellschaftlichen. (...) Auch der geistige Widerstand wird in seinen Wurzeln geschwächt: verwaltete Befriedigung herrscht auch im Bereich höherer Kultur, sublimierter Bedürfnisse und Ziele.“<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Herbert Marcuse: Das Veralten der Psychoanalyse. In: Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt, 1970. S. 102.

Kunst und Schönheit haben immer auch dem herrschenden Establishment gedient, weil sie das Andere, Ersehnte aufbewahren und zugleich dazu beitragen über das herrschende Falsche hinwegzutrusten. Ganz deutlich tritt außerdem der Ausschluß vieler von den großen Werken der Kunst hervor:

„Die Reinheit der bürgerlichen Kunst, die sich als Reich der Freiheit im Gegensatz zur materiellen Praxis hypostasierte, war von Anbeginn mit dem Ausschluß der Unterklasse erkaufte, deren Sache, der richtigen Allgemeinheit, die Kunst gerade durch die Freiheit von den Zwecken der falschen Allgemeinheit die Treue hält.“<sup>11</sup>

Lehamschich: weitermachen, ist ein zentraler Begriff im jüdischen Leben. Seine Bedeutung liegt in der lebenspraktischen Seite, nämlich trotz gesellschaftlicher und persönlicher Katastrophen die Kraft aufzubringen, weiterzuleben. Heute nimmt dieser Begriff einen ersterbenden, trostlosen Klang an, da das frühere Widerstandsmoment in ihm erloschen zu sein scheint. Weitermachen heißt, die gegebenen Standards zu akzeptieren. John Updike schildert in dem amerikanischen Durchschnittsbürger Harry Angstrom so ein Leben, das sich im Weitermachen aufreibt und erschöpft, denn den Bruchstücken und Zufällen seiner Existenz kann trotz Mühe und Engagements kein verbindender Sinn mehr abgewonnen werden. Unprätentiös nimmt Harry es auf sich, entgegen allen Widrigkeiten weiterzuleben und das Beste aus Situationen zu machen, die gleichermaßen lebensbedrohlich wie auch langweilig und absurd sind. Er stirbt an zu vielen Schokoriegeln.<sup>12</sup>

Die tragische Kunst des Abendlandes zeigt die Dialektik von Versagung und Erfüllung. Erich Auerbach legt in der „Mimesis“ die Verlagerung des hohen tragischen Tones in der Literatur von der feudalen Schicht auf die bürgerliche und kleinbürgerliche Schicht dar.<sup>13</sup> Die Darstellung des tragischen Konflikts des Helden hat der realistische Roman des 19. Jahrhunderts von der hohen klassischen Tragödie geerbt und weiterentwickelt. Die Romantik mit ihrer Zentrierung auf die Gefühlswelt hat diesen Umbruch vorbereitet.<sup>14</sup> Der gesamte Lebenszusammenhang in seiner materiellen, sozialen, geistigen und psychischen Ausformung tritt im epischen Kunstwerk in Erscheinung. Stilmischung des hohen und niederen Tones und Ironie bestimmen als Formmerkmale den Roman.

---

<sup>11</sup> Theodor W. Adorno: Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. In: Gesammelte Schriften. Band 3. Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main, 1981. S. 157.

<sup>12</sup> „You fill a slot for a time and then move out; that’s the decent thing to do: make room.“ (John Updike: Rabbit at Rest. New York, 1990. S. 22.)

<sup>13</sup> Siehe: Erich Auerbach: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Tübingen und Basel, 1946. S. 440 ff.

<sup>14</sup> Siehe: Erich Auerbach: Romantik und Realismus. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Schulbildung. 9. Jahrgang. Berlin, 1933. S. 148.

Jetzt bleibt zu fragen, inwieweit Kafkas Werk dem tragischen Mitleid und der tragischen Furcht entspricht und welche Implikationen daraus folgen. Kafkas Romane bieten keine Versöhnung an, seine Figuren sind alle, ob sie zur herrschenden Klasse gehören, oder ob sie das Leiden der scheiternden Hauptfiguren darstellen, in ihrer eigenen Begrenztheit gefangen. Die Klaustrophobie erscheint als die gesellschaftliche Auswirkung seiner Gesellschaftserkenntnis, die die einen zu Verlierern und die anderen zu Gewinnern macht. Doch die Gewinner in Kafkas Werk sind nichts weniger als Angehörige der Happy few. Sie sind dieselben atomisierten Individuen wie Josef K. und K., aber im Gegensatz zu diesen, fallen sie nur aus einer Art Zufall noch nicht der Zerstörung anheim.

Kafkas Figuren sind als die Scheiternden, die sie sind, tragische Helden. Kann man mit ihnen Mitleid empfinden, obwohl einerseits die größte Furcht darin besteht, selbst Verlierer zu sein und andererseits kein Mitleid mit den Verlierern herrscht? Das Tragische erregt Furcht und Mitleid, um von diesen Affekten zu reinigen. Der Begriff der Furcht erscheint im Werk unproblematisch. Kafka zeigt Zustände ohne Gnade und ohne Hoffnung: Diese gesellschaftliche Darstellung ist furchterregend.

Das Mitleid mit Josef K. und K. entsteht aus einem Reflexionszusammenhang. Kafka sagt niemals, daß der Mann vom Lande durch das Tor gehen soll, doch sein entsetzliches Verharren im ewigen Augenblick setzt beim Leser einen Denk- und Gefühlsprozess in Gang, an dessen Ende das Recht des einzelnen auf Widerstand und auf Erfüllung seiner Wünsche erscheinen kann. Man versteht, daß es darum geht, die Kraft für sich zu sammeln und dann auch für die anderen, ebenso Isolierten, um weiterzugehen, weiterzumachen. In diesem sich herstellenden Verstehensprozeß erscheint das Schicksal der Helden als ein tragisches, sie konnten nicht tun, was sich als das Notwendige im Sinne des für sie Wahren herauskristallisierte.

Mitleid mit ihnen erscheint auf der Folie der Erkenntnis des eigenen Verharrens und Nicht-gehen-Könnens. Kafkas Tragik erwächst aus der Begrenztheit des Bewußtseins und aus der Verblendung der Wünsche, die zur Entsagung gegenüber einer Welt ohne Freiheitsmöglichkeiten führen. Gerade weil ein mögliches Handeln nur ex negativo erscheint, befreit Kafka von Ängsten. Die unbewußte schädigende Anpassung und die Furcht zu versagen, werden bewußt und neue Lebensmöglichkeiten können sich eröffnen. Kafkas Figuren und sein Werk täuschen nicht, und es gibt keinen falschen Trost. Aber im ästhetischen Reflexionsprozeß erzielt das Werk den eindeutigen Gestus befreiender Humanität.

Die große bürgerliche Kunst zeigt die Menschen, wie sie sein könnten, wenn sie nicht in der warenproduzierenden Welt zu isolierten Vereinzelten geworden wären. Herbert Marcuse beleuchtet den Doppelcharakter, den Kunst im bürgerlichen Zeitalter angenommen hat. Einmal sind in ihr die Wünsche nach Glück und Freiheit aufgehoben,

zum anderen tröstet sie über die Härte des Lebens hinweg, indem sie mit den bestehenden Verhältnissen versöhnt, da im Augenblick der Rezeption immer noch die Vielfalt menschlichen Fühlens und Denkens aufscheint und sich dem Leser mitteilt. Die Kunst kann sich nur noch so gegen die Wirklichkeit behaupten, allerdings um den Preis ihrer Unwirklichkeit.<sup>15</sup> Theodor W. Adorno betont den dialektischen Widerspruch in der Rezeption von Kunst, der sich in dem Versprechen eines besseren Lebens einerseits und Versöhnung mit den herrschenden Verhältnissen andererseits ausdrückt. Wenn die Kunst affirmativ sei, sei sie damit noch nicht falsch, ebenso wie die Kultur, obwohl sie mißlang, nicht falsch sei. Bei Adorno erscheint die Kunst als einzige Möglichkeit, die unterdrückte Natur und das Versprechen des Glücks für den einzelnen durch die Unterdrückung hindurch zu tragen und zu erhalten.<sup>16</sup>

Harold Bloom erkennt in Shakespeares Werk die Erschaffung des modernen Ich. In seinem Werk, besonders in den Figuren Hamlets und Falstaffs, werden Ich und Bewußtsein, wie wir sie heute verstehen, kreiert.<sup>17</sup>

Kafka zeigt dreihundert Jahre später das Ich in seiner Bedrohtheit und in seinem Verfall. Kein noch so geregeltes bürgerliches Leben (Josef K. im „Proceß“), keine Randexistenz (K. im „Schloß“) bleibt frei von Schuld und dem Zerfall der Wünsche und Hoffnungen. Sprache als Instrument der Erkenntnis der Welt bleibt Ausnahme. Fremd und unwirklich, schemenhaft und wie nicht vollständig individuiert erscheinen die Figuren. In der Darstellung der Verletzlichkeit und Zerbrochenheit des Bewußtseins seiner Figuren bewahrt Kafka die Erinnerung an ein anderes Ich. Er führt den Leser durch die Spaltungsprozesse hindurch und rettet so das Bild und die Idee der Einheit.

---

<sup>15</sup> „Eine private Durchbrechung der Verdinglichung findet statt. In der Kunst braucht man nicht realitätsgerecht zu sein: hier kommt es auf den Menschen an, nicht auf seinen Beruf, seine Stellung. (...) Aber der Schein hat eine reale Wirkung: es findet eine Befriedigung statt. Ihr Sinn jedoch wird entscheidend verändert: sie tritt in den Dienst des Bestehenden. Die rebellische Idee wird zum Hebel der Rechtfertigung.“ (Herbert Marcuse: Über den affirmativen Charakter der Kultur. In: Kultur und Gesellschaft I. Frankfurt am Main, 1971. S. 89.)

<sup>16</sup> „Sie dämmt Barbarei, das Schlimmere, ein; unterdrückt Natur nicht nur, sondern bewahrt sie durch ihre Unterdrückung hindurch; in dem vom Ackerbau entlehnten Begriff der Kultur schwingt das mit. Leben hat sich, auch mit dem Prospekt eines richtigen, durch Kultur perpetuiert; in authentischen Kunstwerken hallt das Echo davon wider.“ (Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften. Band 7. Ästhetische Theorie. Frankfurt am Main, 1970. S. 374.)

<sup>17</sup> „Man könnte diesen Sachverhalt mit etwas mehr Zurückhaltung beschreiben, aber man würde Shakespeare missverstehen: Man könnte sagen, seine Originalität bestehe darin, dass er Geist, Persönlichkeit und Charakter auf eine neue Art *dargestellt* habe. Aber in den Stücken gibt es ein exzessives Moment, ein Element des Überflusses, das über die bloße Darstellung hinausgeht und die Metapher ‚Schöpfung‘ rechtfertigt. Die dominanten Figuren Shakespeares, unter ihnen Falstaff, Hamlet, Rosalind, Jago, Lear, Macbeth, Kleopatra, demonstrieren nicht nur in imposanter Weise, wie Sinn entsteht – statt bloß reproduziert, wiederholt zu werden –, sondern bringen auch neue Formen von Bewusstsein zur Welt.“ (Harold Bloom: Shakespeare. Die Erfindung des Menschlichen. Berlin, 2001. S. 19.)

## **Literaturverzeichnis**

### **Literatur zu Kafka**

Ulf Abraham: Der verhörte Held. Verhöre, Urteile und die Rede von Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas. München, 1985.

Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 254-287.

Beda Allemann: Fragen an die jüdische Kafka-Deutung. In: Franz Kafka und das Judentum. Herausgegeben von Karl Erich Grözinger Stéphane Mosès und Hans Dieter Zimmermann. Frankfurt am Main, 1987. S. 35-70.

Beda Allemann: Kafka. ‚Der Proceß‘ (1963). In: Zeit und Geschichte im Werk Kafkas. Herausgegeben von Diethelm Kaiser und Nikolaus Lohse. Göttingen, 1998. S. 37-99.

Peter-André Alt: „Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos.“ Motive der Melancholie bei Kafka. In: Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association. Volume 21, No. 2. University of California at Riverside, 1988. S. 55-76.

Horst Althaus: Franz Kafka – Ghetto und Schloß. In: Zwischen Monarchie und Republik. Schnitzler Hofmannsthal Kafka Musil. München, 1976. S. 134-158.

Günther Anders: Kafka. Pro und Contra. Die Prozeß-Unterlagen. München, 1972.

Thomas Anz: Franz Kafka. München, 1989.

Hannah Arendt: Franz Kafka. In: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt am Main, 1976. S. 88-107.

Friedrich Balke: Fluchtlinien des Staates. Kafkas Begriff des Politischen. In: Friedrich Balke und Joseph Vogl (Hg.): Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie. München, 1996. S. 150-178.

Reinhard Baumgart: Selbstvergessenheit. Drei Wege zum Werk: Thomas Mann Franz Kafka Bertolt Brecht. München, 1989.

Peter U. Beicken: Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung. Frankfurt am Main, 1974.

Peter U. Beicken: Starker Knochenbau. Zur Figur der Proletarierin bei Kafka. In: Preis der Vernunft. Literatur zwischen Aufklärung, Widerstand und Anpassung. Festschrift für Walter Huder. Berlin/Wien, 1982. S. 51-65.

Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Herausgegeben von Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1981.

Friedrich Beißner. Der Schacht von Babel. In: Der Erzähler Franz Kafka und andere Vorträge. Frankfurt am Main, 1983. S. 85-121.

Chris Bezzel: Natur bei Kafka. Nürnberg, 1964.

Jürgen Born: Kafkas Türhüterlegende. Versuch einer positiven Deutung (1986). In: „Daß zwei in mir kämpfen ...“ und andere Aufsätze zu Kafka. Wuppertaler Broschüren zur Allgemeinen Literaturwissenschaft. Nummer 2 / 1988. Bergische Universität – Gesamthochschule Wuppertal. S. 155-173.

Hartmut Binder: Motiv und Gestaltung bei Franz Kafka. Bonn, 1966.

Hartmut Binder: Kafka-Kommentar zu den Romanen, Rezensionen, Aphorismen und zum Brief an den Vater. München, 1982.

Max Brod: Franz Kafka. Eine Biographie. Erinnerungen und Dokumente. New York, 1946.

Max Brod: Nachworte. Nachwort zur ersten Ausgabe. In: Franz Kafka: Das Schloß. Frankfurt am Main, 1964. S. 526-538.

Max Brod: Der Prager Kreis. Frankfurt am Main, 1979.

Elias Canetti: Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice. München, Wien, 1984.

Gerhard Danzer: Franz Kafka oder die Schwierigkeit ein Ich zu bauen. In: Josef Rattner / Gerhard Danzer: Österreichische Literatur und Psychoanalyse. Literaturpsychologische Essays über Nestroy – Ebner-Eschenbach – Schnitzler – Kraus – Rilke – Musil – Zweig – Kafka – Horváth – Canetti. Würzburg, 1997. S. 221-255.

Gilles Deleuze / Félix Guattari: Kafka. Für eine kleine Literatur. Frankfurt am Main, 1976.

Rolf J. Goebel: Kritik und Revision: Kafkas Rezeption mythologischer, biblischer und historischer Traditionen. Frankfurt am Main, 1986.

Willy Haas: Franz Kafka. In: Gestalten. Essays zu Literatur und Gesellschaft. Frankfurt/M – Berlin, 1962. S. 208-228.

Erich Heller: Franz Kafka. In: Moderne Theoretiker. Herausgegeben von Frank Kermode. München, 1976.

Erich Heller: Die Welt Franz Kafkas. In: Enterbter Geist. Frankfurt am Main, 1981. S. 281-329.

Paul Heller: Franz Kafka: Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Tübingen, 1989.

Ingeborg Henel: Die Deutbarkeit von Kafkas Werken. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgegeben von Hugo Moser und Benno von Wiese. 86. Band. Berlin, 1967. S. 250-266.

Hans Helmut Hiebel: Die Zeichen des Gesetzes. Recht und Macht bei Franz Kafka. München, 1983.

Wilhelm Emrich: Franz Kafka. Bonn, 1958.

Uwe Jahnke: Die Erfahrung von Entfremdung. Sozialgeschichtliche Studien zum Werk Franz Kafkas. Stuttgart, 1988.

Klaus Jeziorkowski: „Bei dieser Sinnlosigkeit des Ganzen.“ Zu Franz Kafkas Roman „Der Proceß“. In: Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. Hrsg.: Heinz Ludwig Arnold. München, 1994. S. 200-217.

Das Kafka-Buch. Eine innere Biographie in Selbstzeugnissen. Herausgegeben von Heinz Politzer. Frankfurt am Main, 1983.

Rainer J. Kaus: Erzählte Psychoanalyse bei Franz Kafka. Eine Deutung von Kafkas Erzählung *Das Urteil*. Heidelberg, 1998.



Karin Keller: Gesellschaft in mythischem Bann. Studien zum Roman ‚Das Schloß‘ und anderen Werken Franz Kafkas. Wiesbaden, 1977.

Jürgen Kobs: Kafka. Untersuchungen zu Bewusstsein und Sprache seiner Gestalten. Bad Homburg v.d.H., 1970.

Kurt Krolop: Kafka als Prophet? In: Das Phänomen Franz Kafka. Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 7. Prag, 1997. S. 127-137.

Winfried G. Kudszus: Erzählhaltung und Zeitverschiebung in Kafkas ‚Prozeß‘ und ‚Schloß‘. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Richard Brinkmann und Hugo Kuhn. 38. Jahrgang. XXXVIII. Band, Heft 2. Stuttgart, 1964. S. 192-207.

Winfried G. Kudszus: Musik im *Schloß* und in *Josefine, die Sängerin*. In: Modern Austrian Literature. Volume 11, No. 3/4, 1978. S. 243-256.

Wolfgang Lange: Über Kafkas Kierkegaard-Lektüre und einige damit zusammenhängende Gegenstände. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Richard Brinkmann und Walter Haug. 60. Jahrgang. LX. Band, Heft 2. Stuttgart, 1986. S. 286-308.

Astrid Lange-Kirchheim: Franz Kafka: „In der Strafkolonie“ und Alfred Weber: „Der Beamte“. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Herausgegeben von Heinz Otto Burger. Neue Folge. Bd. XXVII. Heidelberg, 1977. S. 202-221.

Claudia Liebrand: ‚Deconstructing Freud.‘ Franz Kafkas *Der Prozeß*. In: Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz. Herausgegeben von Thomas Anz in Zusammenarbeit mit Christiane Kanz. Würzburg, 1999. S. 133-144.

Christine Lubkoll: „Man muß nicht alles für wahr halten, man muß es nur für notwendig halten.“ Die Theorie der Macht in Franz Kafkas Roman *Der Prozeß*. In: Franz Kafka Schriftverkehr. Hrsg. von Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau, 1990. S. 279-294.

Georg Lütter: Totalität der Hölle: Kafkas Geschichtsbild. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken. Herausgegeben von Hans Schwab-Felisch. XXXVII. Jahrgang, Heft 5. München, im Juli 1983. S. 565-572.

- Stéphane Mosès: Zur Frage des Gesetzes. In: Franz Kafka und das Judentum. herausgegeben von Karl Erich Grözinger, Stéphane Mosès und Hans Dieter Zimmermann. Frankfurt am Main, 1987. S. 13-34.
- Günther Müller: Über das Zeitgerüst des Erzählens. Am Beispiel des ‚Jürg Jenatsch‘. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. hrsg. von Paul Kluckhohn, Hugo Kuhn und Erich Rothacker. 224. Jahrgang. Stuttgart, 1950. S. 1-31.
- Walter Müller-Seidel: Die Deportation des Menschen. Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie* im europäischen Kontext. Stuttgart, 1986.
- Walter Müller-Seidel: Kafkas Begriff des Schreibens und die moderne Literatur. In: LiLi, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Herausgegeben von Helmut Kreuzer. Heft 68: Literarische Schreibprozesse. Göttingen, 1987. S. 104-121.
- Gerhard Neumann: „Nachrichten vom ‚Pontus‘“. Das Problem der Kunst im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka Symposium. Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Herausgegeben von Wilhelm Emrich und Bernd Goldmann. Mainz, 1985. S. 101-157.
- Gerhard Neumann: Franz Kafkas Schloß-Roman. Das parasitäre Spiel der Zeichen. In: Franz Kafka Schriftverkehr. Herausgegeben von Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau, 1990. S. 199-221.
- Gerhard Neumann: Der Zauber des Anfangs und das „Zögern vor der Geburt“. – Kafkas Poetologie des „riskantesten Augenblicks“. In: Hans-Dieter Zimmermann (Hrsg.): Nach erneuter Lektüre: Franz Kafkas Der Process. Würzburg, 1992. S. 121-142.
- Ralf R. Nicolai: Ende oder Anfang. Zur Einheit der Gegensätze in Kafkas *Schloß*. München, 1977.
- Ralf R. Nicolai: „Titorelli“: Modell für eine Kafka-Deutung. In: Was bleibt von Franz Kafka? Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 1. Wien, 1985. S. 79-91.
- Doris Obschernitzky: Franz Kafka, „Das Schloß“. Poetische Irrealität und gesellschaftliche Wirklichkeit. Berlin, 1977.

Malcolm Pasley: Franz Kafka. Der Proceß. Apparatband. Frankfurt am Main, 1990.

Klaus-Peter Philippi: Reflexion und Wirklichkeit. Untersuchungen zu Kafkas Roman ‚Das Schloß‘. Tübingen, 1966.

Heinz Politzer: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt am Main, 1978.

Ernst Popper: Begegnung bei Kriegsausbruch. In: „Als Kafka mir entgegenkam ...“  
Erinnerungen an Franz Kafka. Herausgegeben von Hans-Gerd Koch. Berlin, 1995. S.  
108-111.

Helmut Richter: Franz Kafka. Werk und Entwurf. Berlin, 1962.

Günter Samuel: Vom Ab-schreiben des Körpers in der Schrift. Kafkas Literatur der  
Schreiberfahrung. In: Hans Joachim Piechotta (Hrsg.): Die literarische Moderne in  
Europa. Opladen, 1994. S.452-473.

Jost Schillemeit: Zum Wirklichkeitsproblem der Kafka-Interpretation. In: Deutsche  
Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben  
von Richard Brinkmann und Hugo Kuhn. 40. Jahrgang. XL. Band, Heft 4. Stuttgart,  
1966. S. 577-596.

Walter H. Sokel: Franz Kafka. Tragik und Ironie. Frankfurt, 1976.

Walter H. Sokel: Das Verhältnis der Erzählperspektive zu Erzählgeschehen und  
Sinngehalt in „Vor dem Gesetz“, „Schakale und Araber“ und „Der Prozess“. In:  
Zeitschrift für deutsche Philologie. Hrsg. von Hugo Moser und Benno von Wiese. Band  
86. Berlin, 1967. S. 267-300.

Walter H. Sokel: Das Programm von K.s Gericht: ödipaler und existentieller Sinn des  
PROZESS-Romans. In: Franz Kafka. Symposium. Maria Luise Caputo-Mayr (Hrsg.).  
Berlin, 1978. S. 81-107.

Walter H. Sokel: Kafkas „Der Prozeß“: Ironie, Deutungszwang, Scham und Spiel. In:  
Was bleibt von Franz Kafka? Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 1. Wien,  
1985. S. 43-61.

Reiner Stach: Kafkas erotischer Mythos. Eine ästhetische Konstruktion des Weiblichen.  
Frankfurt, 1987.

Reiner Stach: Kafka. Die Jahre der Entscheidungen. Frankfurt am Main, 2002.

Horst Steinmetz: Negation als Spiegel und Appell. Zur Wirkungsbedingung Kafkascher Texte. In: Was bleibt von Franz Kafka? Schriftenreihe der Franz-Kafka-Gesellschaft 1. Wien, 1985. S. 155-164.

Christoph Stölzl: Kafkas böses Böhmen. Zur Sozialgeschichte eines Prager Juden. edition text + kritik. München, 1975.

Margarete Susman: Das Hiob-Problem bei Kafka. In: Das Nah- und Fernsein des Fremden. Essays und Briefe. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ingeborg Nordmann. Frankfurt, 1992. S. 183-203.

Klaus Wagenbach: Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend. 1883-1912. Berlin, 1958.

Klaus Wagenbach: Wo liegt Kafkas Schloß? In: Kafka-Symposion. Jürgen Born / Ludwig Dietz / Malcolm Pasley / Paul Raabe / Klaus Wagenbach. Berlin, 1965. S. 161-180.

Udo Weinrich: „Dann sind Sie also frei?“ Arbeit bei Kafka. In: Konvergenzen. Studien zur deutschen und europäischen Literatur. Festschrift für E. Theodor Voss. Herausgegeben von Michael Ewert und Martin Vialon. Würzburg, 2000. S. 100-110.

## **Werke anderer Dichter**

Paul Celan. Spät und Tief. In: Mohn und Gedächtnis. Frankfurt am Main, 1976.

Johann Wolfgang von Goethe: Iphigenie auf Tauris. In: Goethes Dramen 1776-1790. Hrsg.: Dieter Borchmeyer und Peter Huber. Frankfurt, 1988. S. 553-619.

Ephraim Gotthold Lessing: Hamburgische Dramaturgie. In: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Herausgegeben von Wilfried Barner zusammen mit Klaus Bohnen, Gunter E. Grimm, Helmut Kiesel, Arno Schilson, Jürgen Stenzel und Conrad Wiedemann. Band 6. Frankfurt, 1985. S. 546-585.

Thomas Mann: Der Tod in Venedig. Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Band VIII. Frankfurt am Main, 1960. S. 444-525.

John Updike: Rabbit at Rest. New York, 1990.

Peter Weiss: Die Ästhetik des Widerstands. Frankfurt, 1983.

## Allgemeine Literatur

Theodor W. Adorno: Begriff der Aufklärung. In: Gesammelte Schriften. Band 3. Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main, 1981. S. 19-60.

Theodor W. Adorno: Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. In: Gesammelte Schriften. Band 3. Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main, 1981. S. 141-191.

Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie. Gesammelte Schriften. Band 7. Frankfurt am Main, 1970.

Theodor W. Adorno: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Gesammelte Schriften. Band 8. Soziologische Schriften I. Frankfurt am Main, 1970. S. 42-85.

Theodor W. Adorno: Kulturkritik und Gesellschaft. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Frankfurt am Main, 1977. S. 11-30.

Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz. In: Gesammelte Schriften. Band 10.2. Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main, 1977. S. 674-690.

Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main, 1958.

Hannah Arendt: Die ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus. München, 1958.

Hannah Arendt: Die verborgene Tradition. In: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt am Main, 1976. S. 46-73.

Hannah Arendt: Walter Benjamin. In: Menschen in finsternen Zeiten. München, Zürich, 1989. S. 185-242.

Hannah Arendt: No Longer and Not Yet. *Nation*, 14. September 1946, S. 300. In: Elisabeth Young-Bruehl: Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit. Frankfurt am Main, 1991. S. 277.

Erich Auerbach: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Tübingen und Basel, 1946.

Erich Auerbach: Romantik und Realismus. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Schulbildung. 9. Jahrgang. Berlin, 1933. S. 143-153.

Leo Baeck: Das Wesen des Judentums. Frankfurt a. M., 1923.

Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte. In: Gesammelte Schriften I.2. Herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main, 1974. S. 691-704.

Ernst Bloch: Studien zum Buch Hiob. In: Für Margarete Susman. Auf gespaltenem Pfad. Herausgegeben von Manfred Schlösser. Darmstadt, 1964. S. 85-101.

Harold Bloom: Shakespeare. Die Erfindung des Menschlichen. Berlin, 2001.

Helmut Dahmer: Pseudonatur und Kritik. Freud, Marx und die Gegenwart. Frankfurt am Main, 1994.

Theo Elm: Die moderne Parabel. Parabel und Parabolik in Theorie und Geschichte. München, 1982.

Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: Die Schriften der Anna Freud. Band I. 1922-1936. Frankfurt am Main, 1987. S. 193-355.

Sigmund Freud: Die Traumdeutung. Über den Traum. Gesammelte Werke. Zweiter und Dritter Band. London, 1942.

Sigmund Freud: Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1906-1909. Siebenter Band. London, 1941. S. 143-167.

Sigmund Freud: Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. II. Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens (1912). In: Gesammelte Werke. Achter Band. Werke aus den Jahren 1909-1913. London, 1943. S. 78-91.

Sigmund Freud: Totem und Tabu. Gesammelte Werke. Neunter Band. London, 1940.

Sigmund Freud: Zur Einführung des Narzißmus. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1913-1917. Zehnter Band. London, 1946. S. 137-170.

Sigmund Freud: Der Moses des Michelangelo. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1913-1917. Zehnter Band. London, 1946. S. 171-201.

Sigmund Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: Gesammelte Werke. Dreizehnter Band. London, 1940. S. 71-161.

Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: Gesammelte Werke. Werke aus den Jahren 1925-1931. Vierzehnter Band. London, 1948. S. 419-506.

Sigmund Freud: XXXI. Vorlesung. Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. In: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke. Fünfzehnter Band. London, 1940. S. 62-86.

Erich Fromm: Zum Gefühl der Ohnmacht. In: Zeitschrift für Sozialforschung. Herausgegeben von Max Horkheimer. Jahrgang VI / 1937. München, 1970. S. 95-118.

Max Horkheimer: Traditionelle und kritische Theorie. In: Gesammelte Schriften. Band 4. Schriften 1936-1941. Frankfurt am Main, 1988. S. 162-216.

Max Horkheimer: Theismus-Atheismus. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 173-186.

Max Horkheimer: Bemerkungen zur Liberalisierung der Religion. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 233-239.

Max Horkheimer: Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 385-404.

Max Horkheimer: Neues Denken über Revolution. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen. 1949-1973. Frankfurt am Main, 1985. S. 415-418.

Enno Janssen: Das Gottesvolk und seine Geschichte. Das Geschichtsbild und Selbstverständnis im palästinensischen Schrifttum von Jesus Sirach bis Jehuda ha-Nasi. Neukirchener Verlag, 1971.

Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. unveränderter Nachdruck der sechsten Auflage von 1924. Darmstadt, 1974.

Sören Kierkegaard: Die Krankheit zum Tode. Hamburg, 1995.

Heinz Kohut: Die Zukunft der Psychoanalyse. In: Die Zukunft der Psychoanalyse. Aufsätze zu allgemeinen Themen und zur Psychologie des Selbst. Frankfurt am Main, 1975. S. 7-27.

Herbert Marcuse: Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud. Frankfurt am Main, 1982.

Herbert Marcuse: Über den affirmativen Charakter der Kultur. In: Kultur und Gesellschaft 1. Frankfurt am Main, 1971. S. 56-101.

Herbert Marcuse: Industrialisierung und Kapitalismus im Werk Max Webers. In: Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt am Main, 1968. S. 107-129.

Herbert Marcuse: Das Veralten der Psychoanalyse. In: Kultur und Gesellschaft 2. Frankfurt, 1970. S. 85-106.

Karl Marx / Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. In: Karl Marx Friedrich Engels: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band 1. Frankfurt am Main, 1983.

George Thomson: Aischylos und Athen. Eine Untersuchung der gesellschaftlichen Ursprünge des Dramas. Berlin, 1985.

Wilhelm Reich: Charakteranalyse. Köln, Berlin, 1970.

Bertrand Russell: Aus dem bolschewistischen Ausland. In: Prager Tagblatt. Mittwoch, 25. August 1920. S. 4.

S. Ph. De Vries: Jüdische Riten und Symbole. Hamburg, 1990.

Max Weber: Wissenschaft als Beruf. (1919). In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen, 1988. S. 582-613.



## **Erklärung**

Hierdurch erkläre ich,

dass ich meine Dissertation „Herrschaft und Sexualität in Franz Kafkas Romanen ‚Der Proceß‘ und ‚Das Schloß‘“

selbstständig, ohne unerlaubte Hilfe angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel verwendet und alle Stellen, die anderen Quellen dem Sinn nach entnommen sind, durch Angabe der Herkunft kenntlich gemacht habe. Alle wörtlich entnommenen Stellen habe ich als Zitate gekennzeichnet.

Die Dissertation hat in ihrer jetzigen oder einer ähnlichen Form weder ganz noch in Teilen einer in- oder ausländischen Hochschule zu Prüfungszwecken vorgelegen.

Marburg, den 09.09.2003

Karin Leich

